Was mancher nicht weiß

Sprachliche Plaudereien

von

J. Ernst Wülfing

PF
3460
W8

PURCHASED FOR THE

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

FROM THE

CANADA COUNCIL SPECIAL GRANT

FOR

LINGUISTICS

Was mancher nicht weiß.

Sprachliche Plaudereien

von

J. Ernst Wülfing.

Jena · Hermann Costenoble · 1905

Alle Rechte nach dem Gesetz über das
deutsche Urheber- und Verlagsrecht
vom 19. Juni 1901 vorbehalten.

PF
3460
W8

Vorwort.

Wer sich, wie es uns der Allgemeine Deutsche Sprachverein seit Jahren lehrt, mit Reinheit, Richtigkeit und Schönheit der deutschen Sprache beschäftigt, wer auch nur ein wenig nachzudenken gelernt hat über den köstlichen Schatz, der uns in unserer Muttersprache verliehen ist, — welchen Schatz zu hüten und zu schirmen und von Schlacken reinzuhalten, zu den schönsten Aufgaben gehört, — der wird bald — ertappt er sich doch häufig selbst darüber — zu der Überzeugung kommen, daß man oft über die gewöhnlichsten und alltäglichsten Wörter dieses deutschen Sprachschatzes gar keinen rechten Bescheid weiß, daß die meisten Deutschen Worte hören und Worte sprechen, ohne sich über deren Ursprung, über ihre Grundbedeutung und die Entwickelung ihrer Bedeutung klar zu sein, wennschon sie den Begriff der Worte wohl verstehen und sie richtig anzuwenden wissen. Ja, den Begriff eines Wortes versteht man wohl ohne weiteres, aber so eigentlich begreifen — man beachte den sinnlichen Grundgedanken dieses Wortes! — „begreifen" werden ihn die wenigsten beim täglichen Gebrauche; erst beim ruhigen und ernstlichen Nachdenken kommen wir dazu, den richtigen Kern zu erkennen, ja dann auch oft ihn geradezu zu sehen; „man fühlt dabei, — sagt einmal der alte Sprachmeister Hildebrand — wie unser Denken unvermerkt in ein Sehen übergeht, ja in ein Bewegen, ein Mitleben und Mittun." Was man dann

aber einmal so erfaßt und ergriffen, so begriffen hat, das haftet im Geiste und geht kaum wieder verloren.

Nun hat man aber die Erfahrung gemacht, hat sie gerade in den letzten Jahrzehnten immer häufiger gemacht, daß doch bei vielen Deutschen ein Trieb vorhanden ist, sich auch über sprachliche Dinge Aufklärung zu verschaffen und den Wörtern und ihrer Bedeutung auf den Grund zu gehen; aber dieses Streben zeigt sich nun gar oft in recht einseitiger Form, seit man angefangen hat für die vielen Fremdwörter, die unserer Sprache zur Unzier gereichen, Verdeutschungen vorzuschlagen. Wie oft haben wir es da erlebt, daß die Leute kamen und sagten: „Ja, das deutsche Wort das ihr uns da vorschlagt, das sagt doch eigentlich etwas ganz anderes als ihr nun damit ausdrücken wollt," — und doch hatte man meist darüber gar nicht nachgedacht, was denn eigentlich auch das liebe Fremdwort bedeutete. Ja, Berufene und Unberufene schließen sich da in der Regel zusammen und fallen über die neu vorgeschlagenen Wörter her; so hieß es, als man für „Garderobe" Kleiderablage vorschlug: „Kleiderablage! Man kann doch die Leute nicht auffordern: ‚Es wird gebeten, die Kleider abzulegen'; denn die Witzbolde würden ja kommen und sagen: ‚Ei, ei! wir dürfen doch hier nicht alle Kleider ablegen." Daß aber die bisherige Aufforderung „Es wird gebeten, die **Garderobe** abzulegen" ganz unsinnig ist, weil dieses Wort im Französischen verschiedene Bedeutungen hat, nur nicht die von uns hineingelegte, daran denken jene nicht; und ebensowenig denkt man daran, daß man zu dem schönen Fremdworte **Déshabillé** den gleichen Witz machen könnte, wenn man nur einmal nachdächte, was dieses

eigentlich heißt. Aber Fremdwörter gedankenlos nachplappern das darf man eben; und doch hört man bei ihnen allerhand mit, was eigentlich gar nicht darin liegt; und doch bezeichnet man mit ihnen oft, was sie in ihrer Heimatsprache nicht bezeichnen; ja, man weiß oft nicht einmal, welches Geschlecht sie haben, und wie man sie richtig schreiben muß. Und die albernsten Modewörter, darunter oft Mißbildungen schlimmster Art, die die Flut des täglichen Lebens auf den Strand wirft, die rafft man ebenso gedankenlos und ohne Überlegung, oft ohne jedes richtige Verständnis auf, läßt sie ruhig deutlichere und schlagendere Ausdrücke bei Seite drängen, und meint Wunders wie man mit ihnen seine Rede ziere, während man sie in Wahrheit damit verunziert. Werden aber gute alte Wörter von berufenen Männern hervorgesucht und neu belebt, oder neue gesetzmäßig und regelrecht gebildet, da regt sich unsere Nörgelsucht, und, ohne daß die guten Seiten des Wortes anerkannt würden, heißt es gleich: „Ei wie sonderbar! wie altfränkisch! wie unmodern! Das Wort heißt ja etwas ganz anderes, das ist gänzlich unbrauchbar!"

Weshalb aber, ja weshalb üben wir nun dieses an sich berechtigte Nachprüfen, dieses Forschen nach dem Ursprunge, nach der Urbedeutung so einseitig nur bei Verdeutschungsvorschlägen? weshalb nicht auch bei den Wörtern, Wendungen und Redensarten, die wir ererbt von unsern Vätern haben, die wir tagtäglich anwenden? Weshalb bei ihnen sich nicht auch einmal hinein versenken in ihr Entstehen, Werden, Wachsen und Wandern? weshalb nicht auch bei ihnen einmal lauschen, was in ihnen alles von Alters her drin steckt und was nicht — wie bei so manchem

Fremdwort — erst hineingeklügelt werden muß? Nicht um zu nörgeln natürlich sollte dies Forschen geschehen, wie man es eben bei den neuen Vorschlägen beliebt, sondern um verstehen zu lernen, wie es denn mit ihnen gewesen ist; um zu erkennen, wie sich ihre Bedeutung entwickelt hat, und wie diese Entwickelung mit dem ganzen menschlichen Leben, dem sittlichen, dem staatlichen Leben oft in engstem Zusammenhange steht; endlich um zu lernen und zu sehen, wieviel Anregung jeder Art aus dem Sprachleben überhaupt zu gewinnen ist. Diese Wörter gebrauchen wir aber stillschweigend Tag für Tag weiter und ahnen meist nicht, wie belehrend solch ein Blick in ihre Geschichte ist. Wie abgegriffene Münzen seien sie, sagt Hildebrand, aber ihr Gepräge könne man doch noch erkennen bei schärferem Zusehen und Vergleichen; „und wirklich, mit oberflächlichem Gebrauche der Worte gleichen wir doch eigentlich Leuten, die Geld einnehmen oder ausgeben, ohne seinen wahren Wert zu wissen. Es ist aber in der Tat nicht bloß nützlich und schön, den Worten ins Innere sehen, ihren wahren ursprünglichen Wert einsehen zu können, sondern auch recht notwendig". So bringt das Suchen nach der Grundbedeutung und Bedeutungsentwickelung des Ausdrucks dem Suchenden auch häufig bei abgezogenen (abstrakten) Begriffen (z. B. Zweck, s. S. 184) ungeahntes neues Licht, läßt ihn sie viel klarer erfassen, als er sie bisher zu begreifen vermochte, da auch sie meist von sinnenfälligen (konkreten) Dingen hergenommen sind; dieser sinnliche Hintergrund abgezogener Begriffe aber regt die Denkkraft an und treibt zu neuem Forschen und Suchen.

Von diesen Gedanken ausgehend versuchte ich es seit einiger Zeit allmonatlich in der „Täglichen

Rundschau" ältere und neuere deutsche Wörter und Fremdwörter, aber auch Redensarten und Stellen aus Dichtwerken, erläuternd zu besprechen, in zwangloser Folge aneinanderknüpfend was sich gerade der Feder bot, und so zu erklären, „was mancher nicht weiß". Manch freundliches Dankeswort ist mir darüber zu Teil geworden, manche neue Anregung auch wurde mir gegeben, und in einem Falle wurde sogar durch Mitteilungen verschiedener sach- und sprachkundiger Leser ganz neues Licht geworfen auf eine Redensart, die bisher noch ziemlich dunkel und zweifelhaft geblieben war (s. S. 10 ff.). Als nun der Costenoblesche Verlag mit dem Gedanken, diese kleinen Aufsätze in Buchform erscheinen zu lassen, an mich herantrat, da griff ich, zumal mir ein gleicher Gedanke auch gerade selber aufgetaucht war, freudig zu, in der Hoffnung es werde auch solch Büchlein dankbare Leser finden, fehlt doch den meisten Menschen in unserer schnellebigen Zeit die Muße, in den schweren Rüstzeugen der Wissenschaft, im Konversationslexikon, in den Wörterbüchern und ähnlichen Werken, nachzuschlagen, wenn ihnen wirklich einmal der Gedanke kommt, sich über das eine oder das andere Wort belehren zu wollen.

Die zwanglose Aneinanderreihung ist auch hier beibehalten, und ich komme vom Hundertsten ins Tausendste; manch anderer älterer, und manch neuer bisher noch nicht veröffentlichter kleiner Aufsatz, der sich jenem leitenden Gedanken unterordnen ließ, ist ebenso zwanglos eingefügt worden, und so wage ich zu hoffen, daß — wenn ich auch nicht jedem nur Neues zu bringen vermag, — doch mancher das eine nicht weiß was ich hier biete, und mancher das andere; daß eben mancher

Leser doch manches findet, was ihm neu ist, und daß das Büchlein manchem in den Mußestunden unterhaltende Belehrung und belehrende Unterhaltung bringen möge. Solch freundlicher Belehrung bin ich aber auch selber zugänglich, und ich werde dankbar sein für jede Anregung und für jede Ergänzung, die mir etwa aus meinem Leserkreise geboten wird; denn nicht in vermessenem Gelehrtendünkel und in überhebendem Tone ist die Überschrift des Büchleins geschrieben und gemeint, ist doch all unser Wissen allemal Stückwerk, und wenn wir noch so viel gelernt, und noch so tief geforscht hätten. So fußen natürlich die Worterklärungen, die ich biete, zum größten Teile auf dem, was „die gelehrte Forschung von den großen Begründern der Sprachwissenschaft an bis auf unsere Tage" festgelegt hat; und wenn Friedrich Kluge in seinem großen wissenschaftlichen Werke, dem „Etymologischen Wörterbuche der deutschen Sprache" erklärt, daß er sich „dankbar fühlt in einem Abhängigkeitsverhältnis" zu dieser Forschung, so darf ich in diesem unterhaltenden Werkchen ein gleiches freudig bekennen, und dazu das, daß ich gerade Kluge neben Hildebrand und anderen sehr vieles verdanke.

Bonn, im Mai 1905.

Dr. phil. **J. Ernst Wülfing.**

„Auslösen" — das ist heute die Losung, das ist das Stichwort, das Modewort, das Schlagwort! In den Zeitungen begegnet man ihm jetzt fast in jedem dritten Satze, und was wird da nicht alles ausgelöst! Empfindungen, die früher erregt wurden, jetzt werden sie nur noch ausgelöst; Gefühle, die bisher angeregt wurden, jetzt werden sie ausgelöst; Wirkungen, die erzeugt wurden, jetzt werden sie ausgelöst; Teilnahme, die bisher erweckt wurde, Freude, die bisher hervorgerufen wurde, jetzt werden sie ausgelöst. Kurz, wohin man sieht und hört, man ist im Zeitalter der „Auslösung". Und wenn nun gar ein Setzer das s mit f verwechselt und etwa druckt: „das Schauspiel vermochte gestern Abend jenes Gefühl reiner Tragik aufzulösen, das ..." — o weh! Aber wie viele Tausende von denen die es lesen und hören, ja wie viele selbst von denen die es schreiben, wissen oder denken auch nur einmal darüber nach, woher dieser sonderbare, wenngleich jetzt alltägliche, Ausdruck stammt! In der Technik spricht man davon, daß ein Hebel, eine Hemmung oder ähnliches ausgelöst, und eine bisher zurückgehaltene Kraft dadurch wieder in Tätigkeit gesetzt wird; und dieses Wort wird nun blindlings von einem dem anderen nachgeschrieben und nachgesprochen; in den meisten Fällen ganz gedankenlos, denn wie viele denken überhaupt über die Wörter nach, die sie gebrauchen! Bestimmte Begriffe sind mit ihnen verbunden, und damit basta! Wer wird sich weiter um sie kümmern? Und doch hat es soviel Reiz, dem Ursprunge von Wörtern und Redensarten auf die Spur zu gehen, oder einem geflügelten Worte einmal schärfer auf den Zahn zu fühlen.

Ein anderes derartiges Modewort ist z. B. **Einschlag.** Alles hat jetzt einen „Einschlag“: einem Poeten steckt französischer Einschlag im Blute (man denke!), ein Philosoph soll dem Idealismus der Klassiker einen Einschlag von Wirklichkeitssinn gegeben haben, ein Schauspieler leistet sich bei einer Rolle einen starken Einschlag von Würde, Krain weist trotz seiner überwiegend slawischen Bevölkerung einen sehr starken deutschen Einschlag auf, usw. usw. Auch von diesem Worte wird mancher nicht wissen, was es *eigentlich* bedeutet, daß es nämlich bei der Weberei den in den Aufzug eingeworfenen oder eingeschossenen Faden bezeichnet. Drum sind wenigstens manche Anwender des Wortes so freundlich und machen dem Leser das Bild etwas deutlicher, sagen von einem Buche, es sei ein kleiner *Faden* einschlag in das *Gewebe* unseres Schrifttums, oder loben einen Dichter, daß er mit großem Geschick den fremden Einschlag in seine Erzählung hinein *verwoben* habe.

Nicht aber nur solche Modewörter sind für viele Leser dunklen Ursprungs, auch viele, viele ganz landläufige und althergebrachte Wörter und Wendungen, einheimische sowohl wie fremde, und auch viele Stellen aus Dichtwerken, sind genau genommen für manchen, der sie immer wieder gedankenlos spricht oder schreibt, liest oder hört, doch *eigentlich* böhmische Dörfer. Gerade diese **böhmischen Dörfer** z. B. wird sich mancher nicht zu erklären wissen; sie gehören allerdings auch zu den Redensarten, die nicht ganz leicht zu deuten sind. Man hat verschiedene Versuche dazu gemacht: weil die slawischen Ortsnamen für uns einen fremden Klang haben; oder weil im Dreißigjährigen Kriege so viele böhmische Dörfer dem Erdboden gleich gemacht wurden, daß man kaum noch ihre Namen kannte; oder weil die Zigeuner in ihrer uns unverständlichen Sprache als ihre Heimat böhmische Dörfer nennen, die uns fremd und unbekannt sind. So sagen wir auch „*das kommt mir böh-*

mi∫ch vor", wenn uns etwas unverständlich ist, ursprünglich nur von der Sprache; aber auch **„es klingt mir ſpaniſch"**. Bezeichnet dieses nun heutzutage nur noch „unverständlich, sonderbar", so ist es doch früher, von Karls des Fünften Zeiten an im Sinne von „verhaßt" gebraucht worden, weil dieser „deutsche" Kaiser so viel spanisches Unwesen aus seinem geliebten Spanien nach Deutschland brachte.

Dieses spanisch-deutschen Herrschers Sohn, Philipp den Zweiten, läßt Schiller den bekannten Ausspruch tun:

Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter (Don Carlos I. 6). Das ist solch eine Stelle, die wir hören, auch zu verstehen glauben, und doch in Wirklichkeit nicht begreifen. Denn nicht rein im übertragenen Sinne spricht Philipp so, sondern er meint es auch wirklich, wörtlich. Darüber wird aber eben mancher noch nicht nachgedacht haben, daß es heißen soll: mein Reich ist so riesengroß und weitausgedehnt, daß jeden Augenblick an irgend einer Stelle die Sonne scheint, wenn sie auch an einer anderen gerade untergeht; also: ir gend wo scheint die Sonne ſtets in meinem Reiche.

Daß man seit des Kopernikus im wahrsten Sinne des Wortes weltbewegender Entdeckung eigentlich gar nicht mehr von Aufgehen und Untergehen der Sonne sprechen dürfte, wird mancher wissen, ebenso daß **Gift** eigentlich das Gegebene, die Gabe bedeutet, was in Mitgift noch deutlicher zu erkennen ist; auch daß der jetzt so viel umstrittene **Taler** ursprünglich ein gebürtiger Joachimsthaler war, dem man also auch von Rechts wegen so kurz vor seinem Scheiden nicht sein angestammtes „h" hätte rauben dürfen, wird mancher wissen; und ebenso daß der **Gulden** von Haus aus der Güldene war, also ein Goldstück, und daß man darum eigentlich ebenso wenig von einem Goldgulden sprechen dürfte, wie von einem Silbergulden oder gar Papiergulden. Mancher wird auch

wissen, daß die **Moneten** mit den Münzen stammverwandt sind, aber vielleicht in Verlegenheit geraten, wenn er sagen sollte, was denn wohl eine **Scheidemünze** ist. Wie das französische monnaie divisionnaire die Teilungsmünze, das englische change das Wechselgeld heißt, so soll unser deutsches Scheidemünze die kleinen Münzen bezeichnen, die dazu dienen, Käufer und Verkäufer bei kleinen Beträgen zu scheiden, zur Einigung zu bringen; sie dienen zur Scheidung und Ausgleichung für die Bruchteile der großen Geldstücke.

Daß **Herzog** der vor dem Heere Ziehende, also der Heerführer ist; daß **fertig** zu Fahrt gehört und „zur Fahrt bereit" bedeutet; daß **Kunst** zu können gehört wie Gunst zu gönnen und Brunst zu brennen, und daher ursprünglich jedes Können und Wissen bedeutete, das werden viele wissen. Manchem aber dürfte unbekannt sein, daß **Pfirsich** ursprünglich persischer Apfel bedeutet, aus lateinischem persicum (malum) sich entwickelt hat, und zwar, wie das anlautende pf zeigt, schon vor der althochdeutschen Zeit, während der chinesische Apfel, **die Apfelsine,** erst um 1500 von den Portugiesen nach Europa gebracht wurde, bei uns zunächst Chinaapfel hieß, und erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts Apfelsine (sine = China) genannt wurde. Zwei andere Namen dieser selben Fruchtgattung, **Orange** und **Pomeranze,** sind, so ungleich sie auch aussehen mögen, gleiches Stammes; es liegt ein Sanskritwort nâranga zu Grunde, aus dem spanisches naranja, französisches orange und italienisches arancia sich entwickelt haben; aus diesem letzten und italienischem pomo entstand mittellateinisches pomarancia, also eigentlich Apfel-Orange oder Orangen-Apfel, und daraus unser Pomeranze. Daß unsere **Quitte** über althochdeutsches chutina aus griechischem *κυδώνεα* (lateinisch malum cydonium, also eigentlich cydonischer Apfel) entstanden sein soll, und unser **„Apfel"** aus malum Abellanum (also Frucht aus Abella, einer Campanischen Stadt

die wegen ihrer Äpfel berühmt war), das dürfte schon der eine oder andere gehört haben; weniger bekannt aber ist es sicherlich, daß wir für die **Reseda** einen gut deutschen Namen im deutschen Wortschatze haben, für die Allgemeinheit leider nur g e h a b t haben, nämlich **Wau.** Dieses Wau ist gemein-germanisch, aber von unbekannter Vorgeschichte; die Holländer haben es als wouw, die Engländer als weld; aus der germanischen Urform walda haben die Franzosen gaude, die Spanier gualda gemacht; man bezeichnet damit auch das Gilbkraut als Färberwau, weil es zum Gelbfärben benutzt wird. Selten nur findet man die eingedeutschte Form R e s e d e, meist wohl nur in Dichtwerken, so in Waldmeisters Brautfahrt von Roquette im siebenten Gesange:

Sie kommt, benetzt die Blumentöpfe,
Die blühend stehn ums Fensterlein:
Da blühen Goldlack und Reseda
Und jungfräuliches Myrtenreis,
Es ist als dankte ihr jedwede
Mit schönstem Duft in ihrer Weis.

Bekannter schon ist uns die Mehrzahlform aus Gilms schönem Gedichte „Allerseelen":

Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern trag herbei.

Wie heimeln uns doch diese eingedeutschten Formen des Wortes an gegenüber der kalten lateinischen Reseda!

Winden wir Reseden oder Astern oder andere Blumen zum Strauße — oder zu einem Bukett, wie noch mancher, namentlich weibliche, Deutsche sagt — so umhüllen wir die Stiele oft sorgfältig mit **Stanniol;** auch das ist wieder ein Ausdruck, den sich die wenigsten werden erklären können. Es ist ein neulateinisches Wort und kommt vom lateinischen stannum (das Werkblei, dann Zinn); im Italienischen ist es stagnuolo und stagnola.

Wollen wir nun aber Blumen nach auswärts verschicken, so packt sie uns der Gärtner in ein Käst-

chen oder Schächtelchen oder nein! er sagt: „in einen **Karton**"! Wer wird denn auch noch von Schachteln sprechen, da denkt doch jeder sogleich an alte Schachteln! — In der Erzählung „Geleite, die draußen sind!" von Th. Justus, heißt es von einem Landmädchen das in der Stadt das Putzmachen lernt: „Alma traf mit einer neumodisch hohen Frisur, einer gänzlich veränderten Sprechweise, bei der unter anderm das G sich vollständig in K verwandelt hatte, und einer Unzahl von Pappschachteln ein, die sie zum Erstaunen ihrer ganzen Familie nie anders als „Kartons" nannte." D. h. doch nichts anderes als: die Vornehmen gebrauchen ein Fremdwort, wo der Bauer mit einem echt deutschen Worte gerade so weit kommt. Dies zeigt auch eine Stelle in dem Heimburgschen Romane „Im Wasserwinkel", wo das Dienstmädchen meldet, daß ein Nähmädchen mit einem großen „Pappkasten" vor der Tür stehe, die Herrin aber antwortet: „Laß sie nur eintreten, Dore, und nimm den Karton ab." Weshalb aber immer diese lächerliche Vornehmtuerei, die so wenig zum deutschen Wesen paßt? Die Pappschachtel bleibt doch eine Pappschachtel, und wenn sie auch tausendmal „Karton" gerufen wird; und das einfache Wort Schachtel ohne die Pappe genügt auch schon vollkommen! Ich habe mich in meiner Kinderzeit ebenso herzlich über eine Schachtel Bleisoldaten gefreut wie es die heutigen Kinder über einen Karton Bleisoldaten tun; aber auch diese werden die Soldaten in die „Schachtel" einpacken, falls nicht ihre erziehende Umgebung schon nur noch auf „Kartons" geeicht ist. Unsere Kauf- und Ladenleute aller Art scheinen allerdings schon so weit zu sein und leider nur noch das französische Wort zu kennen, das deutsche ist ihnen zu „ordinär", und doch bedeutet jenes im Grunde doch gar nichts anderes als unser Pappe oder Pappdeckel.

Merkwürdig! die Schachtel mußte dem „Karton" weichen, und das Kästchen der **„Kassette"** — ja,

wenns noch die „Kassette" wäre die es verdrängte, aber nein, der Deutsche „blamiert" sich am liebsten gleich gründlich, wenn er ein Fremdwort einschmuggelt, und so machen die Briefpapiermacher und die Schreibwarenhändler, aber auch manche Photographier-Apparate-Fabrikanten aus der „Kassette" eine „Kasette". Allerdings, die Kassette ist ja ein Geldkästchen, und da könnte ja ein „tumber" meinen, das Briefpapier bestehe aus lauter Kassenscheinen, weil es jetzt nur noch in Kassetten zu haben ist: also flugs weg mit einem von den beiden s, dann haben wir ein neues Wort, ein Spezialwort für die „Briefpapierschachtel"; ob es Unsinn ist, das ist ja Nebensache. Tatsächlich gibt es aber solch ein Wort gar nicht; und wenn es überhaupt eins wäre, so könnte es italienisch sein (zu casa), aber es bedeutete dann „Häuschen", nicht „Kästchen". Falsche und nachlässige Aussprache verführt aber den lieben Michel dazu, nun auch gleich falsch zu schreiben: Briefbogen bekommt man also nur noch in Kasetten.

Briefbogen — **Bogen!** Eigentlich müßte es der Boge heißen, wie Luther noch geschrieben hat, aber die Form Bogen hat sich so eingebürgert, daß sie nicht wieder verdrängt werden kann. Boge(n) bezeichnet alles Krumme, Gebogene, so denn auch gebogenes, zusammengefaltetes Papier. Wie aber erklärt sich wohl die Redensart **„in Bausch und Bogen"?** Das Volk versteht sie gar nicht mehr; wie es sich die Mecklenburger z. B. zurechtlegen, sieht man aus des Postmeisters Antwort an Bräsig, als er vergeblich in seinen Büchern danach gesucht hat, was ein Brief nach Paris kosten würde: „'t kümmt hir gor nich vör. Willen in pohlschen Bogen reken: unner söß teihn Gröschen kann'ck 't nich dauhn." Wie der Bogen das einwärts Gebogene bedeutet, so der Bausch das nach außen Aufgebauschte; so rechnete man bei Landabgrenzungen früher Bausch und Bogen gegeneinander auf, eines in das andere hinein, ohne genaue Messung. Man übertrug diese Wendung dann auch auf den Kauf

oder Verkauf, ja, man wagte es sogar, das wunderbare Zwitterwort Bauschal (=Summe) zu bilden, das an das Austrägalgericht erinnert, und darin ist sogar der Bogen ganz unterdrückt, so daß eigentlich nur das Zuviel ausgedrückt ist, das Zuwenig aber nicht.

Wer denkt wohl noch bei der Bauschsumme, oder gar bei der Pauschalsumme, an Bausch und Bogen? Und wie wenig denkt man überhaupt über solche Redensarten nach? Z. B. **Knall und Fall** — wie oft heißt es von einem, daß er sich Knall und Fall verliebt habe, oder daß er Knall und Fall davonlaufe, — „welches beides ihm nach dem ursprünglichen Sinn des Wortes wohl vergehen sollte," meint Schrader im „Bilderschmuck der deutschen Sprache," denn der Knall des Gewehres und der Fall des Getroffenen treffen gleichzeitig Ohr und Auge, das ist der eigentliche Sinn. Wie wenige denken wohl daran? ja vielmehr: wie viele entstellen den Sinn sogar durch unbedachtsame Verdrehung? Denn immer häufiger kann man jetzt die Redensart in der ganz widersinnigen Fassung „Knall auf Fall" hören und lesen, als ob der Knall auf den Fall folge, statt umgekehrt. Eine etwa zulässige Erklärung dieser Folge, daß nämlich bei sehr weiter Entfernung dem Beobachter allerdings der Fall eher zu Gesichte kommen kann als der Knall zu Gehör, wie sie ein scharfer Beobachter etwa geben könnte, liegt dennoch so fern, daß man gar nicht daran denken darf, zumal ja eben überhaupt nicht über die Entstehung der Redewendung nachgedacht wird. Abgesehen davon aber wird ja der ganze Sinn verwischt: wenn der Knall erst auf den Fall folgt, dann ist vom Gleichzeitigen, Plötzlichen, Eiligen gar nicht mehr die Rede. Anders wäre es mit einer etwaigen Fassung: „Fall auf Knall", die mir aber noch nicht aufgetaucht ist.

Daß „Knall auf Fall" überhaupt entstehen konnte, erklärt sich wohl am leichtesten aus nach-

lässiger Aussprache von „Knall und Fall“: aus „Knall un(d) Fall“, „Knall un Fall“, „Knall en Fall“ konnte durch Verschleifung „Knall e Fall“, „Knalleffall“ werden, und dies wird dann in der Schrift falsch aufgelöst zu „Knall auf Fall“. — Von einem fachmännischen Leser der „Täglichen Rundschau“ wurde ich belehrt, daß schon am Ende des 16. Jahrhunderts der Feuerwerker Samuel Zimmermann aus Augsburg in einem Buche von der neuen Kunst der „Knall- und Fall-Granaten“ spricht. Die Redewendung leite wohl ihren Ursprung von diesem Fachausdrucke her, wurde weiter ausgeführt; man habe von Anfang an die Zündung der Bombe so einzurichten gesucht, daß sie beim Aufschlag (Fall) des Geschosses die Sprengladung entzündete und die Bombe zum Platzen brachte; so sei denn auch die Form „Knall auf Fall“ richtig, weil hier tatsächlich der Knall erst kurz nach dem Falle auftrete. Das scheint mir nicht richtig zu sein, denn wer zuerst die Granaten erfand, dürfte sie eher „Fall- und Knall-Granaten“ genannt haben, wenn er Wert darauf legte, zu bemerken, daß der Fall den Knall unmittelbar zur Folge habe; er wollte aber wohl nur das Gleichzeitige oder fast Gleichzeitige ausdrücken und benutzte dazu eben die sicherlich aus dem Jagdwesen schon längst bekannte Wendung „Knall und Fall“, die aus der ursprünglichen längeren Form „Knall und Fall war eins“ entstanden war; diese kommt, auch in der Fassung „Knall und Fall war ein Ding“, schon frühe häufig genug vor. An eine bewußte Änderung zu „Knall auf Fall“ mag ich nicht glauben, sie liegt wirklich — wie ich schon vorher ausführte — viel zu weit ab. Wenn nun aber in Leopoldshall nur die Form „auf Knall und Fall“ üblich ist, wie ein anderer Leser mir berichtete, so ist das nicht etwa die ursprüngliche, richtige, aus der dann die falsche „Knall auf Fall“ durch Umstellung entstanden wäre, sondern sie ist nichts anderes als Angleichung an solche zeitlich-adverbiale Wendungen

mit „auf", wie: auf eins, auf einmal, auf einen Schlag u. ä., und an die andere „auf Stutz und Plutz", die dort in Leopoldshall ebenfalls üblich sein soll, die aber in den Wörterbüchern nur in den beiden Formen erwähnt wird „auf den Plutz" (plötzlich) und „auf den Stutz" (Stoß).

Über eine ähnliche Redensart heißt es in des vorher erwähnten Schraders „Wundergarten der deutschen Sprache": „Daß Redensarten öfters gedankenlos weiter gebildet werden, zeigt der Ausdruck: Über Hals und Kopf, statt: H a l s ü b e r K o p f." Und Schrader plaudert noch ausführlicher über dieses „Abirren von der richtigen sinnlichen Anschauung", das man „auch bei guten Schriftstellern findet", und sagt: „Es scheint wohlgetan, ab und zu an die richtige Fassung derartiger Redensarten zu erinnern, damit sich nicht aus Unbedacht ganz verkehrte und sinnlose Wendungen in unsere Sprache einschleichen, wie ‚sein Schäfchen ins Trockene bringen' statt ‚sein Schiffchen', oder ‚einen Feind zu Paaren treiben' statt zum Baren, zur Krippe, wie man ein losgerissenes wildes Pferd bändigt und zum Baren, zur Krippe zurücktreibt."

Mit der Redensart **„sein Schäfchen ins Trockene bringen"** hat man sich schon viel beschäftigt, und man hat bisher fast allgemein gesagt: s o ist sie unsinnig, S c h ä f c h e n bringt man nicht ins Trockene, im Gegenteil: sie müssen bei Wind und Wetter draußen bleiben, in Regen und Sturm, bei Tag und Nacht, so lange es draußen noch Futter für sie gibt; aber S c h i f f c h e n, Kähne zieht der Fischer wohl halb aufs Land, um sie vor dem Sturm zu bergen, bringt sie wohl gar zur Winterszeit, wenn der Fischfang aufhört, g a n z aufs Trockene und schützt sie in besonderen Schuppen; der Binnenländer aber verstand das schepken des Seemanns nicht und machte unbedachtsam Schäfchen daraus. — Allerdings ist diese Deutung auch schon manchen Zweifeln begegnet, aber die anderen: es sei nur eine Umwendung eines dem Evangelium vom guten Hirten

entnommenen, aber erweiterten Bildes, oder man müsse an die anderen mannigfachen biblischen Anführungen der gesammelten und in den Stall geführten Schafe denken, haben bisher nicht viel Beifall gefunden. Die veränderte Wendung „seine Schafe ins Grüne bringen" braucht natürlich auch nicht gerade dagegen zu sprechen, daß es früher „Schiffchen" geheißen hat; dafür scheint aber z. B. die andere Änderung „sein Schäfchen aufs Trockene ziehen" zu sprechen.

Nun haben aber vier Leser der „Täglichen Rundschau" mir sehr dankenswerte Mitteilungen zugehen lassen, als ich unsere Redensart in dieser Zeitung kurz gestreift hatte, sie bringen alle vier gute Gründe für die tatsächliche Berechtigung des „Schäfchens" bei. Da heißt es in der einen: Da besonders jungen Schafen plötzlich heraufkommende Gewitter sehr gefährlich werden können, weil die Tiere auf der eiligen Heimtrift leicht Lungenentzündung bekommen und dann oft schon unterwegs am Schlage eingehen, so ist jeder Schäfer herzlich froh, wenn er eben „seine Schäfchen im Trockenen hat", ehe das Wetter losbricht. — Eine andere Zuschrift weist auf die Schafschur hin, da die Schafe im fließenden Wasser auf den Boden gelegt werden, und es die müden, oder auch faulen, Scherenden den Tieren oft selbst überlassen, sich wieder aus dem Bache herauszuarbeiten, so daß arme, um ihre wenigen, oder gar um ihr einziges Schäfchen besorgte Besitzer hingehen, um ihr Tier selbst aufs Trockene zu bringen (— wo dann ja auch „ziehen" sogar passen würde). Ganz ähnlich erklärt es der dritte Einsender, nur daß er nicht vom Scheren, sondern nur vom Waschen im fließenden Wasser vor dem Wollmarkte, spricht, und davon daß sich die Tiere dabei leicht erkälten und daher möglichst schnell ins Trockene gebracht werden müssen.

Der vierte Einsender legt sogar durch seine Erklärung die Möglichkeit nahe, daß die Redewendung gerade mit der Form „Schäfchen" und nicht

„Schiffchen“ doch von der Wasserkante herstammt, da sie an der ganzen friesischen Nordseeküste so vorkommen soll, und zwar mit der Mehrzahlform „schaapjes“. Die Schafherden werden dort mit Vorliebe ans Meer geführt, wo sie das besonders geschätzte zarte Gras der Schwemmlandwiesen, des sogenannten Helderlands, abweiden, sich dabei natürlich weit zerstreuen und leicht von der rasch kommenden Flut überrascht werden; da ist es dann eines Hirten Hauptsorge, die Schafe rechtzeitig aufs Trockene zu bringen. Da nun aber für den Ostfriesen das Wort schaap auch noch seit Alters eine kleine beliebte Münze bedeutet, so hat für ihn die Redensart einen hübschen Doppelsinn. Wenn nun also gerade an der Nordsee, in Niederdeutschland, wo die Wendung nach allem bisher Bekannten ihren Ursprung hat, das „Schäfchen“ so leicht erklärt werden kann, so darf man wohl sagen, daß sich die Wage sehr zu seinen Gunsten neigt, und daß die gelehrte Erklärung als Schiffchen vielleicht ganz überflüssig wird. Jedes Falles genügen die hier vorgebrachten anderen alle, um die Redensart, selbst wenn sie ursprünglich anders gelautet haben sollte, doch auch in ihrer jetzigen Form wenigstens den Landbewohnern als *nicht* „ganz sinnlos“ erscheinen zu lassen; jedes Falles liegen sie näher als die, die Rudolf Hildebrand, wenn auch sehr feinsinnig, einmal aufgestellt hat: bei einer *Überschwemmung* sagt der reiche Bauer, der seinen ganzen Viehhof zu Grunde gehen sieht, wie er gewahr wird, daß der arme Nachbar sein einziges Schaf gerettet hat: „Der hat sein Schäfchen schon im Trockenen, ist nun reicher als ich;“ sie sind auch hübscher als die Borchardt-Wustmannsche, nach der „Schäfchen“ nur typisch jede Erwerbung eines kleinen Mannes, zunächst des Landmannes, bezeichnen soll; und sie weisen durch ihre Beziehung auf die Schafschur auf eine andere Redensart, „sein Schäfchen zu scheren wissen“, hin, die dem Endsinne nach mit der besprochenen sehr nahe verwandt ist.

Einer der Einsender deutete, wie Hildebrand und auch andere, darauf hin, daß man Schiffe ja doch nicht auf dem Trockenen berge, sondern im Hafen; Schiffe — gewiß! aber Schiff*chen* wurden und werden am Meere wie am Flusse gern aufs *Land* gezogen. Ob nun „Schiffchen" oder „Schäfchen" zuerst da war, ob etwa jenes am Meere und dieses im Binnenlande eine sonst gleiche Redensart etwa gleichzeitig ins Leben riefen, ob sich die eine erst aus der anderen durch Mißverstehen entwickelte? Das sind Fragen, die sich natürlich erst nach Sammlung und Prüfung aller Belegstellen und nach Ermittelung des Vorkommens über das ganze deutsche Sprachgebiet entscheiden lassen. Nur *das* steht fest: erklären und verteidigen lassen sich *beide* Fassungen.

Auch die Wendung **„ins Gebet nehmen"** soll mit Gebet eigentlich gar nichts zu tun haben, sondern ursprünglich gelautet haben „ins Gebiß nehmen" und vom Pferdegeschirr hergenommen sein: der Fuhrmann nimmt das widerspenstige Pferd ins Gebiß. Glaublicher allerdings ist die andere Erklärung: vom Beichtiger, der dem reuigen Sünder nach dessen Beichte vorbetet. — Anders aber wieder ist es mit **„in die Schanze schlagen"**; das hat wirklich mit Schanze nichts zu tun, vielmehr mit Chance, und bedeutet also „aufs Spiel setzen".

Wer weiß, ob nicht auch einmal die volkstümliche Eindeutschung „Moritzen lehren" der halb lateinischen Wendung ‚**mores lehren**' den Garaus machen wird? Wer denkt auch wohl darüber nach, und wie viele wissen es sonst überhaupt, daß ‚mores' hier ‚gute Sitten' heißt.

Und wie viele sind sich über die Bedeutung des gebrauchten Wortes klar, wenn sie etwa ihren Kindern vorwerfen: „Ihr schreit ja **Zetermordio?**" Wer hätte denn auch schon einmal darüber nachgedacht, was *Zetergeschrei* und *zetern* bedeutet? Das Wort Zeter ist allerdings noch nicht aufgeklärt, es kommt bereits im Mittelhochdeutschen in den

Formen zêter und zetter vor, weiteres aber ist nicht bekannt. Kluge hat in seinem Etymologischen Wörterbuche die Frage gestellt: „Ob es mit niederdeutschem zêtern = zittern zusammenhängt?“ Und tatsächlich liegt es ja sehr nahe, bei Zetergeschrei an das Zitternde angstvollen Rufes zu denken, namentlich wenn man das o am Schlusse solcher Notschreie wie Mordio, Feurio, Diebio usw. lange verhallen läßt. Hildebrand erinnert einmal daran, daß die erste Silbe des Wortes auch in dem Rufe „ce, ce“ oder „ze, ze“ steckt, den die Leipziger Kinder beim Spiele warnend oder in Furcht vor Gefahr erschallen lassen.

Sollen die Kinder aber ruhig sein, so rufen wir ihnen wohl zu: „Seid mal mäuschenstill!“ **Mäuschenstill** oder mausestill, — und dazu **mausetot**, — prüfe man diese zwei Zusammensetzungen mit ‚Maus‘ genauer, so wurde kürzlich in einer süddeutschen Zeitung ausgeführt, so wolle es einen sonderbar bedünken, daß gerade die Maus zur Bezeichnung des Todes gewählt werde; und mäuschenstill“ enthalte geradezu einen Widerspruch, „denn, wo Mäuse sind, herrscht gar keine Stille, im Gegenteil, ihr Rascheln verursacht ein deutlich vernehmbares Geräusch“. Wie nun das Deutsche eine ganze Reihe von hebräischen Wörtern aufgenommen habe, wie z. B. pleite, schachern und Schmiere stehen, so sei auch Maus in jenen beiden Verbindungen nicht deutsch, sondern das hebräische Wörtchen moß, das „tot“ bedeute. — Diese Erklärung ist zwar recht ansprechend, aber doch wohl zu weit hergeholt. Versuchen wir es einmal auf deutsch! „Mäuschenstill“ enthält k e i n e n Widerspruch; gewiß verursacht der Mäuse Rascheln ein deutlich vernehmbares Geräusch, aber deutlich vernehmbar ist es eben nur, wenn man selbst sich „mäuschenstill“ verhält, d. h. eben s o still, daß man der Mäuschen feines Gepiepe und leises Geraschel vernehmen kann. So wird das Wort z. B. auch im deutsch-französischen Wörterbuche von Sachs-Villatte er-

klärt: es ist mäuschenstill = on entendrait une souris trotter ou voler une mouche. Anderseits aber kann man auch sagen, wie es Schrader tut („Bilderschmuck der deutschen Sprache" S. 185): „Als diebisches Ungeziefer für Haus und Hof darf die Maus auf ihren Schleichwegen keinen Lärm machen; je leiser, desto besser. Daher . . . mäuschenstill. Wo solche absolute Stille herrscht, heißt es auch: es rührt sich keine Maus." Auch der Engländer sagt übrigens: as mum as a mouse oder as mum as mice.

Und „mausetot"? Nun, dieses ist schon 1741 von Frisch so erklärt worden: „Wie eine Maus vom geringsten Schlag gleich stirbt"; und auch Steinbach gibt die Übersetzung „uno actu mortuus", d. h. „durch einen Schlag getötet". Also wenn wir sagen: „er ist tot, mausetot", so heißt das eben: er ist tot, und zwar so ganz tot, wie es eine Maus auf den ersten Schlag ist. — Und wo gebrauchen wir denn beide Wörtchen wohl am meisten? In der Kinderstube; da sagen wir statt „tot" den Kindern so gern „mausetot", ihnen, die wohl schon einmal ein totes Mäuslein — aber noch keinen toten Menschen — gesehen haben; und wir sagen ihnen: „Mäuschenstill müßt ihr sein, wenn die Mutter ein Märchen erzählen soll", so still, daß ihr ein Mäuslein könntet piepen hören, — das liebe Mäuslein, das ja an so manches Märleins Ende vorkommt: „Mein Märchen ist aus, dort läuft eine Maus, (wer sie fängt, darf sich eine große, große Pelzkappe daraus machen)." Man sieht also: „mäuschenstill" kann man sogar auf drei Arten deutsch erklären, und für die eine von ihnen spricht auch noch, daß es schon bei Hans Sachs und vor ihm heißt: „stille sein w i e eine Maus" und „schweigen als wie eine Maus"; das feine Gepiepe des kleinen Nagetieres kann man ja auch kaum hören und so nennt man es mit Recht ein s t i l l e s Tierchen. Also: 1. so still, wie ein Mäuschen daherhuscht, 2. so still, daß man ein Mäuschen hören könnte, 3. so still, daß sich auch nicht einmal ein Mäus-

chen hören läßt. „Die letzte Auflösung," sagt Hauschild einmal in Kluges Zeitschrift für deutsche Wortforschung, „würde, ganz im Sinne der Volkssprache, selbst den Zustand verneinen, der erst hinter der tiefsten Stille einzutreten pflegt."

„Mausetot" aber könnte man endlich noch auf Grund eines alten Volksglaubens, nach dem die menschliche Seele sich beim Tode in eine Maus verwandelt, erklären als: so tot, daß die Seele bereits zur Maus geworden ist; doch scheint mir diese Deutung am fernsten zu liegen.

Wer sich das Wort **„Ungeziefer"** einmal näher ansieht, das da eben vorkam, der muß es für sonderbar erklären, zumal uns das nicht verneinte „Geziefer" eigentlich ganz unbekannt ist. Das Grundwort ist althochdeutsch zebar und bedeutet Opfertier, im Altenglischen tifer, so daß Ungeziefer ursprünglich Tiere bezeichnet, die man nicht opfern kann. Geziefer übrigens wird heute nicht als Gegensatz zu Ungeziefer verwendet, sondern im gleichen Sinne, so wenn Freiligrath vom Drachen singt:

Wer dächte, daß am Rheine
Noch solch Geziefer sei!

Ziefer allein aber kommt mundartlich für „Federvieh" vor.

Wehe dem Hause, das Ungeziefer beherbergt, wo es etwa schon gar hinter der **Tapete** sitzt! Und wie manche Hausfrau weiß beweglich zu klagen, wenn die Ungeziefer-Frage aufs **Tapet** gebracht wird! Tapet und Tapete — deutsche Wörter sind es nicht, das fühlen wir schon an der Betonung; gehören sie aber überhaupt zusammen? Gewiß! Beide kommen aus lateinischem tapetum; Tapet bezeichnet die Tischdecke, und „aufs Tapet bringen" (französisch mettre sur le tapis) bedeutet also „so auf die Tischdecke bringen oder aufstellen, daß es jedermann besehen und besprechen kann"; Tapete aber entstand aus der lateinischen Mehrzahl-

form tapeta und bezeichnete die gewirkte Wandbekleidung. Beide Wörter bedeuteten früher auch das selbe was wir jetzt mit **Teppich** bezeichnen, denn früher behängte man ja die Wände mit Teppichen; so haben die Holländer noch für Tapete das reindeutsche Wort behangsel, und behanger nennen sie kurz den Handwerker, den wir so schwerfällig Tapezierer (italienisch tappezziere) rufen, ein Wort, das hinwiederum in Laibach vom Volke ganz hübsch zu Bezierer eingedeutscht wird. Tapet und Tapete sind mittelhochdeutsche Lehnwörter, Teppich aber, das ihnen auf jeden Fall stammverwandt ist, kommt bereits im Althochdeutschen vor, und zwar gibt es da die Formen teppit(h) und teppih, von denen die erste sicherlich auch aus lateinischem tapetum, die zweite vielleicht aus mittellateinischem tapicus entstanden ist. Auch die Tapisserie gehört hierher, das Wort bedeutet Teppichstickerei.

Obbemeldte Tapezierer wissen gewöhnlich, wenn sie die Rechnungen ausschreiben, recht wenig anzufangen mit den vielen Fremdwörtern, die sie anwenden, z. B. verwechseln sie häufig **Lambris** und **Lambrequin** und schreiben sie zudem meist falsch; und die Schreiner machen fast regelmäßig aus dem Lambris eine Lamperie. Beide Wörter haben übrigens gar nichts mit einander gemein als die ersten fünf Buchstaben: Lambris ist ein französisches Wort, das vom lateinischen lamina (dünnes Brett) oder von ambrices (Holzleisten unter Balken oder Dachziegeln) herrührt, und bedeutet Täfelwerk, Getäfel; Lambrequin aber ist zwar gleichfalls französisch, ist aber eine Verwelschung des holländischen lamberkin, der Verkleinerung von lamber (der Schleier), und bedeutet eigentlich Helmdecke am Wappen, dann erst den Bogenbehang über Vorhängen oder den Simsbehang.

Hinter solchem Lambrequin hängt oft ein **Rouleau** herab, oder wie man im Bergischen sagt: eine Rolloh; wir meinen damit einen Rollvorhang, der Franzose aber bezeichnet einige Dutzend Roll-

geräte damit, nur niemals den Rollvorhang! So gehört denn Rouleau zu den zahlreichen französischen Fremdwörtern, die in ihrem Ursprungslande gar nicht die Bedeutung haben, in der wir sie gebrauchen, wie z. B. Perron sowohl wie Coupé, die ja allerdings jetzt glücklicherweise amtlich totgeschlagen sind, aber dennoch im Munde älterer und auch vieler eigensinniger jüngerer Leute noch ein zähes Dasein führen, wie auch Parterre, Plumeau, Garderobe, Couvert und viele andere; wobei denn auch noch einmal darauf verwiesen sei, daß z. B. so ganz französisch aussehende Wörter wie unsere Blamage und unsere Gardine überhaupt nicht im Französischen vorkommen.

Der die Gardinen (Vorhänge) und Rouleaux (Rollvorhänge) aufhängt — wir nennen ihn geschmackvoll deutsch „Dekorateur" — macht uns vielleicht darauf aufmerksam, daß im **Plafond** — und er würde es wie viele andere, auch gebildete Leute, hinten mit s schreiben — ein kleiner Riß entstanden ist. Auch das weiß sicher mancher nicht, was denn Plafond heißt; nun, es ist entstanden aus plat fond, bedeutet also eigentlich „flacher Boden" und dann die Ausfüllung zwischen den Deckenbalken.

Den Boden aber bezeichnet man in vielen Gegenden Deutschlands noch als **Estrich**. Es ist — man sieht ihm das Fremde zwar nur wenig an — ein Lehnwort aus dem Lateinischen, allerdings ein sehr altes, das schon im Althochdeutschen als astrih und estirih belegt ist; es stammt vom mittellateinischen astracum (Pflaster), dem auch italienisches lastrico und holländisches estrik ihr Dasein verdanken. Das Wort kommt bei uns sowohl männlich wie sächlich vor; männlich z. B. in Grillparzers „Hero und Leander" (Des Meeres und der Liebe Wellen):

„Nun noch die Blumen auf den Estrich,"

sächlich aber z. B. in Schillers „Pompeji und Herculanum":

„Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
„Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt."

Solches von buntem Gestein schimmerndes Estrich nennt man auch **Mosaik**boden; was heißt aber eigentlich Mosaik? Genau besehen hat es eine verzweifelte Ähnlichkeit mit „m o s a i s c h", aber dennoch hat die „mosaische" Arbeit von der man ja allerdings auch sprechen kann und zuweilen auch wirklich spricht, mit dem Stifter der mosaischen Religion nichts zu tun, obgleich man früher wohl geglaubt hat, der Name dieser Steinchenkunst komme von Moses her, der ja auf Jehovahs Geheiß dem Aaron ein Amtsschildlein von 12 Edelsteinen machen mußte mit den zwölf Namen der Kinder Israel (2. Mos. 28). Dagegen nennt man diese mosaische Arbeit auch wohl m u s i v i s c h e oder Musiv-Arbeit, und dies führt uns auf den richtigen Weg; das Wort ist aus lateinischem (opus) musivum, aus griechischem *μουσεῖον* (Musenwerk) herzuleiten: aus musivum wurde (nach Diez) provenzalisches musec und altfranzösisches musike, wobei man wohl an musica dachte; später kam musaico auf, das etwas nach gelehrter Umbildung schmeckt; und endlich, indem man die Muse verließ, mosaico, so im Spanischen und Portugiesischen, mit dem Tone auf a, ebenso im Italienischen musáico, im Französischem aber mosaique. Also Mosaik bedeutet Musenwerk, vielleicht weil die Musentempel Fußböden aus eingelegter Steinarbeit hatten, oder nur weil es eben eine „Kunst" ist, eine Musenkunst, wie denn ja auch „Musik" eigentlich nur ganz allgemein die Musenkunst bezeichnet (*μουσική* [*τέχνη*]). Wenn also Kinder ihre Mosaiksteinchen Musiksteinchen nennen, so leiten sie unbewußt das fremde Wort auf seinen richtigen Ursprung zurück.

Der Musik und den Musen überhaupt weiht mancher gerne seine **Mußestunden**, meint nun aber auch diese deshalb gleich „Musestunden" schreiben zu

dürfen; besser weiß ein „Herr Emil" in den „Fliegenden Blättern" damit Bescheid, als Frl. Röschen seine „reizenden Gedichte" lobt und ihn fragt: „Haben Sie denn früher auch schon gedichtet?" Er antwortet: „Ach nein, aber seit ich Sie kenne, sind alle meine Mußestunden — Musenstunden." Sanders bringt nun zwar in seinem Wörterbuche je einen Beleg für die „verwerfliche Schreibweise ‚Muse' statt Muße" aus Lessing, Wieland und Schiller; aber zuweilen schläft ja allerdings selbst der treffliche Homer, und haben die drei Klassiker wirklich einmal den Fehler gemacht, oder ihn auch nur ihren Setzern stehen lassen, wie denn anderseits auch Schubart einmal in einem Briefe den umgekehrten macht und die Musen mit ß schreibt, — so darf sich trotzdem heute niemand damit entschuldigen. Da aber leider nicht mehr allein Ungebildete, sondern auch Gebildete statt Mußestunde Musestunde und sogar statt ‚Muße' allein ‚Muse' sagen und schreiben, — und sogar H o ch gebildete, wofür ich Beweise in Händen habe, — so dürfte es wohl an der Zeit sein, darauf hinzuweisen, daß man sich zwar in den Mußestunden mit den Musen beschäftigen kann, daß aber das W o r t ‚Mußestunde' mit den Pieriden wirklich gar nichts zu tun hat und nach wie vor mit ‚ß' geschrieben werden muß.

Andere huldigen in ihren Mußestunden nicht den Musen, sondern dem **Sport**, ohne vielleicht je einmal darüber nachgedacht zu haben, was dieses Wort eigentlich bedeutet. Selbst treueste Verfechter der Sprachreinheit haben zugegeben, daß wir dieses Lehnwort aus dem Englischen schlechterdings nicht entbehren, und auch kaum verdeutschen können; und da es nun auch in der häufigen Verbindung „Sport und Spiel" dem uraltdeutschen Stabreime genügt, hat man sich versucht gefühlt seinen urdeutschen Ursprung nachzuweisen, und es mit gotischem spaurds (spr. spärds, also mit breit offnem o) zusammenbringen wollen, das „die Rennbahn" bedeutet und auch noch im Althochdeutschen

als spurt vorkommt. Das Englische, aus dem wir das Wort jetzt nun einmal haben, hat es aber jedes Falles n i ch t aus dem Gotischen, sondern aus dem Französischen; wie spend eine Kürzung von dispend ist, so sport von disport; dies ist altfranzösisches desport (Vergnügung, Unterhaltung), vom lateinischen disportare, eigentlich wegtragen, aufgeben (nämlich die Arbeit).

Tritt solch vornehmer Sportliebhaber etwa von dem Mosaikflur seines Landhauses hinaus ins Freie, so harrt da seiner vielleicht ein **Tandem**-Gespann. Eine merkwürdige Bezeichnung, sagt sich der des Lateinischen Kundige, tandem heißt doch „endlich"! Und nun hat man dieses Wort auch auf die Fahrräder übertragen, die zwei Sitze hintereinander haben. Wie so viele Sportdinge haben wir auch das Tandem aus dem lieben England überkommen, und dort ist die Bezeichnung wie folgt entstanden: Spannt man zwei Pferde statt nebeneinander hintereinander, so nennt man das „to harness two horses at length", wörtlich: zwei Pferde der Länge nach anschirren (harness ist unserem Harnisch stammverwandt, beide aber sind romanischen und vielleicht gar keltischen Ursprungs); at length nun bedeutet nicht allein „der Länge nach", sondern auch „endlich, zuletzt", und da der Lateiner dafür — wie wir eben sahen — tandem sagt, so haben sich die englischen Studenten den Witz gemacht, ein solches „at-length"-Gespann tandem zu nennen, und dieser Ausdruck ist im Englischen nun so allgemein bekannt geworden, daß in dem großen Oxforder Wörterbuche von Murray at length in dieser Bedeutung „in an extended line" (in gestreckter Linie) geradezu erklärt wird durch „tandem-fashion" (Tandem-Art).

Mit solchem Tandemgespann fährt unser Sportfreund zum großen Rennen. Da redet er viel mit seinen Freunden über die verschiedenen Rennpferde und ihre Reiter, die **Jockeis**. Aber so oft das Wort durch ihren Mund geht, wie viele von

ihnen wissen wohl, was es heißt und woher es kommt? Es heißt eigentlich nichts anderes als „Hänschen" und ist die Koseform zum Namen Jock, der schottischen Form des englischen Jack. Von diesem nimmt man gewöhnlich an, daß es das französische Jacques (Jakob) sei; da es aber von seinem frühesten Erscheinen in der englischen Sprache ab als Nebenname für John vorkommt, so neigt man jetzt zu der Annahme, daß Jack doch eine rein englische Koseform von John ist, die sich etwa neben und aus den anderen Jankin (unserem „Johännchen" entsprechend) und Jackin entwickelt hat. Wie nun unser Hans gerne als Allgemein-Name verwendet wird (dummer Hans, Hans und Grete, Hans und Kunz, Hans Dampf, Hans in allen Gassen usw.), so auch das englische Jack; und so bezeichnet auch Jockey zunächst Hänschen, dann den gewöhnlichen Mann aus dem Volke, ferner aber den Bettler, den Landstreicher, den Pferdehändler, den Postkutscher, und endlich den Berufsreiter; diese letzte Bedeutung hat es im Englischen heute fast ausschließlich. Gesprochen wird es im Englischen dschocki, während wir es hinten deutsch aussprechen, uns aber vorne mit dem stimmhaften weichen sch (ohne den d-Vorschlag) abquälen, das wir auch in anderen Fremdwörtern zu sprechen suchen wie Jalousie, Jaquet, Jardinière, Jargon, Jongleur, Journalist u. a., das wir aber im Hochdeutschen selbst gar nicht kennen, da es bei uns nur ganz vereinzelt in Mundarten vorkommt. — Den Pferdehändlern hat man von jeher Betrügereien zugetraut, und so haben die Engländer ein Zeitwort to jockey gebildet, das fast nur in der Bedeutung „betrügen" vorkommt; im Deutschen aber haben wir ja neben dem aus Kleists „Michael Kohlhaas" bekannten Roßkamm, dessen zweiter Bestandteil wahrscheinlich vom mittellateinischen cambio (Tausch) stammt, und neben dem weniger verbreiteten Roßmange, dessen zweiter Teil dem lateinischen mango (Betrüger) entsprechen soll, die

Form **Roßtäuſcher**, die man aus Jean Paul kennt, und bei der wohl jeder Unbefangene an Zuſammenſetzung mit „täuſchen" denkt. Das iſt richtig und auch nicht richtig, denn es kommt ja auch die Form Roß t a u ſ c h e r vor; und weshalb ſollten die Pferdehändler nicht auch e h r l i c h handeln können beim Roßtauſche? Anderſeits aber ſind allerdings die Zeitwörter tauſchen und täuſchen gemeinſamen Urſprungs, und b e i d e bedeuten urſprünglich betrügen; man vermutet, daß mit Tauſch (mittelhochdeutſch tüsch) ein Gaunerkunſtſtück bezeichnet wurde, das von dem Ausruf „Tuſch" begleitet, und bei welchem betrügeriſches Tauſchen, alſo Täuſchen, geübt wurde. Es ſei hier auch noch an „vertuſchen" erinnert, und an das Sprichwort „Wer Luſt hat zu tauſchen, hat Luſt zu täuſchen." Der urſprüngliche Begriff des Täuſchens iſt dann im heutigen Tauſch g a n z geſchwunden.

Sehen wir uns bei dieſer Gelegenheit einmal nach einigen der vielen mundartlichen und volkstümlichen Ausdrücke um, die unſere deutſche Sprache für den Begriff des „Betrügens" aufzuweiſen hat, und die meiſt der Sprache der Kartenſpieler eigen ſind. Da haben wir zunächſt **beduppen** und **betuppen**, die mit franzöſiſchem dupe, duper zuſammenzuhängen ſcheinen; dann **bemogeln**, das aus der jüdiſch-deutſchen Gaunerſprache ſtammt: mohel bezeichnet einen, der die Karten durch Zeichen kenntlich macht. Ferner **befummeln**: da „fummeln" ſchnelles Hin- und Herbewegen bedeutet, ſo dürfte befummeln ebenſo zu erklären ſein wie **beſchummeln**; denn da ſchummeln ſich eilig bewegen, raſche Griffe machen heißt, ſo bezeichnet beſchummeln durch ſolche raſche Griffe im Kartenſpiel betrügen; man ſagt auch einem etwas wegſchummeln. Ein merkwürdiges Wort iſt **beſchuppen**, neben dem auch **beſchupſen** vorkommt; es gibt drei Erklärungsverſuche: die einen meinen, es bedeute die Schuppen abziehen, wirklich ſowohl wie bildlich: der Fiſch muß beſchuppt werden, ich wurde bei dieſem Handel arg beſchuppt;

andere denken an schuppen, schupfen = stoßen, also etwa listig wegstoßen; wieder andere stellen es zu dem altnordischen skopa, das verspotten heißt, und zu mittelniederländischem scop (Spott). Drei weitere Zeitwörter für betrügen sind **fuschen** oder pfuschen, **fuscheln** und **futeln**: alle drei bezeichnen wie fummeln die schnelle Bewegung — man vergleiche zu fuschen auch huschen —, das schnelle und heimliche Hin- und Herfuscheln der Finger zwischen den Karten; auch muscheln und buscheln kommen so vor, und neben futeln gibt es futteln, fauteln und im Bergischen auch fautseln, das an flämisches foezeln = Lug und Trug machen erinnert; sich futeln heißt sich heimlich wegschleichen.

Endlich noch ein paar Worte über **belämmern**, das man auch auf verschiedene Art zu erklären gesucht hat. Da es im Holländischen belemmeren, im Dänischen belemre heißt, meint man es mit „lahm" zusammenstellen zu sollen, so daß die Bedeutungsentwickelung wäre: lahm machen, lähmen, dadurch hindern, übervorteilen, hintergehen. Andere stellen es zu „lämpern", das aus der Vorstellung des Faulseins, Schlappseins (lampen) heraus die des Plauderns und Schwätzens bekommen hat, so daß belämmern „beschwätzen, durch Schwatzen betrügen" wäre. Andere wieder denken an eine andere Bedeutung des Wortes, die des Beschmutzens, und meinen, belämmern werde so für betrügen verwendet, im Sinne von bedrecken, wie ein anderes nicht hoffähiges „Hof"-Wort in der Studentensprache. Dieses belämmern aber, das beschmutzen heißt, wird gleichfalls verschieden erklärt: man meint, auch dieses hänge mit lampen (schlaff hängen) zusammen, wovon z. B. die Bezeichnung lampel für einen schlapp-einfältigen Tropf kommt; dazu gehöre lampeln (lässig gehen, lässig arbeiten), Lammel (der beschmutzte untere Rand des Weiberrockes) und belammeln (diesen beschmutzen); ebenso erkläre sich dann lampern und belämmern in dieser Be-

deutung. Andere aber denken geradezu an Zusammenhang mit „Lamm", weil es ein anderes Wort der selben Bedeutung gibt, das **behammeln**, (auch behabbeln) heißt: wie die Lämmer und Hämmel sich ihre langen Zotten im Schmutze besudeln, so belämmern, behammeln sich die Frauen ihre Rockkanten; daher geradezu die Bezeichnung Habbelkante für Schmutzrand am Kleide, ebenso „Hammel" allein, und dieses aber auch für die Kotklunkern der Tiere. Dieses „Hammel" aber erinnert nun sehr deutlich an das eben besprochene Lammel, das den selben Sinn hat, anderseits erinnert es an die Schimpfwörter Schmutzhammel und Dreckhammel, und drittens ist man versucht, es mit englischem hem (der Saum) zusammenzubringen; dieses aber geht auf ein altes Wurzelwort ham zurück, das krumm, verbogen, verstümmelt bedeutet, und das auch wieder in dem Tiernamen Hammel drinsteckt, sowie in dem englischen Zeitworte to hamble = lähmen.

Solchen „Hammel" sehen unsere deutschen Frauen natürlich nicht gerne, und sie fürchten sich schon einen zu bekommen, wenn es nur anfängt zu **„fiseln"**. Dieses Wort ist mundartlich weit verbreitet in der Bedeutung „fein regnen"; es heißt ursprünglich die feinen Fäden eines Gewebes ausziehen, was sich natürlich leicht auf feines Regnen anwenden läßt, sagt man doch auch „es regnet Fäden" oder gar „Bindfäden"; das selbe fiseln (oder fisseln) bedeutet in manchen Gegenden auch „fein spalten", und ein Hauptwort „der Fis(s)el" etwas durch feines Spalten Abgetrenntes, wie auch im Mittelhochdeutschen „visel" die Faser heißt; zwischen beiden Bedeutungen steht, was Reuter einmal in der „Stromtid" sagt: „de Snei fisselt so sachten von den Hewen dal." In anderen Gegenden wiederum sagt man vom sanften, tauartigen, aber beständigen Regnen **„es nieselt"** oder „es niselt", in Österreich „es nöslt"; dieses ist eine Nebenform von näs„eln, das allerdings im Schwäbischen wieder nur „nach Nässe

riechen" und „gerne trinken" bedeuten soll; andere weisen auf niederdeutsches miselen und englisches to mizzle hin. Nieseln sowohl wie fieseln dürfen aber auch mit r i e s e l n zusammengestellt werden; alle drei sind mit ihrem die gleichmäßige Wiederholung bezeichnenden l — man vergleiche tänzeln, tröpfeln, klingeln, kritzeln, prickeln, wimmeln und viele, viele andere — lautmalende Zeitwörter, und den kurzlautigen niseln und fiseln entspricht auch ein mundartliches, und früher mittelhochdeutsches, riseln mit kurzem i.

Fängt es nun so an zu fiseln, so sucht sich manche Frau, die ferne von Hause ist und keinen R e g e n s c h i r m bei sich hat, in eine Droschke zu retten. Vom Schirm weiß mancher nicht, ob er ihn als männlich oder etwa als sächlich zu behandeln hat, und „d a s Regenschirm" kann man sehr, sehr häufig, auch von sogenannten Gebildeten, hören. Früher sagte man vielfach parapluie dafür, und ein Rheinländer, der den Krieg von 1870/1 mitgemacht hatte, pflegte zu erzählen, in Paris habe er nur ein einziges deutsches Wort gehört, nämlich „Paraplü".

Das vorher gebrauchte Wort **Droschke** ist ein polnisches (drożka, russisch droški), das erst um die Wende des 18. und des 19. Jahrhunderts, wohl mit dem Fahrzeuge selbst, nach Deutschland gekommen zu sein scheint. Ebenso spät erst scheint sich auch das in Süddeutschland übliche Wort **Fiaker** bei uns eingeschlichen zu haben, dieses stammt aus dem Französischen (fiacre), und zwar benannte man so um 1650 in Paris die Lohnkutschen, weil der heilige Fiacrius (!) das Abzeichen des Hauses war, wo man solche damals mieten konnte.

Was aber ist **Kutsche?** Nun, dieses ist ein ungarisches Wort (koszi) und bezeichnet ursprünglich einen Wagen aus Kocs, einem Dorfe zwischen Ofen und Raab; es war schon im 16. Jahrhundert bei uns bekannt, und auch die anderen Völker Europas kennen es; französisch und spanisch ist es coche, italienisch cocchio, englisch coach und holländisch koets. Wer

denkt da nicht an unseren **Landau** oder Landauer und an unsere **Berline**, die gleichfalls nach den Orten benannt sind, wo sie zuerst gebaut wurden? Vom Landauer behauptet man allerdings auch, er heiße nur so, weil Josef I. in solchem Wagen 1702 zur Belagerung von Landau reiste. — Sind Kutsche und Droschke als vollständig eingebürgerte Lehnwörter zu erkennen, so sieht man der **Equipage** gleich an ihrem Äußeren das fremd gebliebene Fremdwort an; daß dieses aber mit lat. equus Pferd nichts zu tun hat, ursprünglich vielmehr sogar deutsch ist, daß nämlich équiper im Altfranzösischen esquiper hieß, aus dem altgermanischen skif, skip entstand und eigentlich also nur „ein Schiff ausrüsten" bedeutete, später aber verallgemeinert wurde, dürfte ziemlich bekannt sein; ebenso daß dann équipage allgemein das Zubehör, die Ausrüstung, in einem engeren Sinne aber wieder die eines Wagens und diesen an sich bezeichnet. — Und nun unsere deutsche Bezeichnung **Wagen** selbst. Daß Wagen gleiches Stammes mit „Weg" ist, dürfte auch manchem neu sein; es liegt sogar eine indogermanische Wurzel wĕgh, wagh zu Grunde, die ziehen, fahren bedeutet, und von der auch z. B. lateinisches vehiculum — unser Vehikel! — und altirisches fén (Wagen), und auch unser „bewegen" herzuleiten sind.

Haben wir nun im strömenden Regen glücklich eine Droschke erobert, so sehen wir auf dem **Tarif** nach, was die **Taxe** ist. Tarif haben wir, wie die Engländer tariff, dem französischen tarif zu verdanken, und dieses scheint über spanisches tarifa aus dem arabischen ta'rif (erläuternd) zu kommen. Die Taxe dagegen hängt mit lateinischem taxare (und taxa) zusammen; dieses aber ist gleiches Stammes mit tangere (berühren) — woher die Tangente — und bedeutet ursprünglich „scharf berühren", auch „tadeln", und dann „durch Betastung den Wert einer Sache zu ermitteln suchen."

Wie wir so dahin fahren, beobachten wir die Heftigkeit des Regens und wie das Wasser in die **Gullys**

hineinstürzt; in die Gullys — was ist das nun wieder für ein sonderbares Wort! Ja in einigen deutschen (!) Städten nennt man nun einmal so die Schlammkasten oder Kanal-Einläufe. Das Wort ist schlankweg aus dem Englischen übernommen; dort gibt es neben ihm auch ein Wort gullet in der selben und in anderen Bedeutungen; beide sind nur verschiedene englische Formen des französischen goulet, goulette (enger Hals, kleiner Kanal), der Verkleinerungsform von goule (Kehle), dem heutigen gueule; dieses kommt vom lateinischen gula, der Schlund.

Wer nun aber nicht so glücklich war, irgend ein Gefähr zu benutzen, der ist froh, wenn er sich dem Straßenschmutze nicht auszusetzen braucht und sich auf das retten kann, was man früher **Trottoir** nannte, jetzt aber als Bürgersteig, Schrittweg, Fußsteig bezeichnet, noch besser aber ganz kurz Steig nennen sollte. Trottoir gehört zu trotter, das eigentlich „traben" (!) bedeutet, und dieses ist eine Ableitung von dem Hauptwort trot (Trab), das entweder keltischen Ursprunges ist oder auf althochdeutsches trottôn (treten) zurückgeht, das wir auch noch als „trotten" haben, dazu das Hauptwort der Trott.

Nun läßt der Regen bald nach und das Wetter klärt sich auf, wie der gewöhnliche Sterbliche sagt, oder **es klart auf**, wie der Seemann sagt; dieser hat diese nicht umgelautete Form wie so viele Ausdrücke aus dem Niederdeutschen. In den „Wetteraussichten" der Kölnischen Zeitung kommt diese Form (aufklarend) seit Jahren immer wieder vor, aber sie ist uns Rheinländern so fremd, daß z. B. die Setzer der Bonner Zeitung, die die Wetterberichte der Kölnischen entnehmen darf, aus dem „aufklarend" stets „aufklärend" machen, weil sie jenes offenbar für fehlerhaft halten. Das ist es aber durchaus nicht, obgleich Grimms Wörterbuch nur „aufklären", kein „aufklaren" kennt; auch bei Heyne und Paul fehlt dieses. Sicherlich liegt folgender Unterschied vor: Von kalt haben wir zwei Zeitwort-

formen: „erkälten“ und „erkalten““; die erste wird nur transitiv und rückbezüglich, die letzte nur intransitiv gebraucht; so also auch „aufklären“ etwa nur transitiv = jemand über etwas aufklären, und rückbezüglich: das Wetter klärt sich auf, „aufklaren“ aber intransitiv: das Wetter wird aufklaren. Man vergleiche hierzu noch erhärten und erharten, verhärten und verharten, kränken und erkranken, lähmen und erlahmen, stärken und erstarken, (er)wärmen (aufwärmen) und erwarmen, flämmen und aufflammen und neben dem transitiven „füttern“ das volkstümliche intransitive „futtern“.

Ähnlich haben wir diesen Unterschied ja auch bei säugen und saugen, versenken und versinken, tränken und trinken, wegschwemmen und schwimmen, setzen und sitzen, sprengen und springen u. v. a. Beiläufig erwähne ich, daß man „flämmen“ in meiner Heimat (Elberfeld) vom Abbrennen der kleinen Federrestchen am Geflügel, bevor es gekocht oder gebraten wird, sagt („den Hahnen müssen Sie vorher ordentlich flämmen“, sagt die Hausfrau zur Köchin), während bei Grimm nur folgende Bedeutungen angegeben werden: „versuchen, ob ein Schießgewehr abbrennt, um es trocken und rein zu machen, in der Kochkunst: etwas gelb brennen, heiß machen; figürlich: betrügen, prellen“.

Also da es so schön aufgeklart hat, gehe ich Abends in den Gasthof an meinen Stammtisch. Dieser Gasthof nannte sich bisher „Hôtel Monopol“, aber dem Zuge der Zeit und dem Beispiele anderer Wirte folgend, hat sein Besitzer ihn jetzt zu einem „**Hôtel Monopol-Métropole**“ gemacht und dieses fremde Dreigestirn prangt nun gülden über seiner Eingangspforte. Kürzlich wurde ich nun von einem, dem die verschiedene Endung der beiden „Pole“ aufgefallen war, gefragt, weshalb man Monopol ohne e am Ende schreibe, Métropole aber mit e. Ja, wie viele Wirte, die diese Mode mitmachen, mögen wohl überhaupt wissen, welcher Unterschied

zwischen diesen beiden Wörtern ist? Und wie viele ihrer Gäste gehen gedankenlos darüber weg? Nun, Monopol heißt bekanntlich Alleinverkauf, es kommt von griechischem μόνος (allein) und πωλεῖν (verkaufen); Metropole aber bedeutet Mutterstadt, von μήτηρ (die Mutter) und πόλις (die Stadt). Französisch haben beide Wörter am Ende ein e (le monopole, la métropole); machen unsere Wirte also auf Métropole den Akzent, dann müssen sie auch Monopole schreiben; der Deutsche aber sagt zwar das Monopol, aber die Metropole, — dies nur ohne Akzent; er hat aber auch das Wort Gasthof, nur würde das Lächerliche dieser Namengebung zu sehr zu Tage treten, wenn einer „Gasthof zum Alleinverkauf und zur Mutterstadt" sagen wollte, nicht wahr? Der römische Kaiser Tiberius aber schämte sich der Fremdwörter, und Sueton erzählt von ihm, daß er sich einst, als er das Wort „monopolium" anwenden wollte, vorher entschuldigte, daß er ein Fremdwort gebrauche.

Aber so undeutsch der Wirt auf seinem Schild ist, so vernünftig drinnen im Hause: er schenkt sogar alkoholfreie Getränke aus. Da kommt denn auch die Rede auf die Antialkoholbewegung und den Alkoholismus, und einer fragt schließlich, woher denn eigentlich dieses seltsame Wort **Alkohol** stamme? Ja, wie viele Leute gebrauchen heutzutage dieses Wort tagtäglich, nehmen das Wort wie die Sache Tag für Tag immer wieder in den Mund, und wissen doch gar nicht, woher es kommt! Es stammt aus dem Arabischen; da bezeichnet es das feine Spießglanz-Pulver, das zum Färben der Augenbrauen dient. Es ging im Mittelalter ins Spanische und in die anderen romanischen Sprachen über, bezeichnete dann allgemein feines und feinstes Pulver, Feines und Feinstes überhaupt, und wurde schließlich auf den aufs höchste gereinigten und entwässerten Weingeist übertragen.

Die Erklärung des Alkohols macht einen anderen nach mehr lüstern und er erkundigt sich, was denn

eigentlich der Name der Flasche bedeute, die er — ein Antialkoholiker (schön gesagt, nicht wahr?) — vor sich stehen hat, nämlich **Siphon,** oder wie es sehr häufig aber ganz falsch geschrieben wird, Syphon? Das Wort stammt aus dem Griechischen, heißt da ὁ σίφων und bezeichnet den Weinschlauch, das Lateinische hat sipho daraus gemacht. Franzosen und Engländer haben neben dem richtigen siphon die nur im Französischen erklärbare Form mit y, syphon. Natürlich hatte der sprachanleihegeschäftige Michel einmal nichts besseres zu tun, als den Franzosen dieses herrliche, obgleich ganz unverständliche und also für uns eigentlich sinnlose Wort zu entwenden, und richtig vergriff er sich auch noch dabei und nahm die falsche Form mit y. Erst als im Wettbewerb einmal einer zum Unterschied der Syphons einen Siphon schuf, brachte er damit — wohl unbewußt — erst die richtige Form ins Deutsche, und da hat sie die falsche beinahe überwuchert. Ja, überwuchert, denn alle Verdeutschungsversuche sind leider vergebens gewesen; leider, denn Brauser, Spritzflasche, Spritzkrug, Spritzfaß, Druckflasche, Zapfflasche und Selbstschenker wären mindestens bezeichnender und verständlicher gewesen als das fremde Siphon, wie denn ja auch bei Lichtenhainer Bier der Ausdruck „Spritzkännchen", und in Süddeutschland Gespritztes und Spritzerl wirklich üblich sind.

Der Nebenmann unseres Siphonfreundes trank an diesem Abend, wie er am anderen Tage erzählte, **ungezählte** Gläser Bier. „Wirklich ungezählte?" sagte ich, „doch wohl nur, falls du sie noch nicht bezahlt hast; der Kellner wird die ungezählten schon gezählt haben; du willst wohl sagen, ‚unzählige'?" Ja, alles was man früher durch unzählbar, unzählig, zahllos, äußerst zahlreich o. ä. bezeichnete, das ist heutzutage „u n g e z ä h l t"! „Eine ungezählte Menge drängte sich um die Unglücksstätte" — als wenn e i n Mensch von dem Unglücks-Berichterstatter erwartete, daß er die Menge gezählt h a b e, oder als ob es überhaupt darauf ankäme, zu s a g e n,

daß die Menge gar nicht gezählt worden ist! Richtiger ist: „Eine zahllose Menge drängte sich ..., unzählige Menschen drängten ..., eine unzählbare Menge o. ä." — denn es soll doch stets das Unendliche der Zahl angedeutet werden, das eben gar nicht gezählt werden kann, unzählbar ist; daß sie nie gezählt worden ist, darauf kommt es gar nicht an. Aber unterschiedslos wird jetzt statt jener vier und ähnlicher Ausdrücke mehr dieser eine einzige und dazu ganz falsche gebraucht. Ganz falsch und sinnwidrig ist es doch, von den ungezählten Sandkörnern der Wüste zu sprechen, oder davon daß ungezählte Arten von Tieren die Erde bevölkern, oder davon daß Wilhelm Buschs Schriften in ungezählten Auflagen erschienen sind. Das ist geradezu Unsinn, denn die Auflagen sind selbstverständlich gezählt; es muß also — und kann nur — heißen: „Seine Schriften erschienen in zahlreichen Auflagen", hier würde ja auch „zahllos" oder „unzählbar" übertrieben sein. Aber übertrieben muß ja heutzutage alles werden: Prima Ware genügt nicht mehr, es muß „Hochprima Ware" sein — warum nicht „Oberprima"? „Zahlreich" darf nicht mehr gesagt werden, da muß es gleich heißen unzählig, unzählbar, zahllos oder gar ‚ungezählt'! In den allermeisten Fällen genügt das einfache ‚zahlreich', aber dies Wort wird bald von sich sagen können: „Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn." Selbst hochgebildete Leute machen diesen Mißbrauch schon mit. In einer Festrede zu Bismarcks letztem Geburtstage las ich: „Ungezählte Deutsche ... feiern heute ... Nur ungezählte? warum nicht alle?" Unzählige wäre da richtiger; wie sonderbar aber mutet einen doch diese Frage des Redners gerade in dieser Verbindung an: „Nur ungezählte? warum nicht alle?" — Und wenn K. F. Meyer in seiner Novelle von „Gustaf Adolfs Pagen" erzählt, daß „dessen rasche Augen und bewegliche Lippen die Zeilen einer Briefseite nicht weniger behende hinuntersprangen als seine jungen Füße die un-

gezählten Stufen einer Wendeltreppe", so beweist auch das das Unsinnige dieser Anwendung, denn es ist hier doch völlig belanglos, ob die Treppenstufen je gezählt worden sind oder nicht; einzig und allein „zahlreich" taugte an dieser Stelle, denn auch „unzählbar" und „zahllos" würden hier viel zu viel sagen. Allerdings könnte Meyer haben ausdrücken wollen, daß der Page so schnell hinabspringt, daß er in der Eile nicht einmal z ä h l t, wie viele Stufen auf einmal er nimmt. Sicher ist das so, wenn Baumbach einmal in den Sommermärchen sagt: „Er gab ihr drei Küsse zurück, und diesen folgten andere ungezählt." Da soll eben betont werden, daß den ersten drei abgezählten Küssen andere folgten, die n i c h t mehr gezählt wurden. Wenn aber eine Dichterin schreibt:

„Ihm ist . . . . . .
„Als müßt' er betend niederknieen
„Mit u n g e z ä h l t e r Beterzahl"

so ist man wohl zunächst versucht, einen Druckfehler anzunehmen und zu lesen

„Mit ungezählter Beter Zahl";

aber selbst dann noch wirkt das ‚ungezählt' — wie so oft — recht plump. — Wenn zur Verteidigung dieses Modewortes nun gesagt wird, auch lateinisches invictus z. B. heiße nicht „unbesiegt", sondern „unbesiegbar", oder von anderen, bei der „Hyperbel" komme es auf den u r s p r ü n g l i c h e n Sinn nicht an, da doch jeder unwillkürlich einen gewissen Abstrich mache, so ist das gewiß richtig; aber wenn solche neue, an sich durchaus nicht verwerfliche Anwendungen bis zum Übermaß vorkommen und gute und viel bezeichnendere ältere Ausdrücke ganz zu v e r d r ä n g e n drohen, so sind sie vom Übel und müssen bekämpft werden.

Der Vertilger der angeblich „ungezählten" Gläser Bier hatte an dem Abend manche Stichelei auszuhalten; bald schon hieß es, als sich seine Wangen färbten: „Na, du hast mal wieder einen **Elkopf!**"

Und als die alkoholischen Geister mächtiger wirkten, und seinen Geist umstrickten und umnebelten, da behauptete ein anderer der Genossen, er sitze jetzt gar da wie ein Ölgötze. Sehen wir uns doch auch diese beiden Wörter einmal etwas genauer an; zunächst den „Ölkopf".

Diesen Ausdruck, namentlich die Verkleinerungsform „Ölköpfchen", wendet man in meiner Heimat Elberfeld, aber auch am Rheine und wohl auch noch in anderen Gegenden für ein rotes Gesicht an, sei es daß dies von vielem Trinken herrührt, sei es daß es sich nach einmaligem Trinken, nach einer guten Mahlzeit oder auch nach bloßer Aufregung zeigt; manchen ist „Ölkopf" sogar gleichbedeutend mit Katzenjammer. Das einzige, was über das Wort zu finden ist, steht in Hönigs „Wörterbuch der Kölner Mundart": „Öhlköppche, ein durch überreichlichen, gewohnheitsmäßigen Genuß von Getränken gerötetes Gesicht, auch ein in Öl gesottener Meerschaumkopf." — Als Erklärung für die Redensart „er hat einen Ölkopf" habe ich nur zweierlei gehört: 1. Sein Gesicht glänzt wie mit Öl gesalbt. 2. Sein Gesicht ist rot wie Feuer und Flamme; bei dieser zweiten Erklärung wird also nur an die Brennbarkeit des Öles gedacht. Ich erinnere nun aber daran, daß — wie neben Ölgötze niederdeutsch Trangötze steht — so auch neben Ölkopf der (Studenten-)Ausdruck Transchädel (und Bierschädel) vorkommt; und wenn man nun auch den Ausdruck „im Trane sein" für „betrunken sein" berücksichtigt und auch jene Bezeichnung des Katzenjammers selbst als Ölkopf, ferner den Umstand daß dänisches tran auch Bier bedeuten kann, dann liegt es nahe auch daran zu denken, daß Öl vielleicht nichts anderes ist als dänisches öl, englisches ale = Bier; also Transchädel = Bierschädel, Ölkopf = Bierkopf. Mir scheint das um so wahrscheinlicher, als in der Elberfelder Mundart Öl zu „Ollig" wird, für Ölkopf aber stets Öhlkopp, Öhlköppken, nie etwa Olligköppken gesagt wird. Und tatsächlich kommt Öl für Bier auch

vor: in Bayern nennt man nach Schmeller das Paulaner-Bier „Heilig-Vater-Öl"; in einem Reisewerke von Keyßler von 1790 heißt es: „In München braut man im Frühjahr ein gutes, weißes Bier, Ainbock genannt, das sehr stark ist und am Geschmack dem englischen feinen Öle gleichkommt"; und in Herders „Stimmen der Völker" finden sich die Verse:

„Sollt mit den Helden
„Dich in Walhalla
„In Friede freun;
„Sollt mit den Göttern
„Da trinken Öl."

So scheint es denn nicht unmöglich, daß „Ölkopf" wirklich wörtlich „Bierkopf" bedeutet, und daß erst das Volk, das von diesem veralteten Ausdrucke „Öl" für Bier nichts weiß, zu der ihm näher liegenden Erklärung griff: glänzend wie ein „Öl-Meerschaumkopf", vielleicht sogar auch „rot wie ein Mohnkopf", denn auch für diesen sagt man in einigen Gegenden Ölkopf. Auch „im Tran sein" verstand man nicht, machte daraus „in Tran getreten sein" und erklärte: wer Tran unter den Sohlen habe, glitsche leicht aus! — Endlich sei hier noch beiläufig erwähnt, daß man in Frankreich die freiwillig Statistendienste leistenden Theaterfreunde „têtes à l'huile" nennt; diese Bezeichnung soll davon kommen, daß die naturgetreue Färbung der Bühnen-Neger durch eine Mischung von Ruß und Öl erreicht wird.

Und nun **Ölgötze**! Wie verschieden ist dieses Wort schon erklärt worden! Da hat man gesagt, mit Öl habe es nichts zu tun, das „Öl" sei ursprünglich „el" gewesen, das lateinischem alius, griechischem ἄλλος entspricht und in „Elend" (fremdes Land) wiederkehrt; aber „f r e m d e r G ö t z e" — das scheint wenig glaublich.

Andere meinen, dieser erste Bestandteil des Wortes hänge mit althochdeutschem üla (lat. olla) der Topf zusammen (vgl. Eulner = Töpfer). Und nun

folgern sie: da Töpferwaren aus Ton hergestellt werden, und wahrscheinlich — wie der „Koloß mit tönernen Füßen" der Bibel zeigt — auch heidnische Götzenbilder aus Ton gemacht worden sind, so heißt Olgötze nichts anderes als Tongötze.

Wieder andere meinen, der zweite Bestandteil habe mit „Götze" nichts zu tun, sei vielmehr das oberdeutsche Wort gätze, getze, worunter teils ein Schöpfgefäß oder Krug, teils eine Mehlspeise, Art Pfannekuchen, verstanden wird. Für diese Auffassung von Götze als Pfannkuchen könnte die Tatsache sprechen, daß man im Erzgebirge eine in der Pfanne gebackene Speise Olgötze nennt, wie einmal in der Zeitschrift des Sprachvereins nachgewiesen wurde, eine Speise, die in der Hauptsache aus klar geriebenen rohen Kartoffeln (ähnlich wie die sogenannten Thüringer Klöße) bereitet, und statt mit Butter mit Leinöl gebacken wird. Hieran lehnt sich eine andere Deutung des Ausdrucks, die ihn als „in Öl gebackenes Götzenbild" deuten will. — Sollte aber ‚gätze" in der anderen eben erwähnten Bedeutung = „Krug" vorliegen, so könnte man ja, das Öl aus ûla erklärend, Olgätze als Topfkrug deuten, dabei an die plumpe Form solcher Gefäße, etwa auch an die bekannten Bartkrüge denken, und auch so eine Deutung der Redensart haben „dastehen wie ein Olgötze", d. h. wie ein Tonkrug. Im Bergischen nennt man solchen Tonkrug „Ull" oder „Üll"; und „ullig (oder üllig) aussehen" sagt man sehr häufig von „schlechtem oder mürrischem Aussehen", auch „du machst ja ein Gesicht wie eine Üll", d. h. so breit und plump und nichtssagend wie ein Krug-Gesicht. Ob hierher nun auch kölnisches Mötzölg oder Mötzöllig = „Tropf, Schlafmütze, aber auch mürrischer Mensch" zu stellen ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Nach Schmellers Bayerischem Wörterbuch kann das althochdeutschem ûla entsprechende „Öl" nun auch einen ausgehöhlten, also wie ein Topf ausgehöhlten Stamm, der als Brunnenkorb dient,

bezeichnen, und in Wunsiedel soll man noch ein ausgehauenes Stück Holz „Öl“ nennen. Dann könnte also „Ölgötze“ ein aus Holz geschnitztes Götzenbild meinen, das mit seinem plumpen Aussehen gleichfalls die Redensart erklären würde. Das führt uns denn auf ihre am meisten erörterte und verschieden verteidigte Deutung. So heißt es in Borchardt-Wustmanns „Sprichwörtlichen Redensarten“: „In verschiedenen Städten war neben der Kirche, in Dresden z. B. neben der Kreuzkirche, ein Anbau, der Ölberg hieß. Hier befand sich eine lebensgroße Figur Christi, desgleichen die drei schlafenden Jünger (Petrus und die zween Söhne Zebedäi). Diese Bilder waren vor der Reformation allgemein Gegenstand heiliger Verehrung, besonders am grünen Donnerstage. Nach der Reformation nannte man dergleichen Bilder Götzen.“ „Ölgötze“ wäre danach also in der Reformationszeit ein Spottwort gegen die Holzbilder oder Steinbilder der katholischen Kirche, auch gegen ihre Anbeter gewesen, vielleicht selbst schließlich gegen die mit dem heiligen Öle geweihten Priester; da das Wort vor der Reformation selten ist, ließe sich diese Erklärung hören. Die „schlafenden“ Jünger könnten ja auch besonders die Übertragung des Ausdrucks auf einen schläfrigen, nachlässigen Menschen bewirkt haben, die man ja gerne so nennt.

Johann Agricola schreibt in seinen „Siebenhundert und funffzig deutschen Sprichwörtern“ (Wittenberg 1592): „Ein stock und ein holtz, das geferbt ist und ölgetrenkt, auf das die farb bleibe und vom regen nicht abgewaschen werd, ist ein ölgötz. Götze kompt von Gott, und ist etwas, das ein bildniß hat on leben, on seele, darumb ist ein ölgötze ein mensch, der nirgend zu nütz ist, da weder verstand noch witze bey ist.“ Hier wird also das „Öl“ wieder anders erklärt als in der vorhin erörterten Deutung; schon vorher aber hatte Sebastian Franck (1541) für den Ölgötzen eine gegeben, die man jetzt

fast allgemein als die richtige anerkennt. Er erklärt den Ausdruck „ut Bagas stas“ mit den Worten: „Du stehst wie ein Klotz, Ölgötz, Tielmann, Leuchter.“ Der Leuchter nämlich war ursprünglich ein Mann, der das Licht trug, als Tielmann oder Dillmann eine „Dille“ trug, in der das Licht steckte; der Ölgötz war also ein Mann, der ein Öllicht trug. „Den Ölgötzen tragen“ galt als schmutziger, niedriger, entehrender Dienst; so sagt ein alter Junggeselle bei Hans Sachs:

Hewer will ich unverheirat bleiben,
Das ich mich nit thu uberweiben,
Und müst auch den ölgötzen tragen.

Ein anderes Mal heißt es:

Dieweil sie lebt auf dieser erd,
Ward ich ihr veracht und unwerd,
Must allmal den ölgötzen tragn;

und wiederum:

Er hat ein böß Weib uberaus,
Die öl und fegefewer im Haus.
Die in herscht und übel thut plagen,
Mus allzeit den ölgötzen tragen.

Schillers Schwager Reinwald schreibt in seinem Hennebergischen Idiotikon (1793): „Ölgötz, ursprünglich und noch in einigen hennebergischen Gegenden ein Pfosten, an dem man die Lampe aufhängt. Dazu wurden in den ersten Zeiten des eingeführten Christentums alte abgenutzte hölzerne Götzen gebraucht.“

Lexer weist im Grimmschen Wörterbuche darauf hin, daß man in Kärnten „Paule“ sagt = Leuchterknecht.

Rudolf Hildebrand aber, einer der Berufensten in solchen gleichzeitig sprachgeschichtlich und sittengeschichtlich wichtigen Fragen hat es einmal als ein Mißverständnis getadelt, daß Agricola von der Bemalung oder Tränkung des Stockes mit Öl spreche; aber gerade diese falsche Auslegung, sagt er, sei schon ein Beweis für viel höheres Alter. Er bringt

nun auch noch mehr Belege, darunter einen aus dem dreizehnten Jahrhundert, für das Tragen des Lichtes als einen niedrigen Dienst, und beschreibt einige alte Leuchter des Germanischen Museums, die Männer darstellen, die mit ausgestreckten Armen Kerzen-Tillen tragen. Sehr hübsch sind nun Hildebrands Ausführungen über den Götzen, in denen er in seiner feinsinnigen und liebenswürdigen Art von den Hausgeistern erzählt. „Aber der G ö t z e?“ fragt er, und antwortet dann sich und uns: „Der enthält die Hauptsache. Wenn man solche Leuchtergestalten für altgermanisch und für heidnische Götzenbilder hielt, oder wenn Reinwald meinte, man habe in den ersten Zeiten des Christentums alte abgenutzte hölzerne Götzen als Lampenträger benutzt, so ist in beiden Meinungen ein richtiger Kern enthalten. Der Gedanke des Ölgötzen ist altgermanisch, vorchristlich. Der Gedankenkreis, dem er angehört, kann einem am Kobold klar werden. Das ist ursprünglich, noch jetzt ganz deutlich erkennbar, ein Hausgott als Hüter und Helfer des Hauses, wie in Rom die penates und lares. Er wurde auch als Bild dargestellt. Von den Diensten, die er seinem Herrn tat, war ein besonders wichtiger, dessen Wohlstand zu fördern. Noch jetzt ist unter den Bauern z. B. in Sachsen der Glaube nicht ausgerottet, wenn eines Bauern Wohlstand auffallend wächst, der „hat den Kobold“. Der ist denn auch jetzt noch als Bild zu sehen, nur ins Derbe gezogen, es ist das sogen. Dukatenmännchen, das in früheren Jahren harmlos — nebst dem a u c h koboldischen Nußknacker — mit unter dem Weihnachtsbaum als Geschenk erscheinen konnte, mit dem Sinn: mögest du im nächsten Jahre viel Geld einnehmen, ich schenke dir dazu den Geldkobold ins Haus. Und wenn nun solche Figuren ihren Platz auf dem Sims des Kamins haben, so hat auch das seinen Grund in der vorchristlichen Zeit und zeugt dafür, denn der Kobold wohnte unter dem Herde, der h e i l i g e n Stelle des Hauses. So ist denn auch der Ölgötze

eigentlich ein Kobold, ein helfender Hausgeist, der den Hausleuten bei der Arbeit und beim Spiel leuchtete. Er war sicher im germanischen Hause so unentbehrlich, daß ihm auch die Bekehrer nichts anhaben konnten, wenn auch der Name Götze von ihnen herrühren mag; konnten sie doch den Kobold überhaupt nicht ausrotten, der bis heute noch nicht tot ist."

Dieser Hildebrandschen Erklärung hat auch Gehmlich den Vorzug vor anderen gegeben in einem Aufsatze „Der Kobold" in der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung.

Kurz zusammenfassend hat dann einmal A. Plate in den „Mitteilungen des Deutschen Sprachvereins Berlin" verschiedene Erklärungen aufgestellt. Er geht von der doppelten Bedeutung von Öl = fettige Flüssigkeit und Baumstamm (vgl. Schmeller) und von Götze = Heiligenbild und Pfosten (so soll es bei Hans Sachs vorkommen) aus und nimmt daher 4 Deutungsmöglichkeiten an: 1. Baumklotz. 2. Ölpfosten, mit Öl angestrichener oder betriefter Klotz. 3. Hölzernes Götzenbild. 4. Mit Öl bemaltes Götzenbild, — die alle 4 für die Redensart „er steht da wie ein Ölgötze" verwertbar seien. Das ist allerdings der Fall; für die zweite und vierte Deutung spricht ja auch, daß neben Ölgötze niederdeutsch Trangötze vorkommt, und daß anderseits im Magdeburgischen und Holsteinischen die Redewendung gebräuchlich sein soll: „Sitz doch nicht da wie eine alte Tranlampe." Ferner spricht diese und die niederdeutsche Wendung: „He steit as en Lüchterpiep, as en Pickpahl" (Pechpfahl) für die Erklärung als „Leuchterträger"; und solch lichttragender Pfosten ist vielleicht auch noch gemeint in dem „Hochzeitlied" des jungen Goethe:

Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht still und klein.

Für die erste und mehr noch für die dritte Deutung (Holzbild) aber spricht wieder eine im Köl-

nischen gebräuchliche Redensart: „Hä steiht esu do wie en hölze Herrgöttche" = Er steht so da wie ein hölzernes Herrgöttchen.

„Aber auch das Götzenbild an sich," sagt Borchardt, „kann zur Bezeichnung steifen hölzernen Benehmens dienen (z. B. bei Grimmelshausen öfter „dastehen wie ein geschnitztes Bild"), freilich ist es doch nicht für alle so jeden Augenblick mit Händen zu greifen gewesen und hat also nie das Anheimelnde gehabt, wie die Vorstellung von dem gedrechselten Pfosten, dem stummen Hausdiener, der — zwar ein Götze, aber doch ein guter Kobold — als Träger des Lichtes die Stubenarbeit der Familie förderte."

Welches nun auch die richtige Erklärung des Ausdruckes sein mag, jedes Falles wird er ursprünglich ein starr, steif, blöde dreinschauendes Götzenbild bezeichnet haben; daher dann der auf Menschen angewandte Vergleich.

Also der am Abend am Stammtische wie ein Ölgötze dasaß, erwacht morgens mit einem Ölkopfe oder Katzenjammer. **Morgens** — heißt es nicht etwa Morgends? Es gibt nämlich tatsächlich Leute, ja sogar Gebildete, die das schreiben, und auch für richtig halten, „weil es auch Abends heiße", obgleich doch dem Abend der Morgen gegenübersteht. Auf solcher Angleichung an „Abends" beruht diese falsche Form, wenn z. B. in einem alten Arzneibuche meiner Familie vom Arzte bei einer Verordnung eingetragen steht: „Morgends und abends 1 Eßlöffel voll zu nehmen," oder wenn ein Gebildeter schreibt: „Er beschäftigt sich von früh morgends bis spät abends," wenngleich sie hier vielleicht nur ein Schreibfehler ist. Die häufige Verbindung „Morgens und Abends" u. a. kann ja leicht dazu verführen, diese Wörter, die ohnehin in der alltäglichen Sprache ganz gleich ausgesprochen werden, nun auch gleich zu schreiben; so fand ich umgekehrt in einem alten Stammbüchlein, daß ein Vater bei den Kindern jedesmal einträgt, ob sie Abens oder Morgens geboren sind. Vielleicht

wird auch an die scheinbar partizipiale Eigenschaftswortform „morgend“ gedacht, die (seit dem 16. Jahrhundert) dadurch entstanden ist, daß man das Adverb als Eigenschaftswort gebrauchte. Man vergleiche auch die Adverbien „eilends, zusehends, durchgehends“ u. a., von denen gar nicht feststeht, ob sie wirklich partizipiale Bildungen sind; ferner mit unorganischem d das Eigenschaftswort „morgendlich“, die schweizerischen mundartlichen Formen „morndes“ und „morndrig“. Ist nicht etwa auch „morgendes Tages“ aus „morgen des Tages“ entstanden (wie umgekehrt aus „währendes Tages“ während des Tages geworden ist)? und dadurch überhaupt erst das Eigenschaftswort „morgend“?

Nun habe ich von bergischen Landsleuten in letzter Zeit mehrfach im schriftlichen und im mündlichen Verkehre die Mehrzahlform **„die Morgende“** gelesen und gehört, und zwar nicht etwa von Ungebildeten, sondern von solchen, die höhere Schulen besucht haben; z. B. in einem Briefe aus der Sommerfrische „die Morgende werden mit Fußwanderungen ausgefüllt“. Ich finde diese Form neuhochdeutsch nirgendwo in den großen Wörterbüchern belegt. Es entsteht die Frage: wie ist sie, die offenbar nur d e s halb gebildet wird, um die Mehrzahl d e u t l i c h e r zu machen, zu erklären? Ich vermute, daß auch sie durch Angleichung an „der Abend, die Abende“ entstanden ist; diese Erklärung liegt wenigstens am nächsten.

Anderseits ist auch daran zu denken, daß z. B. „heut morgend noch“, „ich sollte mich alle Morgent gsegnen“, „am Morgend“, „des Morgends“, „zu Morgend“ Formen sind, die schon früh im deutschen Schrifttum auftauchen; daß überhaupt gerne vor s und st ein d in Aussprache und in Schrift eintritt, z. B. eigend**s** (auch bei Fritz Reuter), auf die unbefangend**ste** Weise, mit den verschlagend**sten** Händlern, der Unerfahrend**ste** von uns, die angesehend**sten** Männer, die gediegend**sten** Geschenke usw., während es anderswo fälsch-

lich weggelassen wird, z. B. die aufreibenste Mühe, die anziehenste Arbeit, die dringenste und ergebenste Bitte usw.; und endlich, daß man sich leicht darauf ertappen kann, wie man Wörtern überhaupt ein t anhängt, z. B. „genugt" sagt, oder „vorigten Winter", oder „anderst", das übrigens auch vielfach im Schrifttum vorkommt, oder etwa vorliest: „der in Österreich seinen Sitzt hat", „trotzt unserem Widerspruche", „aus Westfalen gebürtigt" u. ä.; namentlich Kinder hängen gerne solch t an und sagen „nocht" und „daß mir kein Leid geschehen magt" und „Seine Güte währet ewiglicht" usw. Festgesetzt hat sich solches t vor Alters schon in „jetzt".

„Nun bin ich wieder ganz **nüchtern**," sagt mein Freund und — er denkt viel nach über sprachliche Dinge — stolpert über dies „eigentlich recht seltsame Wort". Ja, nüchtern, es klingt so urdeutsch, und man hat auch versucht, es mit „Nacht" in Zusammenhang zu bringen; andere aber haben es für aus dem lateinischen nocturnus entstanden angesehen und die Bedeutungsentwickelung so erklärt: der Frühgottesdienst findet noch bei Nacht (noctu) statt, ist nocturnus (nächtlich); dabei durften die Klosterinsassen noch nichts gegessen haben, daher: sie mußten nocturni, „nüchtern" sein. Nun ist aber dagegen gesagt worden, daß die Laut-Entwickelung dann anders gewesen sein müßte, auch daß „nocturnus" ja nur „nächtlich" bedeute, und so glauben andere, es sei nichts anderes als eine Weiterbildung aus althochdeutschem uohta (die Morgendämmerung), zumal neben nuohternîn auch uohternîn vorkommt, und wie aus „in eben" „neben" wurde, so sei aus „in uohte" „nuohte" entstanden; so bedeutete es denn eigentlich „in der Morgendämmerung". Aber da sei die Ableitungssilbe -ern nicht ganz klar zu stellen, und so bleibe denn „nüchtern", heißt es, eigentlich noch immer dunkel. Weshalb aber soll denn nicht eine Verquickung dieser beiden Entstehungsweisen möglich sein, so daß nuoht-urn in Anlehnung an nocturnus entstand?

„Treten wir hinaus auf den **Balkon**, um die frische Morgenluft zu genießen!“ sage ich. Und richtig, da hat er schon wieder ein Wort, das ihm „auffällig“ ist, nämlich Balkon. Na, dieses gehört zu den vielen Fremdwörtern, die ursprünglich deutsch sind; als Fremdwort ist es für uns ja schon durch die Betonung kenntlich, denn ob wir nun Balkohn oder Balkong sagen, wir betonen immer ganz undeutsch die letzte Silbe, Balkohn erinnert an italienisches balcone, Balkong an französisches balcon. Betonten wir aber einmal Bálkon, wie die Engländer es bei bálcony tun, so würde uns das auf die richtige Spur des Wortes führen, denn es ist tatsächlich nichts anderes als unser gutes deutsches Balken; italienisches balcone ist der erhöhte Balkenvorsprung, entstanden aus althochdeutschem balcho. — Richard Wagner läßt Elsa an die Brüstung des **Söllers** hinaustreten, das ist ein Wort, das uns deutscher erscheint als der Balkon, und doch ist es nur ein, allerdings uraltes, Lehnwort aus dem lateinischen solarium, das eigentlich nur einen der Sonne (sol) ausgesetzten Raum bezeichnet, also ein flaches Dach, oder einen offenen Ausbau; in diesem Sinne wird das Wort bei uns aber nicht mehr gebraucht, vielmehr meist nur für Boden und Speicher.

Als wir so hinausschauen in den Garten, da ruft mein Freund auf einmal: „Sieh mal! Da auf dem Schornstein sitzt doch jetzt schon in aller Herrgottsfrühe ein Rotschwänzchen und krächzelt sein kleines, krauses Liedchen.“ **„In aller Herrgottsfrühe“** eigentlich ein sonderbarer Ausdruck, nicht wahr? Man kann es sich kaum anders erklären als so: „die erste herrliche Morgenfrühe beim Sonnenaufgang, wie sie uns Gott, der Geber alles Schönen und Guten, beschert.“ Der Landmann, der sie öfter genießt als der Städter, wird das Wort geschaffen haben. So spricht man ja auch von der „lieben Herrgottssonne“: im Gargantua heißt es einmal „uff dem herrgotsboden sind nit ärgere lauren als ir seit“, wie w i r jetzt oft sagen „auf Gottes weiter Welt“;

und in Wagners „Kindermörderin“, die jetzt wieder über die Bretter geht, ist einmal die Rede von denen, „die vor lauter Vornehmigkeit nicht wissen, wo sie mit des lieben Herrgotts seiner Zeit hin sollen.“ — Das Rotschwänzchen aber gehört zu den „**Herrgottsvögelein**“; diesen Namen gibt man den Vögeln, die dem Menschen am liebsten sind, der Taube, dem Storche, der Bachstelze, der Lerche, der Schwalbe, dem Rotkehlchen, dem Rotschwänzchen, der Nachtigall, und anderswo nennt man „Herrgottshühnlein“ alle Singvögel, deren Nester zu berauben für Sünde gilt; wieder in anderen Gegenden aber heißt das Johanniswürmchen oder Marienkäferchen „Herrgottsvöglein“ oder „Gotteskälbchen“. Wie „liebe Kinder viele Namen“ haben, so auch dies zierliche Tierchen; und so auch alle unsere Singvögel, mit deren Namen man ein ganzes Buch füllen könnte; keiner aber ist schöner als der besprochene, der sie als eine besonders herrliche Gabe unseres Gottes bezeichnet.

Und wie wir nun weiter noch das ziere Vögelchen auf dem Schornstein betrachten, da fällt mir ein kleines Geschichten aus meiner Kinderstube ein. Einen gewaltigen Eindruck pflegt ja auf die Kinder der Schornsteinfeger zu machen. Aber so sehr sie ihn scheuen mögen, es geht ihm nicht besser als anderen, er wird von ihnen „nachgemacht“. Beobachte ich da kürzlich die meinigen bei seltsamen Bewegungen. „Was macht ihr da?“ „Wir spielen Schornsteinfeger. — Der schornt den Schornstein.“ Wie merkwürdig diese Wortbildung! Aber wissen manche von uns Erwachsenen denn oft besser Bescheid über Dinge, mit denen wir täglich umgehen? über Wörter, die wir täglich in den Mund nehmen? Wie viele wissen denn, was **Schornstein** eigentlich heißt? Ein Zeitwort „schornen“, wie es die Kinder bilden, gibt es nur in der Gaunersprache, und es bedeutet da „stehlen“; unser „Schornstein“ aber hängt mit dem alten Zeitwort schorren = ragen, hervorragen, das man jetzt kaum noch

kennt, zusammen, und wurde daher auch früher schor(r)stein geschrieben; so bezeichnete es also ursprünglich den hervorragenden, den Krag-Stein, auf dem der Rauchfang aufgebaut wurde. Im 17. Jahrhundert aber versuchte man schornstein zu erklären als „Rauchfang, der von Stein und wegen des Rußes muß beſcharret werden, oder gescheuret, gereinigt", hatte man doch auch eine Zeitlang scharstein geschrieben. Andere wollen es mit dem slawischen černy (schwarz) zusammenbringen, das z. B. in Cernagora = Montenegro (schwarzer Berg) steckt.

Drei andere Bezeichnungen des Schornsteins sind folgende: in Oberdeutschland Kamin, in Mitteldeutschland Schlot, in Niederdeutschland Esse. **Kamin**, das schon durch die Betonung auf der letzten Silbe als Fremdwort gekennzeichnet wird, stammt vom lateinischen caminus; daneben mundartlich Kémi und Kémmich, also mit deutscher Betonung. Erinnert sei hier auch daran, daß das gleichfalls von Wagner im Lohengrin angewendete **„Kemenate"** (das Frauengemach) aus lateinischem caminata entstanden ist, eigentlich also nur ein heizbares Zimmer, ein Zimmer mit Kamin, bezeichnet. **Schlot** kommt schon im Althochdeutschen als slât vor, es ist aber noch ganz dunklen Ursprungs. **Esse** endlich kommt ebenfalls bereits im Althochdeutschen vor und bezeichnet ursprünglich den Feuerherd der Schmiede und anderer Metallarbeiter; über seinen Ursprung gibt es zwei Vermutungen: die einen stellen es mit altnordischem esja (Lehm) zusammen, wonach dann die Esse, „die aus Lehm hergestellte" wäre, andere denken an die indogermanische Wurzel as, die „brennen" bedeutet, und die im lateinischen ardere (brennen) und aridus (dürr), sowie in deutschem „Asche" steckt. Goethe hat das Wort mehrfach in der Form Öfse, wie man es auch noch im Vogtland sprechen soll; das erinnert einen an das westfälische „Ösel" (glühende Asche), und dieses wieder an altenglisches ysele (die Asche); in anderen Mundarten

bedeutet Ösel oder Üsel den glimmenden Dochtabfall, und wieder andere haben dafür Nösel oder Nüsel mit anlautendem n, wie sie Nast, Nassel, Nahle für Ast, Assel, Ahle haben. — Man spricht wohl davon, daß man eine Schuld **in den Schornstein schreiben** will, oder in (oder hinter) die Esse, auch in den Kamin oder in den Schlot, und setzt auch wohl hinzu: „wo es die Hühner nicht auskratzen." Eine Redensart voller Entsagung und voll Hohnes; dem Schuldner gegenüber betont man zwar: „da im Schornstein verwischt die Schrift so leicht nicht, denn die Hühner können sie da nicht ausscharren"; aber sich selbst sagt man doch: „Rauch und Ruß werden die Schrift dort so bald verdecken, daß man sie gar nicht mehr erkennen kann, und das schadet dann ja nichts, weil ich doch wohl darauf verzichten muß." Andere Wendungen dieses Gedankens sind: Ich will es mit schwarzer Kreide an den Kesselhaken schreiben; schreib es nur mit Kreide an die weiße Wand; er hat es mit Kohle in den Schornstein geschrieben; und die alten Römer sagten: „in aqua scribere", d. h. ins Wasser schreiben.

Setzen wir uns einmal an den **Tisch** um zu frühstücken! Wir sitzen alle Tage am Tische, und doch werden verhältnismäßig sehr wenige einmal darüber nachgedacht haben, woher das Wort kommt: Tisch entstammt dem griechischen δίσκος (die Wurfscheibe), das ins Lateinische als discus überging und dort von der Bedeutung Scheibe später auf die Schüssel, den Teller übertragen wurde. Im Englischen stehen nebeneinander disk die Scheibe, und dish die Schüssel. Unsere Wendung „den Tisch, die Tafel aufheben" reicht in die Zeit zurück, wo Tisch auch deutsch noch den Teller bezeichnete, den man zum Schlusse wirklich aufhob; allerdings wurden dann im Mittelalter auch die wirklichen Tische, die aber leichter waren als unsere jetzigen Speisetische, aufgehoben. — Betrachten wir aber auch einmal **Scheibe:** das soll mit schieben zusammenhängen, das ursprünglich „rollen" bedeutete, und

Scheibe meint daher eigentlich eine kreisförmige Platte; mit Scheibe bezeichnete man daher ursprünglich nur runde Fensterscheiben, und heutzutage denkt niemand mehr daran, daß wir eigentlich von solchem Unding wie einem runden Viereck sprechen, wenn wir die viereckigen Glasplatten in unseren Fenstern Scheiben nennen. — Ebenso unsinnig ist es, wenn man die neuen spitzen Geschosse dennoch mit dem alten Gattungsnamen „Kugeln" bezeichnet, so daß man gezwungen ist, wirklich runde Geschosse nun Rundkugeln zu nennen.

Zu der Ausrüstung eines Wohnzimmers gehört in der Regel auch ein sogenannter **Vertikow;** welch ein seltsames Wort ist auch das! Aber meist wohl wird es gedankenlos gebraucht. Die Leitung der Zeitschrift des Sprachvereins hat sich schon 1891 vergebens bemüht, eine Erklärung des Wortes zu erhalten, und schlug damals vor, das Möbel wieder Teeschrank zu nennen wie früher, ehe jenes rätselhafte Wort aufkam. Drei Jahre später veröffentlichte ich eine neue Anfrage, auf die ich verschiedene Antworten erhielt. Da meinten einige, das Wort hänge mit vertical zusammen, andere, es sei vielleicht slawischen Ursprungs, wieder andere, es könnte wohl nach seinem Erfinder benannt worden sein. Das hatte ich selbst von vornherein für das Wahrscheinlichste gehalten, und es wurde dann bestätigt durch den Ergänzungsband des großen französischen Wörterbuches von Sachs-Villatte, in dem es heißt: „vertikow, vertikof (Vertikow, Name des ersten Verfertigers) sm. Vertikow (Art eleganter kleiner Schrank) = bonheur du jour". Mit diesem letzten Ausdrucke bezeichnen die Franzosen ein „kleines Möbel zum Aufbewahren von Briefen und Kostbarkeiten". Der Name Vertikow soll zuerst in Berlin aufgekommen sein, weil ein gewisser Vertikow ein derartiges Möbel zuerst gearbeitet hat, dann ist er auch in Frankreich angenommen worden und erscheint jetzt öfter in französischen Schriften. Merkwürdigerweise wird jetzt im deutsch-englischen Wör-

terbuche von Muret-Sanders Vertikow als Schrank für Wäsche bezeichnet und durch linen-press übersetzt, während er doch bisher sonst stets als kleines Ziermöbel vorkam.

Auf solchem Zierschranke stehen in vornehmen Häusern oft kostbare **Fayencen** und **Majoliken;** auch das sind auffällige Wörter, aber wie wenige kümmern sich darum, Näheres darüber zu erfahren! Französisch scheint die Fayence zu sein, und italienisch die Majolika: und in der Tat ist Majolika nichts anderes als der ältere italienische Name der Insel Majorca, der größeren der beiden Balearen, auf der die Araber im Mittelalter die Majolika, diese besondere Art von Fayence, bereiteten; dieses „Fayence" aber ist — trotz der französischen Form in der wir das Wort haben — gleichfalls italienischen Ursprunges, denn es ist wahrscheinlicher, daß diese Waren von Halbporzellan zuerst in Faenza, dem römischen Faventia, in der italienischen Provinz Ravenna hergestellt wurden als in Fayence bei Fréjus in Südfrankreich.

Die „**denkbar** feinsten" Fayencen habe irgend ein reicher Mann gesammelt, sagt mir mein Freund. Nun, da wendet er dieses „denkbar" richtig an: die feinsten die denkbar sind. Aber seit kurzer Zeit wird mit diesem Worte in den Zeitungen geradezu Unfug getrieben, ein Unfug, den nur leider auch schon — man sollte es nicht für möglich halten! — Hochgebildete mitmachen. Da schreiben jene, der Staatsanwalt habe erklärt, daß der Fall „denkbar milde" liege; oder die Theaterverhältnisse befänden sich unter den Fittichen des jetzigen Leiters „denkbar gut"; oder man habe sich in einem dunklen Raume „denkbar unbehaglich" gefühlt, der Minister Plehwe sei „denkbar unbeliebt", der Eindruck „denkbar nachhaltig" gewesen, die Frauen seien „in denkbar blendendem Festschmuck" erschienen, und gar: die Demagogie habe „eine denkbar beste Waffe" in die Hände bekommen. Hier hat die Vorliebe für das Modewort den Schreiber den Superlativ

mit dem falschen unbestimmten Geschlechtswort versehen lassen, während in den anderen Fällen „denkbar" fälschlich für „sehr" oder höchstens für „möglichst" eingetreten ist. Man könnte nur sagen, der Fall sei der „denkbar mildeste", oder sei „so milde wie nur (eben) denkbar"; macht man nun hieraus „denkbar milde", hebt den Vergleichsatz also ganz auf, so macht man einen ähnlichen Fehler wie den, wenn man von einer „selten schönen Frau" spricht statt von einer so „schönen Frau, wie man sie nur selten finden kann". Aber so geht es: da hat einer es einmal versehentlich falsch angewendet, flugs kommen andere, meinen das sei etwas Besonderes, Feines, Neues, Modernes, Erstklassiges, und einer springt dem anderen nach in die Pfütze des Sprachfehlers.

In dem Speisezimmer steht das Buffet, und von der Decke hängt ein prächtiger **Lüster** herab. Lüster schreibt man jetzt vielfach deutsch statt der ganz französischen Form Lustre; dieses bedeutet Glanz und erst in zweiter Linie Kronleuchter. Die Bedeutung „Glanz" ist hergenommen vom lateinischen Zeitworte lustrare (hell machen), während das Hauptwort lustrum im Lateinischen nur ein alle fünf Jahre darzubringendes Reinigungs- oder Sühnopfer bezeichnet, und darnach auch einen Zeitraum von fünf Jahren, den unsere klassischen Philologen ja noch immer auch auf deutsch gern ein Lustrum zu nennen belieben. Vom selben Stamme ist auch das Wort Lustration, das kürzlich bei der Geburt des italienischen Thronfolgers durch die Blätter ging; die Lustration ist eine Einrichtung der katholischen Kirche, wie es eine der alten Römer war: die religiöse Reinigung oder Weihe, die ein Kind am achten oder neunten Tage nach der Geburt erhält.

Wie Lustre ursprünglich etwas ganz anderes bedeutet als jetzt, so auch das **Buffet**; aber — nicht wahr? — es klingt so „fein", und Gläserschrank, Geschirrschrank, Silberschrein, Anrichtschrank, das alles würde ja nicht so vornehm klingen? Das Wort ist

schon im 16. Jahrhundert ins Deutsche eingeschmuggelt worden, aber fremd ist es immer geblieben, das zeigt die trotz der meist deutsch oder wenigstens halbdeutsch beliebten Aussprache französische Schreibung an. Aber wie vielseitig ist doch auch solch Fremdwort! — man denke nur an Interesse und Milieu — alles und jedes kann man „so furchtbar bequem" damit ausdrücken, ohne viel über feine Unterschiede nachzudenken zu brauchen. So auch Büfett, wie man es denn deutsch schreiben müßte: bald bezeichnet es einen Schrank, bald nur einen Tisch, bald ein Ding, das beides zugleich ist; bald ist es ein Schenktisch — so verdeutscht schon der übersetzende Lessing das französische buffet—, bald eine Anrichte, bald ein Speisentisch, bald überhaupt nur das, was darauf zu haben ist, nämlich kalte Küche, und bald wieder ein ganzes Zimmer: ein Erfrischungssaal, oder ein Frühstückszimmer, oder eine Schenkstube. Der Ursprung des französischen Wortes ist übrigens nicht ganz klar; es scheint von buffer „aufblasen" zu kommen; darin steckt der Begriff der Pracht und des Prunkes, altfranzösisches bufoi bedeutet Pomp, Hochmut, und buffet heißt dann eigentlich Prunktisch. Dieses buffer ist das gleiche lautmalende Wort wie unser „puffen".

Wenn wir uns nach der Mahlzeit in einen Sessel setzen sollen, so bietet die „gnädige Frau" uns den mit einem Antimacassar gezierten sicherlich noch oft als **Fauteuil** an, ohne zu wissen, daß dies unser guter deutscher Faltstuhl ist, der von einer Reise ins Ausland nur bis zur Unkenntlichkeit entstellt zu uns zurückzukehren vermochte, ebenso wie man die biedere Laube dort zur Loge gemacht hat, die wir benutzen (vgl. auch S. 133 u.), und wie unser deutsches Busch italienisch boschetto wurde und dann bei uns Boskett, französisch aber bouquet und bei uns Bukett! Aber der **Antimacassar?** Daß Anti „gegen" bedeutet, weiß wohl jeder; daß es griechisch ist, mancher; aber was nun Antimacassar

ist —? Man legt diese Deckchen auf die Polstermöbel zum Schutze gegen Flecken von — Haaröl, und ein beliebtes Haaröl ist das Macássar-Öl, das aus Macassar auf der Insel Celebes stammt. Käme nun jemand auf den allerdings etwas sonderbaren Gedanken, solche Deckchen „Haarölgegner" zu nennen, so würde gleich alles auf dem Kopfe stehen und über das unglückselige Wort herfallen. Und doch wäre es kürzer und spräche sich flüssiger als das schwerfällige Antimacassar! Aber man muß nie unverblümt die deutsche Wahrheit sagen, lieber Fremdwörter nehmen, die der Durchschnittsmensch nicht versteht; in Wirklichkeit sagen diese das selbe ebenso derb, aber sie klingen vornehmer, nicht wahr?

In dem Lehnstuhl nun pflegt man ein Schläfchen zu machen, und in manchen Gegenden nennt man das **„einen Enonger halten"**. Was ist da Enonger? Im Bergischen lautet es auch zuweilen „Innnger"; Wöste kennt in seinem Westfälischen Wörterbuche ein Zeitwort „innngen" = Unterstunde halten und weist dabei auf „ungern" und das bergische „enonger" hin; dieses erklärt er nicht, bei jenem aber sagt er, es stehe für undern, das auch „Unterstündchen halten" bedeutet, und stellt dies mit dem altsächsischen undarn, dem althochdeutschen untarn (Mittag) gleich. In Remscheid soll man sich diese Wendung als „in den Hunger hinein schlafen" erklären, aber dann müßte sie sich doch auf ein Schläfchen vor Tisch beziehen! Unmöglich ist die Wöstesche Deutung nicht, daß „enonger" mit dem alten „undarn, ondern" (Mittagszeit) zusammenhängt, das uns leider verloren gegangen ist; sie ist sogar sehr wahrscheinlich die einzig richtige. Einer irrigen volksetymologischen Deutung würde dann eine andere Form dieser Redensart ihren Ursprung verdanken, nämlich „ein Einührchen halten", die man am Niederrheine kennt: „während der Mittagszeit ruhen oder schlafen, bis es ein Uhr schlägt." Wenn man auch berücksichtigt, daß „Uhr" (wenn auch nicht häufig) für „Stunde" ge-

braucht wird, so liegt ja hierfür auch die Erklärung nahe: ein Einührchen halten = ein Einstündchen halten, ein Stündchen schlafen; wobei denn noch bemerkt sein mag, daß andere es sogar als „ein Einöhrchen halten, sich auf ein Öhrchen legen" erklären wollen, und nebenbei, daß man in Elberfeld für solch Schläfchen nach Tische auch die Wendung gebraucht „nach Solingen fahren". Zu dem „Einöhrchen" wäre immerhin zu vergleichen, daß man in Köln nach Firmenich-Richarz sagt: „nöörchen halde" und nach anderen auch „nöören", und dazu wieder, daß das „Zehnuhr" dort „zenööres" heißt. — Nun kennt man in der Gegend von Kreuznach die Wendung „in den Uneren arbeiten" = in der Mittagszeit oder nach dem Feierabendläuten arbeiten; diese ist nicht so zu erklären, daß „Uneren" das Gegenteil von „Eren" (Ernte) bedeutet, also die Zeit, wo nicht geerntet oder überhaupt nicht gearbeitet wird oder werden soll, sondern sicherlich ist dieses „Uneren" ursprünglich auch nichts anderes als jenes alte undern: daß das Wort, weil unverständlich, dann auch für den Abend gebraucht wurde, ist ja nicht wunderbar. Ist also undern hier erhalten, weshalb nicht dort? Aus undern entstand ungern, wie „binden" mundartlich zu binge wird, es entstand auch ein gleichlautendes Zeitwort, dies wurde vielleicht in Angleichung an „einschlafen" zu „enungern" erweitert und daraus neuerdings das Hauptwort „Enonger" gebildet.

Nach solchem Schläfchen sieht man wohl auf seine **Remontoiruhr**, denkt aber nicht darüber nach, was das „Remontoir" eigentlich heißt. Es bezeichnet im Französischen die Aufzugfeder, den Aufziehschlüssel der Taschenuhr, von remonter = wieder hinaufbringen (auf den Berg = mont), aufziehen; deutsch hieße es also Aufzuguhr oder Schlüsseluhr, denn von der Selbsttätigkeit der Aufzugfeder, oder vielmehr davon daß sie ohne besonderes Gerät aufgezogen werden kann, davon ist auch in „remontoir" gar keine Rede. Würden solche Uhren heute er-

fanden, so würde man ihnen sicher einen Namen mit Auto geben, etwa „Autochronometer".

Manche Uhren und Uhrketten sind von sogenanntem **Doublé-Gold**; auch dies Wort Doublé wird gedankenlos gebraucht, wer denkt wohl darüber nach? Doublé — „doppeltes Gold", sollte man sagen, heiße es, aber es ist doch gerade gleichsam nur halbes Gold. Nun, doublé heißt auch nur „überfangen", oder „plattiert", dieses bekanntlich: „mit dünnen Plättchen (von Silber oder Gold) überzogen". Oft sieht solches Doublé-Gold wie Kupfer aus, und manche Uhrkette ist gar nur von wirklichem **Kupfer.** Dieses Kupfer scheint doch ein urdeutsches Wort zu sein, aber es ist es insofern nicht, als es aus lateinischem cuprum entstanden ist, und dieses früher in der Form cyprium auftritt, die also „das cyprische (zu ergänzen: Metall)" bezeichnet, weil die Alten das Kupfer eben zumeist aus Cypern bezogen. Auch **Messing** z. B. ist kein urdeutsches Wort; die Endung -ing zwar ist die bekannte deutsche, Mess- aber ist nichts anderes als lateinisches massa (Masse): die Messe oder das Meß bedeutete einen Klumpen Metallgemisch aus Kupfer und Zink.

Aus Kupfer oder Messing waren auch früher — ein Stolz der Hausfrau — die Kochtöpfe, jetzt ist es von Küchengeräten höchstens noch der **Mörser,** der aus solchem Metalle hergestellt wird. Welche Hausfrau dächte aber wohl daran, daß der Mörser dem Ursprunge nach das selbe Wort ist wie **Mörtel?** Wer sein Französisch kennt, weiß allerdings, daß dort le mortier sowohl den Mörser wie den Mörtel bezeichnen kann; und das rührt daher, daß bei den alten Römern das Wort mortarium sowohl den Trog bedeuten konnte, in dem der Mörtel gemacht oder getragen wurde, wie auch diesen Mörtel selbst. Im Englischen, wo gleichfalls heute mortar beides bezeichnen kann, liegt die Entstehung doch etwas anders; in der Bedeutung „Mörser" nämlich haben die Engländer das Wort schon in frühester

Zeit unmittelbar aus dem Lateinischen übernommen, in der Bedeutung „Mörtel" aber haben sie es im Mittelalter dem Französischen entlehnt; heute jedoch sind die beiden Formen — altenglisches mortere und mittelenglisches mortier — in mortar wieder vereint. Und wiederum anders im Deutschen: hier erscheint es auch zunächst althochdeutsch in der Form mortari und in der Bedeutung Mörser, etwas später erst in der Form morter als Mörtel. Während sich aber dieses morter über mörter zu Mörtel entwickelt hat, ähnlich wie aus marmor Marmelstein, aus turtur Turteltaube wurde, ist anderseits neben jenem alten mortari frühe eine Form morsari aufgetreten, die sehr wahrscheinlich mit dem Stamme mors = morsch zusammenhängt; neben morsari hat es auch eine Form morsali gegeben, und so hat auch neben Mörser lange Zeit die Form Mörsel bestanden. Daneben aber findet sich auch mundartlich in Mitteldeutschland, so im Vogtland, die Form Mörschel, die noch deutlichere Verwandtschaft mit morsch zeigt. Man kann auch noch vergleichen mittelhochdeutsches zermürsen und vogtländisches „zermörscheln" zerreiben, und schweizerisches morsen zermalmen; holländisches morzelen aber, das Kluge gleichfalls heranzieht, gehört doch wohl zu morzel, dem englischen morsel, dem französischen morceau = Stück, Bissen. Daß aber auch dieses schließlich ebenso wie noch manches andere Wort, z. B. auch mors (der Tod), auf eine gemeinsame Sprachwurzel mar zurückgeht, die „zerreiben" bedeutet, kann hier nur angedeutet werden.

Ein anderes Küchengerät ist der **Eimer.** Wer sieht es diesem Worte wohl an, daß es aus dem Griechischen stammt? Es gibt ein griechisches Wort ἀμφορεύς, das einen zweihenkeligen Krug bezeichnet; die Römer machten daraus amphora, und aus dieser lateinischen Form entwickelte sich althochdeutsches ambar, das nach und nach zu eimbar, eimber Eimer wurde, weil man es nicht verstand und es nun aus „ein" und dem Stamme ber (tragen),

den wir z. B. noch in Bahre, gebären, Bürde haben, zusammengesetzt glaubte. So wurde aus dem griechischen ἀμφορεύς (ἀμφω = beide; φέρειν = tragen, die selbe Wurzel wie jenes ber; der Zweiträger) ein deutscher „Einträger", weil er bei den Deutschen ein einhenkeliges Gefäß geworden war. Dem einhenkeligen Eimer aber entspricht doch auch ein Zweihenkler, und das ist der **Zuber;** das althochdeutsche zubar oder zwibar ist genau so gebildet — aus „zwei" und ber (tragen) — wie man sich „Eimer" gebildet dachte.

In der Küche und im Haushalte spielt die **Butter** eine große Rolle; wie viele Hausfrauen aber wissen, daß auch die Butter ein Fremdling ist? Es ist nämlich nichts anderes als griechisches βούτυρον (βοῦς Kuh, τυρός Käse), lateinisches butyrum. Daneben aber haben wir, abgesehen von Schmalz, noch ein urdeutsches Wort für die Butter, das jetzt aber nur noch mundartlich im Süden vorkommt: der **Anke.** Grimmelshausen nennt 1673 als Unterschied dieser drei Bezeichnungen: „Butter wird der rohe (er sagt, wie noch jetzt die Oberdeutschen, „der Butter") genandt, wie er ausgeplumbt wird (d. h. frisch aus dem Fasse kommt), der gesottene aber Ancken, unnd Schmaltz heißt ein jedes Fett, damit man die Speisen schmältzet". Dieses Anke ist althochdeutsch ancho, es stammt von der indogermanischen Wurzel añj (salben), die auch im lateinischen unguentum (Salbe) steckt.

Bleiben wir noch eine Weile in der Küche. Da ist ein weiteres Unentbehrliches der **Reis.** Dieses Wort scheinen wir italienischem riso entlehnt zu haben; das Urwort aber ist griechisches ὄρυζον. Dieses stammt gerade wie die Frucht aus Indien, wo der sanskritische Name vrihi war. — Heutzutage spielt ferner eine große Rolle in unserer Küche das **Mondamin;** unsere Frauen und Mägde betonen es meist auf der letzten Silbe: Mondamín, verführt durch Geolin, Blitzolin und andere Unwörter jetziger Mode, in Wirklichkeit aber ist es auf der zwei-

ten Silbe zu betonen: Mondámin, wie es Longfellow, der es ja wissen mußte, im Hiawatha tut. — Wie viele aber von den Tausenden, die heutzutage **„Quäker Oats"** kaufen und kochen, haben eine Ahnung was das heißt! Im Englischen heißt es „Quaker Oats"; oats — ein Wort von leider gänzlich dunklem Ursprung — heißt Hafer. Weshalb in aller Welt nun unsere Handelsleute nur die erste Hälfte dieser Warenbezeichnung durch Verleihung der Strichelchen über dem a verdeutschten und nicht „Quäker-Hafer" sagten oder „Quäker-Grütze", das vermag natürlich kein vernünftiger Mensch einzusehen; und nun müssen sich alle unsere Weibsen mit dem unverständlichen Zeug herumschlagen. Wie sie sich damit zurechtfinden, weiß ich nicht, so bequem wie beim **„Omelette"** haben sie es jedenfalls nicht; das hörte ich nämlich neulich von einer Küchenfee kurz und bündig als „Omgelegt" erklären. Auch das Omelette ist übrigens ein Wort von noch unerklärtem Ursprung, denn daß es aus „oeufs mêlés" (gemischte Eier) entstanden sein soll, scheint nicht recht glaublich; um so vernünftiger wäre es, dafür in Deutschland den allgemein verständlichen „Eierkuchen" einzuführen. Ähnlich steht es doch mit **Purée**, das unsere Köchinnen meistens weder richtig sprechen noch (erst recht) schreiben können, und das doch in Wirklichkeit nichts anderes ist als unser Brei, der — wie man sagt — einst wie andere Wörter (vgl. S. 51) über den Rhein wanderte, in französischer Tracht und Pracht zurückkehrte und sich nun vornehmer dünkt als in der alten Gestalt. Andere allerdings erklären es anders, sagen, es käme von purer abschäumen (dieses von pur, rein). — Und nun der **Pudding**, der im 18. Jahrhundert aus England zu uns kam, den wir aber als halbwegs deutsch aussehend behalten mögen: er ist ein Ire, denn irisches putog oder gälisches putag veränderte man im Englischen zu pudding, indem man es vielleicht auch mit französischem boudin (Blutwurst) verwechselte; pudding bedeutet zu-

nächst Gedärme, dann Wurst, dann erst Mehlkloß u. ä.; boudin hängt mit bouder „schmollen, die Unterlippe hervortreten, aufschwellen lassen" zusammen, und ist auch gleiches Stammes mit lateinischem botulus (die Wurst). Erinnert sei auch noch an die Puddewurst oder Puddelwurst, und daß in Teilen Westfalens auch Pudding selbst noch die Wurst bezeichnet.

Den Pudding vertritt oft der **Flammeri**, der auf gut Deutsch nichts anderes ist als eine kalte Mehlspeise oder ein Wackelpeter, der aber wallisischem llymru entstammt und durch englisches flummery zu uns eingeschleppt worden ist, oder die Rahmspeise, die man „der **Crème**" zu nennen beliebt, ein Wort das die meisten Deutschen mit beständiger Bosheit Crême schreiben. Ein solches Wort gibt's aber im Französischen gar nicht: die Franzosen haben nur la crème (Rahmspeise) und le chrême (Salb-Öl, Weih-Öl); beide Wörter sind allerdings gleiches Ursprungs, kommen vom lateinischen chrisma (griech. χρῖσμα), das Salbe bedeutet — daher ja auch Christus, der Gesalbte. Salbe aber schmeckt nicht gut, schon darum wäre es gescheiter Rahmspeise zu sagen, zumal die meisten Leute gar nicht wissen, ob Crème männlich oder weiblich zu gebrauchen ist, zwar nur von „der Crème der Gesellschaft" sprechen, aber von „dem Schokoladen-Crème". So geht es uns ja mit einer großen Zahl von Fremdwörtern, namentlich englischen; so wußte kürzlich, als „Looping the Loop" eine Rolle spielte, kein Mensch, ob er nun der, die, oder das Loop sagen sollte: der Loop etwa = der Ring, die Loop = die Schleife, und das Loop = — nun etwa das Unbestimmbare. So sagt man ja auch das Baby, weil man das Kind sagt; die Yard, weil die Elle, aber auch das Yard, weil das Meter oder das Maß; der Grog, weil der Wein; das Ale, weil das Bier; das Tennis, weil das Spiel. Anderseits aber schwankt der Gebrauch zwischen: der, die und das Tricycle; der und das Cab; der oder das Calico; die

oder das Charter; der oder das Cold-Cream; die oder das Cottage, die oder das County; der oder das Match; usw. usw. Nun ist es ja sehr anregend, darüber nachzudenken und zu forschen, weshalb man so oder so sagt, sagen kann oder sagen soll; aber ein Glück ist es doch, daß der Gebrauch bei vielen dieser Fremdwörter so schwankt, um so größer ist ja die Aussicht, daß wir solche unheimlichen Gesellen, deren Geschlecht man nicht einmal kennt, wieder los werden.

Zu ihnen gehört auch die oder das — wir bleiben so immer noch ein bißchen in der Küche — **Cochenille.** Dieses französische la cochenille kommt vom lateinischen coccineus scharlachfarben, (coccum, Scharlach); es ist der Name eines amerikanischen Insekts, einer Schildlaus, die eine schöne Scharlachfarbe liefert. Der Spanier sagt cochinilla, der Italiener cocciniglia, der Engländer cochineal; sie gleichen also die Schreibung solches Weltworts ihrer Aussprache an; nur der deutsche Michel quält sich mit der blindlings herübergenommenen französischen Schreibung, statt Koschenill zu sagen, wie er Schokolade, Tee und Kaffee gegen frz. chocolat, ital. cioccalata, engl. chocolate, thé, tè, tea, café, caffè, coffee hat.

Vom **Compote** ein paar Worte. Wenn manche Hausfrau wüßte, daß der Compost im Garten eigentlich das selbe Wort ist wie Compote, so würde sie dieses wohl den deutschen „Früchten" oder dem „Eingemachten" den Platz räumen lassen, zumal auch bei diesem Worte wieder mancher im Zweifel ist, ob er sagen muß „das Kompott" (so muß man es jetzt schreiben), weil man auch „das Obst" sagt; oder „der Kompott", wie man es ja tatsächlich zuweilen hören oder auf Speisekarten lesen kann („Verschiedener Compote"), etwa weil man auch „der Kompost" sagt; oder schließlich „die Kompott", weil es im französischen la compote heißt. Kompott und Kompost sind beides nur zu verschiedener Zeit eingeschmuggelte verschiedene

Formen des lateinischen composita, das Zusammengesetztes, Gemisch bedeutet, wie ja eine „Composition" buchstäblich auch nur eine Zusammensetzung ist. Obgleich es französisch la compote heißt, sagt also mancher Deutsche das Compote, und ganz törichterweise nennt er eine Fruchtschüssel eine Compotière, während es im Französischen nur le compotier heißt; der Italiener zwar sagt la compostiera, aber er sagt auch anderseits la composta, und so auch der Spanier wieder la compota und auch la compotera.

Beim Nachtisch gibt es seit einigen Jahren kleine Leckereien, von denen eine jede in einem besonderen Papierschüsselchen steckt. Unsere Zuckerbäcker bezeichnen diese Dinger auf ihren Ladenschildern und Empfehlungen vielfach als **Petit fours;** als ob nicht „Kleines (oder Feines) Backwerk" viel deutlicher wäre — denn wie viele Deutsche wissen wohl, was „Petit fours" heißt, ohne im Wörterbuche nachsehen zu müssen? Aber jeder des Französischen Kundige wundert sich, daß petit hier in der Einzahl steht neben der Mehrzahl fours. Tatsächlich aber bezeichnet dieser Ausdruck auch nach den französischen Wörterbüchern gar nicht so etwas Besonderes; Littré erklärt: „sorte de petite pâtisserie légère pour desserts, pour soirées, etc.", andere: „kleines Backwerk, Konfekt, Teegebäck"; von Papierschüsselchen ist nirgend die Rede. Also nicht einmal in der fremden Sprache eine Andeutung des Besonderen, das der deutsche Zuckerbäcker hineingeheimnißt; petits fours also sagt ebensowenig etwas von den Papierhülsen wie „Kleines Backwerk" oder „Teegebäck", nur versteht dieses jeder, jenes aber selbst gute Kenner des Französischen erst, nachdem sie ins Wörterbuch geschaut haben; also — — deutscher Zuckerbäcker, bleib bei deinem Gebäck!

Der Bäcker bäckt **Bretzeln;** der Italiener hat dafür bracciatello, das heißt „Ärmchen". Da nun Gebäck häufig nach seiner Form benannt wird, z. B. Krapfen (das „Haken" bedeutet), Hirschhörnchen,

Eselsohren usw., so ist die im allgemeinen noch anerkannte Erklärung aus mittellateinischem bracellum (das Ärmchen) sehr ansprechend.

Marzipan und **Lebkuchen** — von allen Zuckerbäckern werden sie zur Weihnachtszeit immer wieder angepriesen, von Tausenden werden sie gekauft und unter den Weihnachtsbaum gelegt, Tausende nehmen sie in den Mund, bildlich und wirklich, Wort und Sache — aber wie viele werden sich über die Wörter Rechenschaft zu geben wissen? Lebkuchen z. B. — mit Leben hat er doch kaum etwas zu tun, eher fast könnte man ja überhaupt geneigt sein, ihn Klebkuchen zu nennen, meinte einmal jemand aus Kalau, ob seines zähen Klebenbleibens an Gaumen und Zähnen. Das Wort ist gar nicht sehr alt, vor dem 13. Jahrhundert scheint es nicht vorzukommen; mit Leben hängt es tatsächlich nicht zusammen, vielmehr wahrscheinlich mit mittellateinischem libum, das „Fladen" bedeutet; diese halbgelehrte Zusammensetzung, heißt es im Grimmschen Wörterbuche, mag darauf hinweisen, daß das Gebäck zuerst an geistlicher Stätte bereitet und von geistlichen Herren versucht wurde. Andere haben andere Erklärungen versucht, die aber ferner liegen. — Das erwähnte **Fladen** hängt mit πλάθανον (Kuchenbrett) zusammen, überhaupt mit einem Wurzelwort, das z. B. auch in πλατύς (breit), Plautus (der Plattfüßige), unserem „platt", dem französischen plat usw. steckt; es bezeichnet also einen flachen Kuchen. Ähnlich ist das süddeutsche Zelte in „der **Lebzelte**" (Lebkuchen — davon auch der Lebzelter, Lebkuchenbäcker) zu erklären; auch diesem nämlich scheint ein Wurzelwort mit der Bedeutung „ausbreiten" zu Grunde zu liegen, nämlich teld, das auch in altenglischem geteld (Vorhang, Zelt) beteldan (ausbreiten) und auch in einem anderen deutschen Worte, das Zelt, steckt. — **Marzipan** nun aber, welch sonderbares Wort! Bisher hat man es aus dem Lateinischen erklärt, entweder als Marci panis (Brot des Markus, am Markustage gebackenes

Brötchen), oder als maza panis (Mehlbrei-Brot) oder endlich als panis martis oder panis martialis (das römische Neujahrsbrot — das neue Jahr begann am 1. März —) woraus sich das christliche Volk, da im Frühjahr auch der Evangelist Markus verehrt wurde, eben Marci panis erst zurechtgemacht hätte (vgl. Höfler in der Zeitschrift „Unser Egerland" vom Juni 1904). Nun hat aber kürzlich Kluyver in Kluges „Zeitschrift für deutsche Wortforschung" eine neue Erklärung gegeben und eingehend begründet, deren Kern kurz folgender ist: Byzantinische Münzen zur Zeit der Kreuzzüge zeigten einen thronenden Christus; Bild und Münze nannten die Sarazenen mauthabān (sitzender König). Die Venediger, aber auch italienische Herrscher im Orient, machten daraus matapan und marzapane, als sie ähnliche Münzen ausgaben. Diese Münzen standen im Verhältnis zur Münzeinheit wie 10 : 1, so wurde marzapane auch die Bezeichnung für $^1/_{10}$ im allgemeinen und wurde dann auch auf eine Schachtel übertragen, deren Inhalt eben $^1/_{10}$ eines größeren Raummaßes, nämlich des Malters (moggio) war. Die weitere Übertragung des Wortes von solcher Schachtel auf ihren *Inhalt*, den hauptsächlich in Cypern zuerst bereiteten Teig aus Zucker, Mandeln und Rosenwasser, den man heute eben Marzipan nennt, ist nichts Wunderbares und Ungewohntes im Leben der Sprache. Diese Erklärung ist ja etwas „weit her", aber das schadet ihr sicherlich nicht in den Augen der Deutschen, für die leider immer noch das „*nicht* weit her" so oft gleichbedeutend ist mit „minderwertig", und sie ist so ausführlich und gediegen begründet in jenem Aufsatz, daß man ihr wohl Glauben schenken kann. *Das* aber hat sicherlich mancher nicht gedacht, daß der Name des Marzipans, das beim Weihnachtsfeste eine so große Rolle spielt, ursprünglich den Heiland als thronenden König bezeichnet, dessen Geburt der Christ am Heiligen Abend feiert.

Auch beim Marzipan weiß, wie bei den vorhin

(S. 58 f.) besprochenen Fremdwörtern so mancher gar nicht, ob er der oder das dazu sagen soll, viel häufiger aber tappen wir noch im Dunkeln, wenn es sich um die Aussprache mancher Fremdwörter handelt. Wie z. B. mußte man das Wort **„Iroquois"** aussprechen, das tagelang in den Blättern vorkam, als zu Ende des Jahres 1903 das entsetzliche Brandunglück im Iroquois-Theater zu Chicago geschehen war. Die meisten werden es wohl unwillkürlich französisch gelesen und ausgesprochen haben, weil ja die Endung -ois französisch ist, und weil man sich eben durch das äußere Wortbild leicht verführen läßt. Aber die englische und amerikanische Aussprache ist irokwoi, mit dem Tone auf dem zweiten o. Iroquois ist der französisch-englische Name des Indianerstammes, den wir die Irokesen zu nennen pflegen, ein Wort, das uns allen aus den Indianergeschichten unserer Jugend bekannt sein dürfte. Bezeichnend ist, daß es im Französischen mehrere familiäre Redewendungen gibt, in denen iroquois zur Kennzeichnung der Unkultur dient: c'est un Iroquois bedeutet „er ist von der Kultur unbeleckt, ist ein Schafskopf, ein verdrehter Kerl"; s'habiller en iroquois heißt „sich phantastisch oder überspannt kleiden", parler comme un Iroquois „sehr schlecht sprechen", und c'est de l'iroquois „das ist ein schreckliches Kauderwelsch".

Und nun gelegentlich noch ein anderes amerikanisches Wort: Was bedeutete wohl der Name des Flaggschiffes der amerikanischen Flotte die im vergangenen Jahre Deutschland besuchte? Es hieß **„Kearsarge"**. Kein Mensch hat sich damals um das Wort gekümmert, keine Zeitung scheint den Namen erklärt zu haben, der doch sonderbar genug aussah, wenn seine Aussprache auch weniger schwierig ist als die von Iroquois. Nun, es ist der Name eines Berges in New-Hampshire, und es war auch schon einmal früher der Name eines Schiffes, nämlich im Kriege von 1861—65 desjenigen, das dadurch berühmt wurde, daß es in einem Seegefechte bei

Cherbourg der Laufbahn des Rebellenkapers „Alabama“ ein Ende machte. Auch ist es der Name eines Bergwerks in Summit bei Virginia City.

Über einen anderen Schiffsnamen aber, den des kürzlich so viel genannten russischen Kriegsschiffes **Retvisan**, haben die Blätter eine Erklärung gebracht. Das Wort stammt aus dem Schwedischen: rättvisa. buchstäblich die Rechtweise, heißt Gerechtigkeit. Ein schwedisches Schiff dieses Namens wurde im Jahre 1790 von den Russen erobert, und sein Name vererbte sich auch auf das jetzige russische Linienschiff.

Ehe die russische Ostseeflotte, die Baltische, durch ihren Angriff auf englische Fischerboote im Oktober 1904 Aufsehen erregte, war viel von der russischen Flotte im Schwarzen Meere die Rede gewesen, und man hatte versucht, sie kurz **Schwarzmeerflotte** zu nennen; aber alsbald stritten sich die Leut' herum, ob man das denn überhaupt sagen dürfe? Man habe diese Form, behaupteten angesehene Gelehrte, der „Pietätlosigkeit“ oder der „Modesexerei“ zu verdanken, man werde jetzt auch Gelbmeer und Rotmeer sagen wollen usw. — Ja, hat denn *ein* Mensch vorgeschlagen, das Schwarze Meer zu Schwarzmeer umzutaufen? Nein! Aber in solch schwerfälliger Zusammensetzung (wie hier mit flotte) diese gekürzte und gedrängte Form anzuwenden, dieser Wunsch entspringt doch dem durchaus berechtigten Gefühl, daß man nicht schreiben darf „die Schwarze Meer Flotte“. Mit mir werden sich Tausende Deutscher an *dieser* Form stoßen, selbst wenn sie richtiger geschrieben wird, nämlich „Schwarze Meer-Flotte“ oder „Schwarzemeerflotte“, wie sich anderseits Tausende anderer allerdings an der Schwarzmeerflotte stoßen. Besser ist unter allen Umständen „die russische Flotte im Schwarzen Meer“, denn dies ist die einzige *nicht* angreifbare Form; aber da sie bei häufiger Anwendung freilich etwas umständlich ist, so gilt es denn eine kürzere Form zu finden. Die „Schwarzemeerflotte“ nun hört und liest sich — mag sie noch so

richtig geschrieben sein — wie eine „schwarze Meerflotte", und das stört eben viele; deshalb also „Schwarzmeerflotte". So würde ja auch eine „Heiligekreuzgemeinde" wie „heilige Kreuzgemeinde" klingen, und daher scheint sich die Berliner Gemeinde ja tatsächlich „Heiligkreuzgemeinde" zu nennen; so gibt es auch in manchen Orten eine „Heiligegeistkirche", in manchen anderen aber eine „Heiliggeistkirche". So gibt es auch zwar in Bonn eine „Welschenonnenstraße", aber in Wetzlar eine „Blaunonnengasse" und eine „Schwarzadlergasse", und in Frankfurt a. M. eine Rothof-Straße, eine Blauhandgasse, eine Gelbhirschstraße usw. Wie man nun wohl alle diese und ähnliche Zusammensetzungen nicht auf dem ersten Bestandteile zu betonen pflegt, sondern auf dem zweiten, so würde auch natürlich „Schwarzméerflotte" zu betonen sein, und das klingt wirklich nicht so „scheußlich", wie die Angreifer des Wortes meinen. „Schwárzmeerflotte" allerdings klänge häßlich, und es wäre auch falsch betont, nämlich ebenso wie (richtig!) Schwárzbrotschnitte und Bláufuchspelz, denen Schwárzbrot und Bláufuchs zu Grunde liegen, während es ein Schwárzmeer nicht gibt; das aber scheint man ja gerade zu befürchten, daß die „Schwarzmeerflotte" ein „Schwarzmeer" erzeugen könnte. Aber das dürfte doch gute Weile haben, hat doch auch der schon lange gebräuchliche „Altweibersommer" uns noch niemals „Altweiber" beschert, und „Schwarzmeer" würde eben sehr vielen ebenso anstößig klingen wie der „Heiligabend", der sich seit einigen Jahren bemüht, den Heiligen Abend zu verdrängen; wie man sich aber trotzdem eine „Heiligabend-Feier" wohl gefallen lassen kann, ebenso auch die „Schwarzmeer-Flotte", wenn denn nun einmal „die Flotte des Schwarzen Meeres" unserer hastenden Zeit allzu länglich erscheint. Aber eines schickt sich nicht für alle, und darum wird die Schwarzmeerflotte auch nicht vermögen, den höchsten preußischen Orden in einen „Schwarzadlerorden" zu verwandeln, weil

man eben von Alters her vom „Schwarzen Adlerorden“ spricht, und weil diese Fügung auch eine etwas andere ist als jene, sich schon mehr solchen nähert wie „Deutscher Sprachverein“, in denen das Eigenschaftswort zwanglos sowohl mit dem Grundworte wie mit dem Bestimmungsworte verbunden werden kann. Der „Schwarzadlerorden“ ist daher undenkbar, aber an die „Schwarzmeerflotte“ dürfte man sich vielleicht sehr schnell gewöhnen, zumal von der „Schwarzen Meerflotte“ auch nicht gerade so häufig die Rede gewesen ist, daß man sich an *sie* hätte gewöhnen können. Schließlich aber, und das ist nicht das Unwichtigste, was zu ihren Gunsten spricht, kann man die „Schwarzmeerflotte“ bequem deklinieren, die „Schwarze-Meer-Flotte“ aber nicht, ohne dem Sprachgefühl mit „Bewegungen der Schwarzen Meerflotte“ oder „der Schwarzen-Meer-Flotte“ oder gar „der Schwarze-Meer-Flotte“ Gewalt anzutun. So ist es auch richtiger von „*Rot-Kreuz-Schwestern*“ zu sprechen, als von „Roten Kreuz-Schwestern“ oder gar zu schreiben, wie es einmal die Illustrierte Zeitung unter einem Bilde tat: „*Die Rotes-Kreuz-Baracke*“!

Das Meer aber — nicht allein das Schwarze — und die Marine spielen bei uns Deutschen jetzt, da wir unter die seefahrenden Völker gegangen sind, eine wesentlich größere Rolle als früher; so hört man denn auch viel öfter als früher Wörter, die mit der Seefahrt zusammenhängen; und unter diesen Seemannsausdrücken sind natürlich neben vielen niederdeutschen auch manche *Weltwörter*, d. h. internationale (Fremd-)Wörter, die man nicht verdrängen kann und darf. Man könnte diese besonderen geradezu *Weltmeerwörter* nennen: sie verbinden die fremdesten Völker, wie der Verkehr auf dem Weltmeer, das ihre Länder räumlich trennt, diese dennoch verbindet. So hat sich z. B. der Kaiser voriges Jahr in seinem Trinkspruche auf den englischen König im Kaiserlichen Jachtklub „Commodore des Klubs“ genannt. Das Wort „**Commodore**“

wird vielen, die nicht mit der Seemannssprache vertraut sind, neu gewesen sein; und mancher wird seine Herkunft nicht kennen. Es stammt, so wie es ist, aus dem Englischen, wo es zunächst einen Kapitän bezeichnet, der mehrere Kriegsschiffe zu einer bestimmten Unternehmung unter seinem Befehl hat, dann aber auch den Vorsitzer eines Jachtklubs. Man hatte bisher geglaubt, daß das englische „commodore" eine entstellte Form des spanischen „comendador" sei, doch neigt man jetzt zu der Ansicht, daß es vielmehr im 17. Jahrhundert unter dem Oranier Wilhelm III. aus holländischem „kommandeur" entstand, da die älteste belegte Form im Englischen „commandore" lautet. Wie dem nun auch sei, es gehört in eine Gruppe mit dem Fremdwort „Commandeur", in die anderseits auch wieder das aus der Ordenssprache bekannte, aus „Commenthur" entstandene „Komthur" zu zählen ist.

Daß **„Club"** gleichfalls aus dem Englischen stammt, weiß wohl jeder; nicht aber, daß es dort erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in dem Sinne von „Vereinigung" vorkommt, früher aber nur Keule, Knüppel, Knoten bedeutete, und daß es desselben Stammes ist wie deutsches „Klumpen", wie denn deutschem „Klumpfuß" genau englisches „club-foot" entspricht; „Club" bezeichnet also als „Verein" ursprünglich ein Knäuel, einen Klumpen von Menschen. Am Rheine kennt man auch die Form „Klübchen"; man bezeichnet damit in verächtlichem Sinne eine Gruppe von Zechern oder Lärmmachern: „da sitzt ein nettes Klübchen zusammen".

Auch das Wort **„Yacht"** scheint dem Englischen entnommen zu sein, denn bis zur Einführung der neuesten Rechtschreibung wurde es ja allgemein so mit Y geschrieben, und am Meere, d. h. in Sport- und Seekreisen, sollen es auch Deutsche stets noch so englisch wie möglich auszusprechen suchen, nämlich „jott". Nun ist das Wort aber tatsächlich kein englisches, die Engländer haben es vielmehr — wie den

Commodore — aus dem Holländischen entlehnt; hier lautet es „jacht", und es ist in der auch bei uns üblichen Bedeutung nur eine Verkürzung von „jachtschip", wie bei uns „Panzer" von „Panzerschiff". Dieses holländische „jacht" nun ist zwar nicht genau das selbe wie unser „Jagd", gehört aber wie dieses zu „jagen", ist von „jagen" gebildet, wie z. B. Tracht von tragen und Schlacht von schlagen, und bedeutet „Eile"; ein Jachtschiff, eine Jacht ist also ein Eilschiff, ein schnellsegelndes Schiff. Mit vollem Rechte hat demnach die neue Rechtschreibung das J wieder in seine Rechte eingesetzt, aus denen es in einer Zeit der Engländerei durch das Y vertrieben wurde; hoffen wir, daß damit auch der englischen Aussprache des Wortes das Sterbeglöcklein geläutet hat, und jeder Deutsche, auch der Seemann, den Umweg über England vermeidet, nur noch von einer „Jacht" spricht, nicht von einer „Jott", wohl aber das Wort deutsch, mit einem „Jot", schreibt.

Gehen wir vom friedlichen Jachtklub hinaus in den russisch-japanischen Krieg, so fällt uns auch da manches Wort auf, das des Nachdenkens wert ist. Z. B. **Prisen-Gericht** — wie häufig lesen wir das jetzt! Und wie viele lesen drüber weg, ohne es zu verstehen! Das Fremdwort „Prise" müssen wir als „Weltwort" wohl gelten lassen, es ist die weibliche Partizipform des französischen „prendre" und bedeutet in diesem Falle ein „genommenes", erbeutetes Schiff und seinen Inhalt an Waren, der ja oft aus Konterbande besteht; das Prisen-Gericht aber hat die Entscheidung zu treffen, ob ein solches Schiff von dem Sieger behalten, oder ob es etwa wieder freigegeben werden soll. So spricht man ja auch davon „eine gute Prise machen"; und das selbe Wort verwenden die Schnupfer, wenn sie eine Prise Schnupftabak, will sagen einen Griff, nehmen; auch kann man in Samenhandlungen von jedem Samen eine Prise bekommen, wo es denn in dem selben Sinne wie bei Schnupftabak angewandt ist.

Aber zurück zum Kriege, zu der **Konterbande,** über welche Prisengerichte oft zu entscheiden haben. Wir haben das Wort aus dem Französischen, die Franzosen aber haben es aus dem Italienischen, wo es il contrabbando lautet, oder aus dem Spanischen, wo es el contrabando heißt; bando aber, das gleicher Herkunft mit unserem deutschen „Bann", vielleicht erst aus diesem entlehnt ist, bedeutet die öffentliche Verkündigung; das zugehörige Zeitwort bandire „verkündigen" ergibt das Partizip bandito, der Bandit, also eigentlich „der öffentlich Ausgerufene", dann der für vogelfrei Erklärte oder der Straßenräuber. Und contrabbando endlich bezeichnet etwas, was gegen (contra) eine Verordnung verstößt, die Übertretung einer Verfügung; dann den Schleichhandel und die Schleichware, wie wir auf deutsch sagen, oder het smokkelgoed, das Schmuggelgut, wie es auf holländisch heißt.

In unserer neuesten Politik spielt bekanntlich China eine große Rolle. Viele Chinesen lernen jetzt auch Deutsch, und das hat man vor einiger Zeit beliebt **Pidgin-Deutsch** zu nennen. Was ist aber Pidgin-Deutsch? Wenige werden wissen, was Pidgin-Englisch ist; es bezeichnet das Chinesen-Englisch, das die Chinesen sprechen, das anglo-chinesische „Patois", die chinesisch-englische Mundart; mit pigeon (Taube), woran man vielleicht denken könnte, hat dieses „Pidgin" nichts zu tun, es stellt vielmehr die chinesische Aussprache des englischen business (Geschäft) dar. Andere verweisen allerdings auf hebräisches pidjom (Loskauf), das von russischen und polnischen Juden als pidjen mit der Bedeutung „Geschäft" nach England gebracht worden sei, so daß nun der Engländer deren schlechtes Englisch Pidjen-Englisch nenne. Wie dem aber auch sei —, sind wir nun berechtigt, danach das Deutsch der Chinesen Pidgin-Deutsch zu nennen? Nein! Dort an Ort und Stelle mag „Pidgin-Englisch" ein so geläufiger Begriff sein, daß man auch „Pidgin-Deutsch" versteht; in Deutschland aber und

für Deutsche überhaupt darf man es nur als „Chinesen-Deutsch" bezeichnen, also nur von „Pidgin-Englisch und Chinesen-Deutsch" sprechen, um sofort für jedermann klar und verständlich zu sein.

Mehr als sonst ist in diesen Zeiten des Krieges zwischen Japan und Rußland wieder von **Torpedos** und Torpedobooten die Rede. Was man sich darunter vorzustellen hat, weiß heutzutage wohl jeder; was der Name „Torpedo" aber bedeutet, wird mancher nicht wissen. Nun, wer diese unterseeischen Höllenmaschinen so genannt hat, der hat sehr einfach den lateinischen Namen des Zitterrochen oder Krampffisches genommen, jenes flachen, fast kreisrunden, etwa anderthalb Meter langen Fisches, der in seinen Brustflossen elektrische Kraft besitzt und mit elektrischen Schlägen sich zu verteidigen und seine Gegner zu betäuben vermag. Wie dieser Fisch wirken ja auch die Torpedos unter dem Wasser vernichtend, und diese Ähnlichkeit wird die Wahl des Namens veranlaßt haben; weniger wohl die Form, wennschon die ersten Torpedos darin mehr dem Zitterrochen geglichen haben mögen als die jüngeren Fisch-Torpedos, die die gewöhnliche, längliche, Form der Fische haben und bei deren Namengebung an die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Torpedo" natürlich gar nicht mehr gedacht worden sein kann, weil der Zitterroche eben nicht länglich ist wie die meisten Fische, sondern rund. Woher aber kommt der Name dieses Tieres? Es kommt auch im Mittelmeer vor und war dort schon den Alten bekannt; sie wußten auch schon von seiner wunderbaren Kraft und übertrugen das lateinische Hauptwort torpedo, das eigentlich Betäubtsein, Stumpfsein, Starrsein, Trägheit bedeutet, als Namen auf diesen Fisch, weil er eben durch seine Schläge erstarren macht.

Zur kriegerischen Ausrüstung gehört auch der **Tornister.** Obgleich in vielen Gegenden auch der Bücherranzen der Schüler so benannt wird und

Kinder und Erwachsene das Wort täglich in den Mund nehmen, werden viele nicht wissen, woher das Wort kommt. Es ist ein jüngeres Lehnwort, das erst im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts im Deutschen öfter aufgetaucht zu sein scheint, und zwar eben in der Sprache des Heerwesens. Es soll auf dem mittelgriechischen *Ταγιστρον* beruhen, das von *Ταγή* (das Pferdefutter) abgeleitet ist und den Futtersack des Reiters bezeichnet; es kam nach Kluge als taistra ins Rumänische und Polnische, wurde kleinrussisch kajstra und lebt in der oberschlesischen Mundart als „Keister" (Schulranzen) weiter; anderseits wurde es durch Verwechselung und Vermischung mit griechischem *Κάνιστρον* (der Rohrkorb) im Slowakisch-Tschechischen zu tanistra und drang in dieser Form ins Deutsche ein, wo es denn auch aus dem 17. Jahrhundert einmal als „Tanister" belegt ist. Wie aus diesem Tanister dann Tornister geworden ist, ist noch nicht aufgeklärt; man verweist dazu noch auf ungarisches taryszнia, und anderseits auf mittellateinisches turnicella.

Gewöhnlich sagt man „der Tornister"; der Abg. Dr. Müller (Meiningen) scheint in der Reichstagssitzung vom 8. März 1904 aber gesagt zu haben: „Ich danke dem Kriegsminister für sein Angebot, mir Einblick zu verschaffen in das Tornister der Offiziere." Diese sächliche Anwendung scheint ihm also geläufig zu sein; vielleicht ist sie es auch anderen, belegt aber ist sie bisher nicht. — Wenig bekannt dürfte die Bezeichnung „tornisterblond" für rotblond sein; wer so sagt, der denkt wohl an die so oft rötliche Behaarung der Ranzen. Ebenso wird manchem unbekannt sein, daß Seume in seinem „Spaziergang nach Syrakus" die Zeitwörter tornistern (mit dem Tornister bepackt wandern), abtornistern (z. B. sieben Meilen abtornistern), und betornistern gebildet hat.

Ranzen hingegen bedeutet nicht allein den Tragsack, sondern in derberer Rede auch häufig den Bauch — „Hatt' sich ein Ränzlein angemäst't" im

„Faust" —, oder auch den Buckel, so in einem alten Kinderliede:

„Hopp, Mariännchen, Kaffeekännchen,
Laß die Püppchen tanzen!
Und wenn sie nicht mehr tanzen wollen,
Kriegen sie was auf den Ranzen."

Die erste Bedeutung des Wortes ist aber die ursprüngliche, die zweite nur ein Bild von ihr, nicht etwa umgekehrt. Die Herkunft des Wortes ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt worden; neben ihm steht Ränzel, das uns als seine Verkleinerung erscheint und als Neutrum behandelt wird, in Wirklichkeit aber eine selbständige Bildung vom gleichen Stamme ist und als solche im Niederdeutschen männlich vorkommt. Ein anderes Wort für Bauch, ursprünglich den Magen des Wiederkäuers bezeichnend, ist der **„Panzen"**, auch der „Panze"; dieses ist aus französischem „panse" oder italienischem „pancia" entlehnt; und aus dem italienischen „panciera", das eigentlich den Teil der Rüstung bedeutet der den Unterleib bedeckt, also den Bauchharnisch, ist ein deutsches Lehnwort entstanden, dem wohl keiner mehr den fremden Ursprung ansieht, nämlich Panzer.

Ein anderer militärischer Ausdruck ist **Ortband**, dessen Ursprung wohl den meisten Soldaten und auch Laien fremd sein wird. Mit Ortband bezeichnet man die untere Zwinge an der Seitengewehrscheide oder an der Degenscheide, und in der Bergmannsprache die untere eiserne Zwinge des Anfahrstockes, einer Art Hacke; wir haben da „Ort" noch in seiner ursprünglichen Bedeutung: diese war Speer- oder Schwertspitze. Mittelhochdeutsch schon bedeutet ortbant das eiserne Band an der Spitze der Schwertscheide, ortbanc die Eckbank, ortstein den Eckstein, und in vielen neuhochdeutschen technischen Ausdrücken ist Ort in diesem Sinne noch erhalten, z. B. Ortbalken, Ortbrett, Ortstein, Ortziegel u. a.; auch die Bezeichnung der Schusterahle als Ort (spitzes Gerät) gehört

natürlich hierher. Wenn aber im Däniſchen vorſpringende Landzungen odde heißen (Gjedserodde, Steenodde), alſo wie bei uns Wieker Ort auf Rügen, Brüſter Ort an der Nordoſtecke der Danziger Bucht, Angerort an der Mündung der Anger, Ruhrort an der Mündung der Ruhr uſw., ſo beweiſt das nicht etwa, daß dieſes däniſche Wort über Seemannsdeutſch ins Hochdeutſche übergegangen iſt, ſondern es weiſt nur auf gemeingermaniſchen Urſprung hin: althochdeutſches ort ſteht bereits neben altnordiſchem oddr und altengliſchem und altſächſiſchem ord. Die Bedeutungsentwicklung des Wortes geht von Schneide, Spitze über Ecke, Anfangs- oder Endpunkt, Grenze, Stelle, Platz zu Ortſchaft. Die alte Bedeutung liegt auch noch feſt in der Wendung „an allen Orten und Enden"; wie wenig ſie aber noch bekannt iſt, zeigt auch die Tatſache, daß man ſchon lange das Ortband vielfach Orband oder auch Ohrband geſchrieben findet. Das Befehlwort „Seitengewehr an Ort" dürfte dagegen kaum ſagen wollen „Seitengewehr ans Ortband", ſondern „Seitengewehr an Ort und Stelle", wobei allerdings auch bemerkt ſein möge, daß im älteren Neuhochdeutſch vielfach die Redensart „an ein Ort ſtellen, ſetzen, ſtoßen" vorkommt in einem Sinne, für den wir jetzt „bei Seite" ſagen.

Wer mit dem Ortbande zu tun hat, wer einſt den Panzer trug, und wer heute den Soldatentorniſter zu tragen hat, der hat im Dienſte und im Kriege viele **Strapazen** zu ertragen. Im Italieniſchen gibt es ein Wort strapazzo und ein Zeitwort strapazzare; der erſte Teil iſt eine Kürzung von estra — wie straordinario = extraordinär iſt — der zweite iſt pazzo unſinnig, toll, das ſehr wahrſcheinlich vom althochdeutſchen parzjan, wüten, herkommt, wozu unſer „patzig" gehört; strapazzare heißt demnach eigentlich übermäßig narren, dann verhöhnen und mißhandeln.

Für „Strapaze, ſtrapaziös, ſtrapazieren" gibt es zahlreiche Verdeutſchungen: man

erträgt auf einer beschwerlichen Reise viele Mühseligkeiten, man quält oder arbeitet sich ab usw. Aber wie soll man z. B. verdeutschen: „Er starb an den Folgen der Strapazen des Feldzuges?“ Ich wüßte keine Verdeutschung, die den Sinn des Fremdwortes, dieses häßlichen Fremdwortes, an dieser Stelle hinreichend deckte, und habe es darum, als ich diesen Satz einmal zu schreiben hatte, stehen lassen. — Und wie soll man anderseits ein „Strapazier-Kleid“ oder einen „Strapazier-Anzug verdeutschen, „ein Kleid so recht zum strapazieren“? „Zum mitnehmen“ d. h. hart, wie man sagt: „Er wurde im Kriege hart mitgenommen“? Das geht wohl nicht, und eine wörtliche Übersetzung dürfte überhaupt nicht am Platze sein. Aber was sind die „Staubmäntel“ unserer Frauen anders als „Strapaziermäntel“? Kann man da nicht etwa auch sagen „Staubkleid, Staubanzug?“ Und sonst Arbeitskleid, Reiseanzug u. a. — Aber wieder: „Ich wünsche einen Stoff, den ich recht strapazieren kann?“ Da ist das Verdeutschen recht schwierig. Doch auch hier sehen wir, es ist nicht immer das selbe, was solch weitherziges Fremdwort sagt, im Deutschen läßt es sich meist gründlicher und genauer ausdrücken.

Vor kurzem berichtete der militärische Mitarbeiter der „Tägl. Rundschau“ über einen russischen **„Raid“** und erinnerte dabei an die großen Raids des Generals Stuart im nordamerikanischen Kriege. Auch der mit diesem militärtechnischen Ausdrucke unbekannte Laie konnte aus der anschaulichen Schilderung mit Leichtigkeit ersehen, worum es sich handelte, nämlich um einen Reiter-Streifzug zur Umgehung des Feindes, zur Unterbrechung seiner Verbindungen usw. Aber woher kommt das unserem deutschen „reiten“ ähnlich sehende und lautende und auch begriffsverwandte Wort? wird mancher ge-

fragt haben. Die Bezeichnung „Raid“ für solche Streifen in ganz bestimmtem Sinne soll eben in jenem nordamerikanischen Bürgerkriege aufgekommen sein, viel früher aber schon ist das Wort — die schottische Form des englischen „road“ der Weg, die Fahrt — in ähnlichem Sinne zu belegen: es bedeutete im 15. und 16. Jahrhundert weniger Streife als Reiter-Einfall, Beutezug im allgemeinen; Scott brachte es wieder zum Leben, und es kommt nun im Englischen in verschiedenen Bedeutungs-Abschattungen vor. Die englische Form road aber stellt sich zum Zeitworte to ride, rode, ridden, genau wie unser deutsches Ritt zu reiten, ritt, geritten; road, Raid und Ritt sind also tatsächlich stammverwandt, und das englische road kommt gleichfalls in früherer Zeit im Sinne von „Einfall“ vor, während jetzt „inroad“ dafür gebräuchlicher ist.

Die selbe Zeitung brachte einige Zeit vorher folgende Nachricht aus Petersburg: „Die Anwesenheit des Generalgouverneurs von Turkestan wird dahin gedeutet, daß eine **Diversion** an der afghanischen Grenze beabsichtigt sei. Der Generalgouverneur habe nur entsprechende Weisungen geholt.“ Wie viele von den unzähligen Deutschen, denen dieses eben nicht sehr gebräuchliche Fremdwort „Diversion“ so einmal vor die Augen kommt, verstehen es sofort? Sicherlich nicht viele. Wie viele lesen gedankenlos darüber weg? Vielleicht die große Mehrzahl. Wie viele machen sich die Mühe, im Fremdwörterbuche nachzuschlagen? Wohl sehr wenige. Wer das aber tut, der findet, wenn er gleich das richtige trifft, daß es ein Ausdruck der Kriegssprache ist; er bedeutet einen unerwarteten Quer- oder Seiten- oder Rückenangriff, wodurch der Feind genötigt wird, seine Aufmerksamkeit und Macht nach einer anderen Gegend hin zu richten. „In den meisten Fällen wird man Ablenkung oder bestimmter Ablenkungsangriff dafür gebrauchen können“, sagt schon Joachim Heinrich Campe; auch Schwenkung wäre eine gute Ver-

deutschung, — oder Querstrich, wie man ja auch sagt „jemand einen Strich durch die Rechnung machen." — Manchem ist vielleicht auch, als er von der „Diversion" las, Leporellos Schildwachtliedchen eingefallen, denn da singt der Ärmste ja, als sein sauberer Herr bei Donna Anna eingedrungen ist:

„Wenn Sie drin sich divertieren,
Muß als Schildwacht hier ich frieren."

Aber das gibt natürlich keinen Reim zu dem kriegerischen Ausdruck „Diversion", wenngleich man zu Großvaters Zeiten wohl auch gesagt hat „er macht sich eine Diversion" im Sinne von „sich eine Ablenkung (von schweren Gedanken) verschaffen, sich zerstreuen". Diesen Sinn des Zerstreuens, Belustigens haben denn ja auch das „Tanz-Divertissement" und aus der Sprache der Musiker das „Divertimento", ein leichtes, gefälliges Tonstück, Unterhaltungsmusik. Hiermit vergleiche man denn auch noch einmal die Erläuterung von Sport (S. 20f.); wie da disportare „die Arbeit wegtragen", so hier divertere „die Arbeit wegwenden". Vielleicht ist übrigens in jener Zeitungsnachricht aus Petersburg das für viele ganz unverständliche und im ganzen etwas unklare, dem Begriffe nach so dehnbare Fremdwort absichtlich angewendet worden, um das Kind nicht mit dem ehrlichen offenen deutschen Namen rufen zu müssen; die Politik ist ja oft gezwungen, mit ihrer wahren Absicht hinter dem Berge zu halten, und da tut denn solch seltenes und wenig bekanntes Fremdwort herrliche Dienste.

Merkwürdig ist doch auch jene Redensart **„jemand einen Strich durch die Rechnung machen"**, die ich vorher anwandte. Ursprünglich bezeichnete sie etwas recht Angenehmes, denn wenn einem ein Strich durch eine Rechnung gemacht wird, so wird sie dadurch ebenso für bezahlt angesehen, wie wenn sie zerrissen wird; man sagt auch: „machen Sie nur einen dicken Strich dadurch" im Sinne von „die Sache ist erledigt". Meist aber gebraucht man

die Redewendung jetzt in dem Sinne: „jemand einen Strich durch eine B e rechnung machen, ihm einen Querstrich durch seine Absichten und Pläne machen". Der Entstehung nach ist es aber das selbe: man macht sich eine Berechnung, macht sich selber eine Rechnung, „macht die Rechnung aber ohne den Wirt", und nun kommt der und macht einen Strich dadurch, aber nicht um die Rechnung für bezahlt, sondern um sie für ungültig zu erklären und eine neue auszuschreiben.

Sonderbar heißt es einmal in Reuters Stromtid (Sämtl. Werke 7. Bd., S. 271) „einen Strich ü b e r etwas machen"; ich kann mir das nur so erklären, daß es heißen soll „über der alten Schrift einen Strich herziehen" = durch sie durch. Pomuchelskopp sagt da: „Ich will den Handwerkern ihre Rechnungen bezahlen, und — ja, es m u ß sein! — ich will über den Vorschuß bei meinen Taglöhnern einen Strich machen."

Also bezahlen will Pomuchelskopp — oder „berappen" wie unsere Studenten sagen. **„Berappen"** hat man früher mit rupfen zusammenzustellen gesucht, jetzt aber erklärt man es als „Rappen geben"; Rappen nannte man zunächst die in Freiburg im Breisgau geprägten Münzen mit einem Rabenkopf, — denn Rabe steht neben Rappe wie Knabe neben Knappe, — später die Schweizer Münzen. Dem „berappen" entspräche dann auch blechen = Blech, d. h. Geld, geben. Es sei auch an berappt sein erinnert, das bedeutet: mit Rappen versehen, d. h. gut bei Kasse sein.

Und um nun noch etwas beim Gelde zu bleiben, was heißt denn: „das kostet aber ein **Heidengeld?**" Nun, mit dem Begriffe des Heiden verbindet man gerne den des Wilden, Schrecklichen, Ungeheuren, Übergroßen: fluchen wie ein Heide, oder gar wie ein betrunkener Heide; eine Heidenangst haben; so dann auch ein Heidengeld verbrauchen, heidenmäßig viel Geld kosten.

Ein Heidengeld haben manchen Deutschen die

Bankerotte der Banken vor einigen Jahren gekostet. Wie kommen wir aber wohl dazu, von einem **Bankgeschäft** zu sprechen? — Das Wort Bank ist ein altes gemeingermanisches (engl. bank und bench, schwedisch bänk), das uns außer den Russen, Polen und Böhmen auch die Italiener (il banco und la banca), Spanier (el banco und la banca) und Franzosen (le banc und la banque) entlehnt haben, und zwar die männlichen Formen zu einer Zeit, als es auch bei uns noch „der Bank" hieß, nicht „die Bank". Nun bildete der Italiener, der zuerst den Sinn des Wortes von Sitz- Bank ausdehnte auf den Tisch des Wechslers und es so, mit diesem Berufe, über die ganze Welt verbreitete, von banco banchiere, wie der Grieche schon von τράπεζα der (Wechsler-) Tisch, τραπεζίτης der Geldwechsler, gebildet hatte; dieser banchiere wurde zum französischen banquier, und wir Toren von Deutschen hatten nichts Eiligeres zu tun, als diesen mit Haut und Haaren als Banquier herüberzunehmen, anstatt selber entweder das genau entsprechende Banker, oder etwa Bankner (wie Rentner), oder auch Bankherr zu bilden. — Der Italiener aber schuf auch anderseits von banca ein Zeitwort banchettare, das zunächst Bänke herrichten, Tische rüsten, dann Gastereien halten bedeutete, und gab sodann seinem banchetto (Bänkchen) auch die Bedeutung Gasterei; gleichbedeutendes französisches banquet und banqueter haben wir als Bankett und bankettieren an Kindesstatt angenommen, statt uns eines eigenen mittelhochdeutschen Zeitwortes benken zu erinnern, das gleichfalls „Sitze bereiten" bedeutete, und statt daran zu denken, daß Bankett doch eigentlich nichts anderes als Bänkchen ist. — Vom Tische des Wechslers, oder auch des Spielers — daher noch Bank halten, die Bank sprengen — ging die Bedeutung von Bank immer weiter und bezeichnete schließlich das ganze Geschäft, das ganze Geschäftsgebäude des Geldwechslers; davon bildete man denn auch eine neue Mehrzahlform und sagte nicht mehr die

Bänke, sondern die Banken. — Auch der **Bankerott** stammt aus dem Italienischen, aus banca rotta, die zerbrochene Bank (französisch banqueroute); man zerbrach nämlich des Wechslers Tisch, wenn er zahlungsunfähig wurde. Im Englischen ist das Wort an lateinisches ruptus (zerbrochen) angeglichen worden und lautet bankrupt; im Deutschen haben sich neben Bankerott und Bankerottierer — welch' langes und häßliches Wort! — Bankbruch, bankbrüchig und Bankbrecher leider kaum einzubürgern vermocht.

Von den Banken ist es nicht weit zu den **Aktien** und Kuxen. Zu den Aktien gehört der Aktionär, und danach sollte man eigentlich statt Aktie, nach unseren Gepflogenheiten den Fremdwörtern gegenüber, auch Aktion erwarten; so heißt denn die Aktie auch im Französischen und Englischen action, aber wir haben dieses Fremdwort einmal in der selben Form wie es die Holländer haben (actie), bei denen es zuerst bei Gründung der „Ostindischen Kompagnie" aufgekommen zu sein scheint. Eigentlich bedeutet auch dieses natürlich „Handlung"; wie es zu der Bedeutung „Anteilschein" gekommen ist, ist nicht ganz klar, vielleicht: Handlung, Tätigkeit in einem Geschäfte haben, dadurch dann beteiligt sein, Anteil haben.

Es ist einmal hübsch ausgeführt worden, daß man bei Aktionär und Aktie stets daran denken werde, daß jener mit dieser Handel treibe, bei Gewerkschaft und Gewerke aber daran, daß dieser in jener werktätig eingreife und selbst mit handele. Stehen so den Aktiengesellschaften die Gewerkschaften gegenüber, so den Aktien die **Kuxen.** Auch über dieses Wort wird mancher sich keine Rechenschaft geben können; es ist slawischen Ursprungs, böhmisches kukus und russisches kuss bezeichnen den Bergteil oder den Anteil an einem Bergwerk; kuss heißt eigentlich Bissen, Stück, von kussatj (beißen); schon im 16. Jahrhundert wurde das Wort im Deutschen heimisch, und zwar als

„der Kux", woneben erst später „die Kuxe" trat. — Und nun ein kleiner Sprung von Kux zum **Koks** — wie man jetzt schreiben muß — oder — wie man gewöhnlich noch geschrieben sieht — Cokes oder Coaks. Daß die Koks entgaste Steinkohlen sind, wird jedermann wissen; aber nicht, woher das Wort kommt? Es stammt aus dem Englischen, aber es Coaks zu schreiben wäre veraltet, denn jetzt heißt coak Zapfen, to coak verzapfen, coax Narr und to coax schmeicheln; das Englische für die entgaste Kohle ist heute coke, früher allerdings auch coak geschrieben. Sein Ursprung ist dunkel; da es aber ein nordenglisches Wort ist, so vermutet man, daß es das selbe ist wie das gleichfalls nordenglische colk, das ebenso in der Schreibung coke und coak vorkommt und Herz, Kern, namentlich des Apfels, aber auch des Holzes, bedeutet; danach wäre coke der Kern der Kohle, der nach dem Entgasen übrig bleibt. Woher dieses colk stammt, ist gleichfalls dunkel; in der Form stimmt es mit dem friesischen und niederdeutschen kolk, Tümpel, Pfütze. — Ein Fachmann hat einmal vorgeschlagen, man solle die Koke und die Koken sagen, genau wie die Kohle und die Kohlen: das wäre allerdings die beste und vernünftigste Eindeutschung, besser noch als der Kok (die Koke), und bei weitem besser als das nun leider amtlich vorgeschriebene der Koks (die Koks).

Daß die Japaner in panischem Schrecken die Flucht ergriffen hätten, berichteten jüngst die Blätter; verstanden hat das natürlich jeder, denn für jeden Deutschen ist der panische Schrecken ein bekannter, feststehender Begriff, aber was bedeutet eigentlich das Eigenschaftswort **„panisch"**? Es gehört zu dem Namen des bekannten griechischen Wald- und Hirtengottes Pan, ist aber nicht unmittelbar von uns davon gebildet worden, vielmehr nannten schon die Griechen einen Schrecken ohne besonderen Anlaß *πανικὸν δεῖμα*, weil sie glaubten, daß ihn der Gott Pan verursache, der ihn nach Herodot auch den Per-

sern bei Marathon einjagte. Von πανικὸν bildeten die Römer panicus, danach die Franzosen panique, und danach erst die Deutschen im 18. Jahrhundert „panisch", wie denn ja auch unsere „Panik" genau dem französischen la panique entspricht. Aus dem panischen Schrecken machen immerhin manche, denen es doch nicht ganz deutlich zu sein scheint, einen spanischen Schrecken, weil ihnen eben das „panisch" etwas spanisch vorkommt (vgl. S. 3).

Bricht irgendwo, etwa in einem Theater, solche Panik aus, so hat die Polizei — wie immer — für Ordnung zu sorgen. Und wie oft wird überhaupt nach der **Polizei** gerufen, ohne daß der Rufer darüber nachdächte, woher das Wort kommt! Es ist ein Lehnwort aus dem mittellateinischen politia (ital. polizia), das wieder griechischem πολιτεία (Bürgerrecht, Bürgertum, Verfassung) entspricht; dieses kommt von πόλις die Stadt, der Staat, und eben davon lautet das Eigenschaftswort πολιτικός (bürgerlich), aus dem wir uns auf Umwegen unsere Politik (πολιτικὴ τέχνη) geholt haben, die nichts anderes sein sollte als schlecht und recht deutsche Staatskunst; dieser Umweg geht von τὰ πολιτικὰ (die Staatsgeschäfte) über mittellateinisches politica und französisches politique. Ursprünglich, vom 15. bis ins 17. Jahrhundert, bedeutete auch Polizei die Verwaltung sowie die Staatskunst, erst später ging es in die engere Bedeutung über, die wir damit verbinden; wie der Begriff aber g e n a u zu umgrenzen ist, das ist eine alte, eigentlich nie entschiedene, Streitfrage des Verwaltungsrechtes, die uns hier natürlich nicht beschäftigen kann.

Auch **Theater** ist solch ein Wort, von dem mancher vielleicht täglich spricht, ohne doch zu wissen, was es eigentlich bedeutet. Daß es aus dem Griechischen kommt, weiß man wohl, sieht es auch an dem selbst von der neuesten Rechtschreibung unangetasteten gebliebenen h hinter dem T; vielleicht aber nicht, daß es mit griechischem θεάομαι (ich schaue) zusammenhängt, und daß demnach „Schaubühne"

die beste Verdeutschung des unausrottbaren Fremdwortes gewesen und geblieben ist.

Im Theater übersieht und überhört man so manches, ohne es zu verstehen; ja man übersieht und überhört es auch oft gedankenlos, wenn man das Stück zu Hause noch einmal durchliest. Z. B. dürfte man die Leute leicht zählen können, denen einmal das Wort „**Zuchtknecht**" aufgefallen ist, und doch steht dieses Wort in einem nicht gar zu unbekannten Stücke, sogar in einem klassischen, nämlich in Schillers Räubern. Da zählt (im dritten Auftritt des zweiten Aufzugs) Spiegelberg dem Razmann die „Kunstgriffe" auf und beginnt: „So ist dein Erstes, wenn du in die Stadt kommst, du ziehst bei den Bettelvögten, Stadt-Patrouillanten und Zuchtknechten Kundschaft ein, wer so am fleißigsten bei ihnen einspreche, die Ehre gebe, und diese Kunden suchst du auf." Die Bedeutung des Wortes ist Büttel, ähnlich wie Zuchtmeister den Aufseher im Zuchthause bezeichnet. Wie wenig das Wort aber bisher beachtet worden ist, zeigt sich darin, daß es in keinem einzigen deutschen Wörterbuche aufgezeichnet ist!

Und was heißt es denn z. B. in Goethes „Faust", was Gretchen in der Szene „am Brunnen" sagt:

„Und segnet' mich und tat so groß,
Und bin nun selbst **der Sünde bloß** . . ."?

„Bloß" mit dem Genitiv bezeichnet doch „entblößt, beraubt, ledig", und hier soll nun gerade das Gegenteil ausgedrückt werden: mit Sünde behaftet? Nein, Goethe hat „bloß" hier eben in einem anderen Sinne verwendet, es bedeutet „bloßgestellt", und „der Sünde" ist nun natürlich kein Genitiv, sondern der Dativ.

Das erinnert mich an den Übersetzerschnitzer jenes Franzosen, der auch etwas zu gedankenlos gelesen hatte und nun die berühmte Stelle aus dem „Faust":

Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!

so übersetzte, als ob „angebunden" = „aufgeschürzt" sei:

Et la jupe courte!
D'honneur, c'est à ravir.

Echt französisch!

Ein anderes Mal hat die Verwechselung von Commis und Kommiß einem amerikanischen Übersetzer von Freytags „Soll und Haben" einen bösen Streich gespielt. Da sagt Karl Sturm einmal: „Der vornehme Braune soll heute merken, was ein Kommißschenkel durchsetzen kann", und das übersetzt unser Amerikaner: „This proud bay shall find out to-day what the shinbones of a clerk are good for," — also, als ob es „die Schenkel eines Kommis" hieße; ja, er setzt auch noch erklärend hinzu: „in launiger Selbstverachtung gesagt, weil er zum Kaufmann, nicht zum Soldaten erzogen wurde", hat also offenbar von der Tatsache, daß Sturm bei der Reiterei gedient hat, keine Ahnung. So kommt denn gerade das Gegenteil von dem heraus, was Freytag gesagt hat, und wir sehen einmal wieder, wie irreleitend die lieben Fremdwörter sind.

Wie es aber geht, wenn man verdeutschen und übersetzen will, was sich nicht verdeutschen und übersetzen läßt, das zeigte mir einmal eine Unterschrift unter einem Bilde. Es war da unter einer Reihe von Bildern aus England auch eins vom **„Magdalen College"** in Oxford, einer der größten und berühmtesten der bekannten Universitätsanstalten, in denen die englischen Studenten zusammen wohnen. Dieses Magdalen College hatte es sich gefallen lassen müssen, sich auf diesem deutschen Bilde in ein „Magdalenenstift" zu verwandeln; der Übersetzer hatte sicherlich den besten Willen, aber er durfte das „College" unangetastet lassen, weil wir eben keine Einrichtung an deutschen Universitäten haben, die mit dieser englischen zu vergleichen wäre.

Ein merkwürdiges Wort allerdings jenes **„Kom-**

miß"; „beim Kommiß sein" sagen unsere Soldaten, aber die wenigsten wissen wohl, was das heißt. Es kommt vom lateinischen „commissum" (das Aufgetragene, aber auch das Ausgesetzte), und Kommißbrot z. B. bedeutet ein Brot, dessen Lieferung in großer Menge aufgetragen wird, oder das jedem ausgesetzt wird; ein Kommißhemd ein solches, wie es allen geliefert wird. Schon im Jahre 1602 kommt einmal „die Kommiß" in einem deutschen Schriftwerk vor zur Bezeichnung dessen, was den Soldaten ausgeteilt wird; „der Kommiß" ist erst später aus den vielen mit ihm zusammengesetzten Wörtern losgelöst worden. Das französische — und leider auch deutsche — **„Commis"** ist natürlich eigentlich das selbe Wort; es bezeichnet den „Beauftragten".

Wer Gottfried Kellers „Züricher Novellen" gelesen hat, dem ist vielleicht in der ersten von ihnen folgende Stelle aufgefallen (Ges. Werke 6. Bd., S. 13): „Sie säuberten aufmerksam die Bettungen der Geschütze und brachten alles wohl in seine Lage; denn wie es schon in dem ‚einer ehr- und tugendliebenden Jugend' gewidmeten Neujahrsblatte der Gesellschaft (der Konstaffleren und Feuerwerker) vom Jahre 1697 hieß:

Was die Werlet ist und heget,
Auf ein Pfimmet ist geleget."

Was bedeutet dieses **Pfimmet?** Die Wörterbücher haben das Wort nicht, mit Ausnahme des schweizerischen Idiotikons. Mit Pfämmet, der entstellten Form von Pfennigwert, Pfennwert, das den zugemessenen Teil bezeichnet, hat das Wort nichts zu tun, es ist vielmehr, wie Bachmann im Idiotikon nachweist, eine in früheren Schweizer Schriftwerken, auch bei Zwingli, vielfach, aber jetzt nicht mehr vorkommende Form, die auf Fundament zurückgeht; so heißt es auch einmal:

„Wer zum Pfimmet aller Dingen
Gottsforcht hat, dem wirds gelingen."

Die Vertretung eines lateinischen f durch deutsches pf ist zwar gegen alle Lautwandel-Regeln; aber Pfimmet ist nicht die einzige Ausnahme, im Prättigau z. B. heißt es Pfenster statt Fenster. Die sonstige Entwickelung ist: fundamentum, fundament, fundment, fumment, (p)fümment, (p)fimment, dann durch Zurückziehung des Tones auf die erste Silbe (p)fimmet; daneben kommt vielfach pfulment vor.

Um noch einmal zum Theater zurückzukehren: Was mancher nicht weiß, ist, woher die bekannte englische Redewendung **last not least** stammt, die selbst viele, die sonst die Fremdwörter meiden, noch für so schön und unentbehrlich halten, daß sie sie häufig anwenden. Sie steht in Shakespeares „König Lear" im ersten Auftritt; als der König sich von den beiden älteren Töchtern zu der jüngsten wendet, redet er diese mit den Worten an:

„Nun unsre Freude,
Du jüngste, nicht geringste, deren Liebe
Die Weine Frankreichs und die Milch Burgunds
Erstreben, was sagst du ...?"

Im Englischen:

„Now, our joy,
Although our last, not least" usw.

Sie findet sich ferner in Shakespeares „Julius Cäsar", wo im ersten Auftritt des dritten Aufzuges Antonius als letzten unter den Verschwörern den Trebonius mit den Worten anspricht:

„Zuletzt, doch nicht der letzte meinem Herzen"
(„Tho' last, not least in love");

und vor Shakespeare schon ebenso in Spensers „Colin Clout". Bezeichnend ist, daß wohl die meisten die Wendung nur englisch kennen; bei den deutschen Aufführungen wird es den wenigsten bei jenen Stellen einfallen, daß sie zu Grunde liegt; denn wie viele plappern ja auch solche fremde Phrasen immer nur nach, ohne darüber nachzudenken, was sie bedeuten! — Andere geflügelte Worte aus Shakespeare aber kennen wir nur deutsch,

z. B. den „**kundigen Thebaner**“, und der steht — was auch mancher nicht weiß — gleichfalls im „König Lear“: der König nennt den sich wahnsinnig stellenden Edgar so, in der Heideszene im dritten Akt. Auch „**jeder Zoll ein König**“ steht in dem selben Stücke: der wahnsinnige Lear antwortet im vierten Akt auf des erblindeten Glosters Frage: „Ist's nicht der König?“

„Ja, jeder Zoll ein König —
Blick' ich so starr, sieh, bebt der Untertan.“

Und ebenfalls im „König Lear“ fällt vielleicht manchem im zweiten Akte in Kents höhnischer Aufforderung an Edmund: „Kommt, ich will Euch kuranzen; nur her, Junker!“ das Wort „**kuranzen**“ auf, das ja zwar noch volkstümlich, aber wohl nicht mehr allzu bekannt ist. Es findet sich z. B. auch in Heyses „Kolberg“, wo im ersten Akte der alte Invalide Würges sagt:

„Nein, Kind, ich bin ein alter Militär
Und hab' vordem beim Regiment Schwerin
Auch wohl die Bürger mehr als gut kuranzt.“

Wir gebrauchen das Wort meist in der Bedeutung „züchtigen, prügeln, quälen“, aber gewiß wissen die wenigsten die es anwenden oder hören, woher es kommt. Nun, es kommt, wie Hildebrand im Grimmschen Wörterbuch erklärt, höchstwahrscheinlich von dem mittellateinischen „carentia“ (Bußübung mit Fasten, Geißeln usw.), stammt dann also, ebenso wie z. B. die Redensart „zu Kreuze kriechen“ aus der Klosterzucht. Unser „kuranzen“ ist in den verschiedensten Formen (kurrenzen, koranzen, karanzen) über ganz Deutschland in fast allen Mundarten verbreitet, und Hildebrand bringt zahlreiche Belege dafür aus dem Schrifttum seit dem 17. Jahrhundert, wo es sich zuerst nachweisen läßt.

Manche Leute, die den Wallenstein kennen, kennen auch die Gelehrten Frauen von Molière; und doch ist vielleicht noch nicht manchem von ihnen eine

merkwürdige Übereinstimmung zweier Stellen in diesen Werken aufgefallen. Zu des ersten Jägers Ausspruch im sechsten Auftritt von „Wallensteins Lager“:

„Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt.“

vergleiche man die Worte der Armande in des ersten Aufzuges erstem Auftritt in den „Femmes Savantes“:

„Quand sur une personne on prétend se régler,
C'est par les beaux côtés qu'il lui faut ressembler;
Et ce n'est point du tout la prendre pour modèle,
Ma sœur, que de tousser et de cracher comme elle.“

Ob Schiller die Stelle bei Molière gekannt hat? Oder ist der Gedanke etwa auch in deutschen Sprichwörtern enthalten, wie er es in französischen ist? Zu Molières Zeiten nämlich schon war die Wendung, und zwar in wesentlich derberer Form, sprichwörtlich bekannt; Schiller hat sie vielleicht, wenn überhaupt, einem französischen Schriftsteller seiner Zeit entnommen, nämlich Grimm, der einmal schreibt (Corresp. I. 74): „Il faisait consister sa gloire à savoir et à raconter avec précision comment Fontenelle toussait et crachait.“

Ebenso fällt wohl nicht manchem bei einer Aufführung oder selbst beim Lesen von Goethes „Egmont“ auf, daß darin die Wortform **„Vorsitzer“** vorkommt, die man neuerdings für das längere „Vorsitzender“ einzubürgern sucht, die aber sehr viel angefeindet worden ist. Das Wort ist genau gebildet wie das längst gebräuchliche „Beisitzer“, es hat holländisches „voorzitter“ zur Seite, es macht Zusammensetzungen wie „Vorsitzer-Wahl“, „Vorsitzer-Geschäfte“ u. ä. erst möglich, und ist eben vor allen Dingen gar nicht „neu gebildet“, sondern alt. Gutzkow hat den „Vorsitzer“ 1852 in den „Rittern vom Geist“, in Scherrs „Blücher“ findet man 1862 eine „Vorsitzerin“, die Elberfelder „Geschlossene

Lesegesellschaft" hatte 1818 einen „Vorsitzer", bei Kleist im „Käthchen von Heilbronn" heißt es gleich in der ersten Bühnenanweisung: „Graf Otto von der Flühe, als Vorsitzer, Wenzel von Nachtheim, Hans von Bärenklau, als Beisassen (des heimlichen Gerichts)"; bei Wieland kommt das Wort einmal im „Aristipp" vor; und im „Egmont" heißt es eben im Schlußauftritt des fünften Aufzuges in der Unterschrift des Todesurteils: „Ferdinand, Herzog von Alba, Vorsitzer des Gerichts der Zwölfe". Die Schlußworte sollen an großen Bühnen zuweilen ganz unterdrückt werden, an anderen „verbessert" man den „Vorsitzer" zum „Vorsitzenden", beides wohl weil das Wort dem allgemeinen Sprachgebrauche — leider — noch ziemlich fremd ist. —

Die Theaterzettel kann man in großen Städten an **Litfaß**-Säulen sehen; manche schreiben das Wort „Lithfaß" und bringen es wohl mit „Lithographie" und also mit griechischem *λίθος* (Stein) zusammen. Das ist falsch, Litfaß war ein Berliner Buchdrucker († 1874), der wohl zuerst solche Säulen errichtet hat. — An diesen Litfaßsäulen kann man ebenso die Konzert-Programme sehen. Daß **Konzert** lateinisches Stammes ist, eigentlich Streit, Wettkampf bedeutet, dann aber erst, weil beim Wettkampf das Ziel der Kämpfer das gleiche ist, Übereinstimmung, und so auch harmonische Verbindung von Tönen, und daß **Programm** aus dem Griechischen stammt und gar nichts anderes heißt als wörtlich „Vorschrift", das dürfte bekannt sein. Weshalb aber gebrauchen wir überall dieses letzte, so einseitige Fremdwort in den verschiedensten Bedeutungen und machen es so zu einem der vielseitigen Fremdwörter, wie es auch „interessant", „Milieu" u. v. a. sind? Man hat vorgeschlagen, es im Sinne von Konzert-Programm u. dgl. durch „Ansage" zu verdeutschen und dies wie folgt empfohlen: „Dieses Wort läßt sich sowohl für die in Aussicht gestellten „Vorträge" wie für

deren Verzeichnis, den „Spielzettel" verwenden. Im Musikwesen mangelt es bisher an einer besseren Verdeutschung. „Ansage" dürfte allen Ansprüchen gerecht werden. Das Wort findet sich schon in der Sprache der preußischen Hofbehörden, allerdings in etwas anderer Bedeutung." — Ich glaube nicht, daß „Ansage" allen Ansprüchen gerecht wird; daß man bei einem Konzerte an der Kasse eine „Ansage" verlangen soll — — ich weiß nicht — dann doch lieber ein „Programm". Ich persönlich würde übrigens einen **„Zettel"** fordern, beim Konzerte ebensogut wie im Theater oder im Zirkus oder bei anderen ähnlichen Veranstaltungen aller Art, bei denen „Programme" ausgegeben werden; der Ausdruck „Zettel" läßt sich da überall anwenden. — Was aber soll auf den „Zettel" gedruckt werden statt des Fremdwortes „Programm"? „Zettel"? Nein, das geht nicht! Nun gut, man lasse es einfach ganz weg, ist es doch in den meisten Fällen ganz überflüssig; und wenn es nötig sein sollte, so übersetze man es durch „Reihenfolge", „Festordnung" u. ä., oder setze „Vorträge", wie man auf dem Theaterzettel von den „Personen" spricht, oder irgend einen anderen deutschen Ausdruck, der verständlicher und deutlicher ist als das Fremdwort. Die „Ansage" dürfte m. E. auch da auf allzu viel Widerspruch stoßen. — Wie „Programm" aber in seinen vielen anderen Anwendungen zu verdeutschen oder zu umschreiben ist, das lehren uns Hausding, Sarrazin u. a. in ihren Wörterbüchern durch zahlreiche Beispiele.

Da stehen zwei vor der Litfaßsäule, von denen der eine zum anderen sagt: „Nun wollen wir uns mal **orientieren**, was heute los ist?" Wer denkt, wenn er dies Wort gebraucht, noch je an den Orient, und daß es eigentlich heißt „den Ort des Sonnenaufganges suchen"? Auch für „sich orientieren" gibt es bereits manche Verdeutschungen und Umschreibungen; Sarrazin hat ihrer ein volles Dutzend,

darunter „sich umsehen“ und „sich umschauen“. Zu diesen stellt sich meines Erachtens für viele Fälle ganz vortrefflich „sich umhören“. Dieses Wort ist vielleicht noch kaum oder nur sehr wenig bekannt; bei Heyne fehlt es, Sanders aber bringt es in folgender Form: „Umhören, refl.: sich hörend, erkundigend nach etwas umthun, vgl. sich umsehen: Warnte vor den Umhörungen und unmaßgeblichen Ratschlägen. Gervinus Lit. 5. 287“; er belegt es im „Ergänzungsbande“ noch aus Freytag, den Grenzboten, Mommsen (Auch e. Wort), Rodenberg usw. Das Hauptwort „Umhörung“ scheint mir zwar nicht besonders empfehlenswert zu sein, aber das reflexive Zeitwort dürfte sich in sehr vielen Fällen als brauchbare und zweckmäßige Verdeutschung von "sich orientieren“ erweisen.

Im Konzert wird ein Stück von **Dvořák** gespielt; das seltsame Häkchen über dem r und der Strich über dem a tun es den Leuten an, daß sie sich auf alle mögliche Weise bemühen, diesen uns so sonderbaren Namen richtig auszusprechen; die meisten haben schon so etwas läuten hören, und es ist oft ergötzlich zu belauschen, was dabei herauskommt. Weshalb, fragte kürzlich einer in den „Grenzboten“ mit einem gewissen Rechte, weshalb machen wir es uns allen eigentlich nicht leichter mit solchem Namen und drucken und schreiben ihn einfach so, wie es annähernd seiner richtigen Aussprache entspricht? Wenn die Engländer aus unserem Händel einen Handel machen dürfen, wenn wir dem französischen chocolat unsere Schokolade entgegensetzen, so darf man auch den Tschechen Dvořák zu einem Dworschak machen, um so mehr als in mindestens fünfzig von hundert Fällen fälschlich Dvorak gedruckt und fälschlich Dworak gesprochen wird.

Tut man das, so muß man allerdings mit dem Grenzbotenmanne den schon viel länger bekannten Namen **Chodowiecki** zu Kodowietzki machen, damit er nicht immer Schodowiekki oder Chodowikki

gesprochen wird; das dürfte sich aber schwerer einbürgern als Dworschak.

Auch sonst wissen manche mit manchen Namen nicht recht umzugehen, und so kann man es schließlich einem Träger des Namens Verkè n oder Verkén nicht übel nehmen, wenn er sich an den im Deutschen sonst ungebräuchlichen Akzent klammert, damit man ihn nicht als „Ferken" anredet; und einem Manne Namens Bacheberle kann man es nicht verdenken, wenn er zu diesem fremden Zeichen greift, um es auf das erste e zu setzen (Bachéberle), damit man aus dem Bach-Eberle keinen Bäche-Bérle mache. So weiß denn auch mancher nicht, wie man **Böcklins** Namen auszusprechen hat; die meisten wohl sprechen ihn Böcklihn aus, denn der Deutsche liebt ja leider das Ausländische mehr als das Einheimische, und wenn er mit einem Namen wie diesem nichts anzufangen weiß, dann betont er ihn lieber undeutsch auf der Ableitungssilbe, als deutsch auf der Stammsilbe. Böcklin selbst hat sich einmal zur Verteidigung der richtigen Betonung zu Verslein hinreißen lassen, die so lauten:

Wart, Frieda Schanz, jetzt komm' ich mit dem Stöcklin
Und klopf' dir aus dein Dichter-Unterröcklin:
Zum Teufel mit Böcklihn, ich heiße Böcklin!

Besuchen wir einmal, um zum Konzert zurückzukehren, ein Kirchenkonzert, so hören wir da etwa eine Motette, eine Passacaglia, eine Toccata, meist wohl ohne überhaupt darüber nachzudenken, was denn diese seltsamen Wörter eigentlich bedeuten; und so mag es selbst manchen durch und durch musikalischen Menschen gehen. Nun, die **Motette** hängt mit Motto zusammen, wird auch im Italienischen, woher ja die meisten Musikausdrücke stammen, mottetto geschrieben; motto heißt Wort, Spruch, Witz, Spaß; mottetto bedeutet das selbe, in der Musik aber einen mehrstimmigen Gesang, dem ein Bibelspruch zu Grunde liegt.

Das läßt sich hören; aber wer dächte wohl, daß **Passacaglia** wörtlich den Gassenhauer bezeichnet? Das italienische Wort ist dem spanischen Pasacalle nachgebildet (pasar hindurchgehen, calle Gasse), es bezeichnet also einen Gesang mit dem man durch die Gassen zieht, dann aber einen langsamen Tanz. Andere erklären es nach der französischen Form passe-caille als Wachtelschritt, was sich dann auf den Takt bezöge. Und **Toccata** endlich heißt Berührung, von italienischem toccare (französisch toucher); es ist ein Tonstück, in dem beide Hände im Vortrage einer Notenfigur häufig abwechseln, sich also gleichsam berühren.

Und wie viele haben schon **Rhapsodien** gehört, auch schon selber davon oder von Rhapsoden gesprochen, und wissen doch nicht, daß der für uns so erhaben und ehrwürdig dreinschauende Rhapsode buchstäblich und derb gesprochen — ein Liederflicker oder Odennäher ist? Im Griechischen heißt ῥάπτειν zusammennähen, zusammenfügen, ᾠδή Gesang, Lied, und ῥαψ-ῳδός einer der Lieder zusammenfügt, ein Volkssänger der solche vorträgt; die Rhapsodie also ist eigentlich ein von einem solchen vorgetragenes Gedicht, daher dann auch ein Bruchstück eines größeren Gedichtes, auch ein Gesang in freier Form. Der selbe Stamm steckt z. B. auch in dem Namen des Dinges, das man deutsch als Briefordner bezeichnet, das aber von einigen Herstellern, des Wettbewerbes wegen, Bibliorhaptes genannt wird, wörtlich also Buchnäher.

Wer hat wohl je daran gedacht, wenn er eine Kapelle italienischer **Bersaglieri** spielen hörte, daß dies Wort gleiches Stammes ist mit unserem „birschen"? „Versaglieri" sind Scharfschützen, wir nennen solche jetzt Jäger; bersaglio heißt Ziel, Scheibe; das zu Grunde liegende Zeitwort bedeutet mit dem Bolzen erschießen, durchbohren, mit dem Pfeile jagen, und heißt im Altfranzösischen berser; davon mittelhochdeutsches birsen, neuhochdeutsch „birschen, pirschen, pürschen".

Was man bisher mit dem Fremdwort oder Weltwort Konzert bezeichnete, wird jetzt häufig — nicht etwa deutsch bezeichnet, nein, mit einem neuen Fremdworte, bei dem das Schönste ist, daß fast kein Mensch weiß, wie es auszusprechen ist. In Frankreich treibt bekanntlich die Engländerei in der Sprache augenblicklich die schönsten Blüten; zwar wehren sich die, die auf ein anständiges Französisch halten, sehr dagegen, aber was nützt es? Ein Fremdwort nach dem anderen wird über den Kanal her eingeschleppt zur Füllung des Sprach-Schminktopfes — „Schminkpflästerchen der Bildung" hat sie Hildebrand ja einmal genannt, die Fremdwörter. So hat man Frankreich mit dem **„Recital"** beglückt; man scheint dort jetzt von einem „concert" nicht mehr sprechen zu dürfen, sondern der feine Franzose nennt ein solches jetzt „Vocal Recital". So zeigte auch vor wenigen Jahren eine „Opernsängerin der Concerte Lamoureux aus Paris" ihre Liederabende an, die sie in deutschen Städten gab. Man konnte natürlich 10 gegen 1 wetten, daß bald irgend ein deutscher „Impresario" einer deutschen Sängerin oder einem deutschen Sänger mit eben dieser englischen Fackel vortanzen und vorleuchten würde, denn heutzutage dürfen wir uns doch ja nichts Englisches entgehen lassen, namentlich keine englischen Sprachbrocken! Und richtig! Sie erschienen sehr bald in den Anzeigespalten der Blätter: Raoul von Koczalsky kündigte Chopin-Recitals an, und bald taten es ihm andere nach. Man führe doch unsere biederen deutschen Musikfreunde nicht in Versuchung, sich mit der Aussprache so seltsamer Wörter abzumühen, wie sie es jetzt tun müssen! Man kann ein tüchtiger Musikkenner, ein großer Kunstfreund und ein prächtiger Deutscher sein, ohne gerade zu wissen wie man „Vocal Recital" ausspricht, geschweige denn welcher Sprache diese Wörter überhaupt angehören! Die meisten vermuteten damals zuerst, da das Ding

doch von einer Französin „gegeben" werde, so müsse es auch neues Französisch für „concert" sein, und sie versuchten, es französisch auszusprechen; andere aber merkten den Braten und quälten sich ab, es möglichst gut englisch zu sagen. Aber die englische Aussprache hat bekanntlich viele Fallstricke, und Englisch gut auszusprechen ist sehr schwer. Ich möchte übrigens gerne hören, wie französisch-englisch oder englisch-französisch die Franzosen selbst es aussprechen. Aber das kann uns ja gleichgültig sein; nur möge ein gütiges Geschick unsere deutsche Sprache vor solchen unmusikalisch-musikalischen Eindringlingen ferner gnädig bewahren!

Das Wort kommt natürlich ebenso wie unser „rezitieren" von lateinischem recitare und bedeutet eigentlich nichts anderes als „Hersagen"; will man es englisch aussprechen, so muß man rie-zeitel sagen; aber besser wäre es, wir jagten das Recital-Scheusal zum deutschen Sprachtempel hinaus. Wenn wir es dann glücklich wieder los wären, dann dürften wir uns **freuen wie die Schneekönige.** Das ist eine Redensart, die man vielfach hört und die wohl auch mancher sich nicht zu erklären weiß. Nun, der Schneekönig ist kein anderer als der kleine Zaunkönig, und die Erklärung gibt Lichtwer, wenn er singt:

„Der hüpfende König der Zäune
Singt fröhlich im glänzenden Schnee."

Aus der Tierfabel wissen wir alle, wie er den Adler bei der Königswahl überflügeln wollte, dann aber verspottet wurde und nun hinter den Zäunen sein Königreich aufschlagen mußte; auch Zäunert wird er daher genannt und Zaunschlüpfer. Und wie der kleine putzige Vogel mit dem kurzen, aufrechten Schwänzchen und den dünnen Beinchen durch die Zäune und Hecken schnell dahinhüpft, so singt er stets munter, auch im Winter wenn die Sonne auf den leuchtenden Schnee scheint, sein kleines, leises Liedchen, und so also: froh wie ein Schneekönig.

Und wie „liebe Kinder viele Namen haben", so hat auch dieser kleine Vogel sie, und merkwürdig — in fast keinem wird seine angemaßte Königswürde verleugnet: außer mit den schon vorher erwähnten Namen nennt man ihn auch Dornkönig, Mäusekönig, Meisenkönig, Nesselkönig, Schlupfkönig, Turmkönig und Winterkönig.

So mag sich auch etwa wie ein Schneekönig freuen ein junger Mann, der eben von der Geliebten das Jawort erhalten hat, und da geht er denn im Eifer her und gibt dem Drucker folgende Anzeige auf: „**Meine** Verlobung mit Fräulein Elsa Müller, Tochter des Herrn Rudolf Müller und seiner Frau Gemahlin Bertha geb. Schulz, beehrt **sich** anzuzeigen Erwin Schneider." Daß er vorne in der ersten Person mit „Meine" angefangen hat, hat er über der vielgeliebten Tochter des Herrn und der Frau Gemahlin ganz und gar vergessen, und so endigt er in der dritten Person. Häufiger zwar wird dieser Fehler in der Mehrzahl gemacht: „Die Verlobung unserer Tochter Elsa mit Herrn Erwin Schneider beehren sich anzuzeigen Rudolf Müller und Frau" —, aber auch der auffälligere in der Einzahl kommt häufig genug vor; und zwar nicht gerade nur bei Ungebildeten, nein sogar Assessoren und selbst Lehrer haben schon mit solchen Anzeigen aufgewartet. Nun, man muß es verzeihen, denn der Bräutigamsstand „löst" die ungeahntesten Gefühle „aus", die über solche Kleinigkeiten, sprachliche namentlich, blindlings hinwegsehen lassen. Von diesem Modeworte „auslösen" wurde schon zu Anfang gesprochen (S. 1); hier sei dazu nur noch bemerkt, daß es einen wirklich und wahrhaftig heutzutage wundern muß, wenn einmal ein „Rezensent" dieses Wort nicht anwendet: wenn er etwa zuerst von einem Stücke sagt, daß es „alles andere als tragische Empfindungen auslöst", kurz darauf aber wahrhaftig schreibt, daß eine Künstlerin „tiefere Wirkungen zu erzielen wußte"; man mußte wirklich auch hier „auszulösen" erwarten.

In diesem „Reporterstil" würde es nun von einem Bräutigam heutzutage heißen, daß er sich in einem „**restlos**" glücklichen Zustande befinde, und wenn er als Junggeselle etwa ein „Eigenbrötler" war, daß seine „Lebenshaltung" einen neuen „Einschlag" erhalten habe. Auf die „Lebenshaltung" komme ich gelegentlich noch zu sprechen (S. 145); vom „Einschlag" war schon vorher die Rede (S. 2), es wäre dazu nur noch zu bemerken, daß man auch das gleichbedeutende „**Einschuß**" jetzt schon vielfach hört — oder vielmehr liest — in jener übertragenen Bedeutung. Neu ist diese Verwendung von „Einschlag" übrigens nicht, denn bei Goethe schon und Herder kann man sie finden; neu ist nur die übertriebene Anwendung. Ein ähnlicher Unfug wie mit „Einschlag" wird von den „Reportern" jetzt auch eben mit „restlos" getrieben. Im Grimmschen Wörterbuche steht das Wort (1893) noch ohne jeden Beleg mit der Erklärung „ohne Rest" und dem Beispielsatze „es ist restlos aufgegangen"; so kennen wir es ja alle aus der Rechenkunst. Nun ist es an sich ja gar nicht übel, auch dieses Wörtchen übertragen zu verwenden, übel ist nur die Allüberall-Anwendung: da heißt es von Quartettspielern, sie hätten sich selbst überboten in der restlosen Erschöpfung der tiefen Ideen des Stückes; von Dichtern, die ihr Tiefstes und Bestes in ihrer Lyrik gegeben haben, dies sei natürlich und aus den heimatlichen Verhältnissen restlos zu erklären; ein Schauspieler habe sich in eine Rolle restlos eingelebt; voll und restlos werde es keinem gelingen, sich zur vollen Einheitlichkeit des Wollens, Denkens und Seins zu zwingen; Herbert Bismarck sei wohl eigentlich nie glücklich gewesen, restlos glücklich selbst dann nicht, als ... So geht es rastlos weiter in den Zeitungen und Zeitschriften mit diesem restlos, bis es eines schönen Tages in einem anderen Modeworte restlos aufgeht und restlos verschwindet.

Merkwürdig ist es auch zu beobachten, wie seit ganz kurzer Zeit jenes vorher erwähnte Wort „**Eigenbrötler**“ immer häufiger auftaucht, nachdem es Jahrzehnte lang still vergraben gewesen zu sein scheint, wofür beweisend ist, daß Paul und Heyne es in ihren Wörterbüchern gar nicht aufführen, und daß es im Grimmschen ohne alle Belege steht. Das Wort scheint schwäbischen Ursprunges zu sein und zwar kommt es als Eigenbrötler sowohl wie als Eigenbrätler vor, und man erklärt es als: unverheiratete Person, die ein eigenes Hauswesen führt, sich selbst ihr Brot bäckt oder ihren Braten brät. Nur bei Auerbach war es bisher zu belegen, jetzt aber kann man es, wie gesagt, häufig in den Zeitungen lesen, und auch Schriftsteller wenden es an, und zwar als Erklärung von, oder Ergänzung zu Individualist (Möbius), Naturkind (Bettelheim), Sonderling (Sudermann im Sokrates), Partikularist. Auch von der „Eigenbrödelei des Bundes der Landwirte“ kann man lesen, von „Freisinniger Eigenbrödelei“, und davon daß „Eigenbrödelei zu den Erbfehlern des deutschen Volkes gehöre“.

Sehr beachtenswert ist auch wie die „**Persönlichkeit**“, die samt dem „persönlichen Leben“ u. ä. augenblicklich eine geradezu unheimliche Ausbreitung in der Presse und dem Schrifttum gefunden hat, allerdings auch dabei die liebliche „Individualität“ — man spreche dies Wort einmal recht langsam und freue sich seiner sieben Silben, darunter besonders der vier piepsenden **i**! — etwas an die Wand gedrückt hat, also wie diese „Persönlichkeit“ sogar eine „**Eigen**persönlichkeit“ gezeugt hat. Auch ein langes Wort; aber spricht es sich — obgleich es in sechs Silben noch fünf Buchstaben mehr hat als jenes Fremdwort in sieben — nicht wesentlich bequemer aus als dieses? Und schreibt es sich nicht auch viel sicherer? und ist es nicht viel deutlicher und bezeichnender? — Und wie der Zeitgeist das Gerede über Persönlichkeit und Eigenpersönlichkeit gezeitigt hat,

so erzeugt er auch eine ganze Reihe anderer Zusammensetzungen mit „**eigen**", die man bisher nicht oder kaum kannte: da ist vom Eigengut einer Verfasserin die Rede, da wird über „das Eigenkleid der Frau" geschrieben, da soll das Eigenleben eines Organismus nicht gestört werden; da heißt es, ein Dichter schaffe immer eigenlebigere Gestalten, ein jeder von drei Orten throne wie eine gewaltige Verkörperung der Eigenständigkeit auf seiner Höhe (vgl. die gleichfalls jetzt so beliebte Bodenständigkeit); eine Schauspielerin wird als Vertreterin einer eigenvollen Bühnenplastik bezeichnet; man redet von der Eigenwirtschaft der Familie, und von der eigenartigen Rede eines eigenartigen Mannes als von einem Stück Eigenwuchs.

Es scheint, daß alle diese Wörter ganz neue Bildungen sind, die bisher nicht belegt waren; nur Eigenleben belegt das Grimmsche Wörterbuch einmal aus Goethe, und wenn es auch Eigenständigkeit nicht kennt, so doch eigenständig (bei Philander und Logau.) Aber man muß vorsichtig sein mit der Behauptung, daß ein Wort eine Neubildung sei, namentlich dann, wenn man sie — wie Wustmann das so gerne tut — weil neu, einfach in Acht und Bann tun wollte. So wurde denn auch kürzlich von einem Sprachgelehrten getadelt, daß Wustmann sich bei den „Modewörtern" „sehr wunderlich und autoritätsfragwürdig" zeige; viele Wörter, die er als ganz neumodisch bezeichne, seien schon uralt; z. B. wolle er das Wort „**jugendlich**" in den Bann tun, es habe erst mit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers angefangen, usw. Das sei aber nicht wahr, wurde weiter ausgeführt; bei Grimm heiße es: ‚Schon althochdeutsch und mittelhochdeutsch aufgewiesen'; und dann werde eine Masse Stellen dafür angeführt, deren älteste althochdeutsch sei (also aus der Zeit vor 1170). „Das Wort wurde damals geschrieben: juchundlîh." — Eine Masse Stellen? Keine einzige! Nur zwei

Formen des Wortes. Es heißt vielmehr: „Schon ahd. und mhd. aufgewiesen, aber dort gegen das gebräuchliche junglich ganz zurücktretend, und erst im letzten Jahrhundert recht verbreitet.“ Die Belege sind nur aus dem neuhochdeutschen Schrifttum, und zwar fast durchweg für diejenige Bedeutung, die auch Wustmann selbstverständlich voll gelten läßt: „der Jugend gleich, den Eindruck des Jungseins machend, und dann der Jugend angemessen, nach der Jugend Art und Brauch, die Jugendzeit betreffend“; bei keinem dieser Beispiele läßt sich für ‚jugendlich‘ ‚jung‘ einsetzen. Nur drei Belege aber, je einen aus Hölty, Goethe und Schiller, bringt Grimm für die Bedeutung des Wortes, die Wustmann tadelt, die in den Begriff ‚jung‘ übergreift. Nur diese Verwendung von ‚jugendlich‘ statt ‚jung‘ verwirft er; zwar ist sie älter als er meint, aber er tadelt sie doch mit einem gewissen Rechte, denn wir sollten immerhin an diesem feinen Unterschiede festhalten, den die beiden Wörter ausdrücken: „welch erfreuliche Erscheinung,“ sagt Wustmann, „ist ein jugendlicher Greis, welch klägliche ein junger Greis!“ Und wie klar wird dieser große Unterschied auch in den Wielandschen Versen, die Grimm anführt:

„Schön war sie nicht, noch jung, doch jugendlich genug,
Daß sie an Stirn und Brust die hellsten Farben trug.“

Auch **„naturgemäß“** tadelt Wustmann nicht an und für sich, wie man nach jenes Angreifers Worten annehmen sollte, sondern er beklagt es nur, daß dieses Wort immer häufiger da gebraucht wird wo eigentlich ‚natürlich‘ = selbstverständlich stehen sollte. Wustmann sagt, es käme aus Berlin; sein Gegner aber weist wieder auf Grimm hin, wo es bereits aus dem 17. Jahrhundert belegt sei. Das ist gut und wohl, aber an allen diesen Stellen steht eben ‚naturgemäß‘ noch in seiner ‚naturgemäßen‘ Bedeutung = ‚der Natur angemessen, entsprechend‘,

nicht aber in jener anderen, deren übertrieben häufige Anwendung jetzt dem Leipziger Gelehrten — und nicht ihm allein — so unangenehm auffällt, weil sie eben die Begriffe gänzlich verwirrt und öder Gedankenlosigkeit Vorschub leistet. Und so mag es mit manchem Worte gehen, das heute uns als neu erscheint, weil es in abgeblaßterer Bedeutung oder in ganz anderem Sinne als früher verwendet und zudem oft einer Mode zu Liebe fast zu Tode gehetzt wird und so immer mehr verblaßt.

An das Wort „jugendlich" ließe sich eine kleine Erörterung über die Entstehung der Endsilbe **-lich** anschließen, etwa wie sie Hildebrand in seinem trefflichen Buche „Vom deutschen Sprachunterricht" (S. 90 ff.) gegeben hat; denn wer denkt heutzutage noch daran, daß diese ursprünglich lih lautete und etwa „Leibes" bedeutete, da das gleichlautende Hauptwort — bei uns heute „Leiche" — den Leib bezeichnete; so heißt denn „jugendlich" eigentlich „jungen Leibes", wie „gleich" — alt geliche — ursprünglich zwei Leute meint die zusammen einen Leib haben, worin denn die Vorsilbe ge- ihre Sammelbedeutung hat etwa wie in Gebein, Gebirge, Gebrüder, Gebüsch, Gefilde, Gelände usw.

Kehren wir noch einmal zu unserem „restlos" glücklichen Bräutigam zurück, und begleiten wir ihn in die **Flitterwochen.** Liegt uns überhaupt etwas an sprachlicher Belehrung, so stolpern wir gleich wieder über diesen seltsamen Ausdruck „Flitterwochen". Was heißt es denn? Soll es bedeuten, daß in diesen ersten Wochen alles Flitter ist? Das wäre doch nicht schön! Die jungen Leute pflegen doch echtes Gold, kein Flittergold von ihrer ehelichen Liebe zu erwarten. Allerdings haben nun die Flitterwochen mit Flitter in diesem Sinne nichts zu tun, wennschon das selbe Wort zu Grunde liegt: flittern bedeutet nämlich auch liebkosen, flüstern, kichern, lachen; so entspricht denn „Flitterwochen" — Kosewochen, Lachwochen —

dem Ausdruck „Kußwochen", der im 16. und 17. Jahrhundert dafür gebräuchlich war.

Mit dem Kosen und Lachen hat es allerdings in gar mancher Ehe bald ein Ende, da kommt es oft schon frühe zum **Krakeel** zwischen Mann und Frau. Mancher mag nun schon hundertmal gefragt haben: „Willst du wieder Krakeel anfangen?" aber kaum einmal mag er darüber nachgedacht haben, was Krakeel denn wohl heißen mag. Nun, wir haben es im Anfange des 17. Jahrhunderts dem Holländischen entlehnt, wo es neben krakeel die Bildungen gibt: krakeelig, krakeelachtig, krakeellust, krakeelziek, krakeelziekte, krakeelzucht u. a. m. Es kommt sogar in der holländischen Bibelübersetzung vor: Spr. Sal. 10, 12 heißt es bei Luther: „Haß erregt Hader", holländisch „haet verweckt krakeelen". Nun heißt holländisch kraken „krachen", der Lärm des Streitens wird also Ausgangs- und Kernpunkt des Begriffes sein. Woher aber die Endsilbe, die gleich wegen ihrer Betonung den Eindruck des Ungermanischen macht? Sehr wahrscheinlich beruht diese auf Angleichung an das gleichbedeutende französische querelle

Bei solchem ehelichen Krakeel liegt sehr häufig die Kleiderfrage zu Grunde, und er kann z. B. entstehen, weil die Gattin sich angeblich zu sehr **„aufgedonnert"** hat. Auch das ist ein Ausdruck, über den mancher nicht Bescheid wissen wird, und er ist allerdings auch ziemlich schwer zu erklären; man sagt, es heiße „sich donnermäßig, verteufelt aufputzen", Grimm meint „sich flatterhaft ankleiden, in rauschendes, krachendes Gewand." Während die süddeutschen Ausdrücke „dundersnett" und „Blitzmädel" einen harmloseren Sinn haben, hat den selben tadelnden, der in „aufdonnern" steckt, die Bezeichnung eines Menschen als „ein rechter Donner" im Bergischen („dat is en raiten donner"), weniger die andere „dat is en donnerschen Kähl" = ein pfiffiger, gewandter Kerl.

Bei solchen Gelegenheiten des Krakeels ist denn auch häufig davon die Rede, daß eins dem andern **„den Text liest"**. Woher kommt wohl dieser Ausdruck? fragt da sicherlich mancher. Man erinnere sich daran, daß es auch wohl heißt **„die Leviten lesen"**; aus dem dritten Buch Mosis — Leviticus genannt — diesem Buche der Gesetze und Verordnungen und Verbote, aber auch aus anderen Bibeltexten pflegte der geistliche Oberhirte den Mönchen vorzulesen und sie danach zu ermahnen und je nachdem zu tadeln.

Bis Fastnacht geht dann alles gut, aber da will die Frau nicht im einfachen taftenen Domino zum Balle gehen, sondern in einem kostbaren Gewande von Samt und Seide. Taften, Domino, ja selbst Samt und Seide dürften manchem Leser nach ihrem Ursprunge unbekannt sein. Zunächst **taften:** Das Hauptwort dazu, Taft, oder wie man früher schrieb Taffet, ist ein Lehnwort, das wir erst im 16. Jahrhundert aus dem Italienischen erhalten haben, aus taffettà; dieses aber ist nichts anderes als persisches tâfteh, das glänzendes Gewebe bedeutet. — **Domino** aber, vom lateinischen dominus der Herr, dieses jedoch bekanntlich von domus das Haus (vgl. Dom), bezeichnet ursprünglich den Geistlichen, dann die Winterkleidung eines solchen, die Kopf und Gesicht bedeckt, und wird so endlich auf die bekannte Maskentracht übertragen. Schließlich aber nennen wir nun doch auch wieder denjenigen selbst, der im Maskenmantel drin steckt, — und zwar selbst dann, wenn es ein weibliches Wesen ist — einen Domino, obgleich es wohl selten ein wirklicher „Geistlicher" sein dürfte. Und das Steinchenspiel, das man Domino nennt? wird nun mancher noch fragen. Wer in diesem Spiele seine Steine zuerst anbringt beim Aneinanderreihen, der gewinnt bekanntlich, der wird Herr, Domino, des Spieles; daher denn der Name.

Samt — wie man früher Taffet schrieb, jetzt aber Taft, so früher Sammet, jetzt Samt — ist bereits

im Mittelhochdeutschen aus den romanischen Sprachen entlehnt worden: altfranzösisch heißt es samit, italienisch sciamito, mittellateinisch samitum; dieses aber stammt vom griechischen ἑξάμιτον, das wörtlich sechsfädig(-es Zeug) bedeutet, von anderen allerdings mit arabischem s â m î „syrischer Stoff" zusammengebracht wird. Möglicherweise liegt die Sache hier so, daß sich das griechische Volk das ihm unverständliche orientalische Wort zurechtlegte und als ἑξάμιτον erklärte.

Auch die **Seide** aber, so deutsch sie aussieht, ist nur ein Lehnwort, allerdings schon ein althochdeutsches, aus mittellateinischem sêta entstanden wie z. B. Kreide aus crêta; nicht aber, wie früher oft behauptet wurde, aus dem Namen der phönizischen Handelsstadt Sidon als erster Lieferin von Seidenstoffen. Auch von sêta vermutet man übrigens daß es orientalischen Ursprunges ist.

Wie viele Frauen und Mädchen tragen wohl auch ein **Cape** oder ein Bolero-Jäckchen oder Bolero-Hütchen, ohne je darüber nachzudenken, woher diese Ausdrücke kommen? Das englische cape ist natürlich nichts anderes als unser deutsches „Kappe". Daran denken aber wohl die wenigsten, denn sonst bekäme man doch nicht so oft die sonderbare Einzahl „das Capes" zu hören und in Anzeigen zu sehen; böses Beispiel verdirbt gute Sitten, „das Cakes" hatten wir schon lange, was Wunder daß man nun auch das „Capes" erfand! Was tuts auch, daß der Ausländer über den dummen deutschen Michel hohnlacht, der so wenig mit seinem Sprachschmuggelzeug umzugehen versteht! Andere wollen noch schlauer sein und schreiben „Câpes — und wiederum hören wir Hohngelächter jenseits der Grenze! Der arme Ungebildete aber, dem die Mode solche törichten Fremdwörter aufnötigt, der spricht und schreibt schlankweg „Kappes" — in gewisser Beziehung das Vernünftigste, wennschon ihm selbst jedes Sprachgefühl Kappes ist. — Aber nun **Bolero!** Eine dunkle Ahnung hat wohl man-

cher, daß das Wort spanisch ist, zumal wer etwa in Ballett oder Oper, auch etwa in Webers Preziosa, mal das Wort gefunden hat. Bolero ist allerdings spanisch, und zwar bezeichnet es einen volkstümlichen, mit Gesang und den unvermeidlichen Kastagnetten begleiteten spanischen Tanz. Wenn man nun ein offenstehendes Jäckchen oder einen Hut mit hochgebogener Krempe Bolerojacke und Bolerohut nennt, so meint man damit offenbar nur ein Jäckchen oder einen Hut nach spanischem Schnitt, wie sie eben Spanier, die den Bolero zu tanzen verstehen, tragen.

Bekanntlich gibt es nun sehr viele Frauen, die in Kleidern und Hüten sehr viel „machen", und manche junge Ehe wird durch die Schneiderrechnungen getrübt. Merkwürdig nur, solche Rechnungen sind gewöhnlich in einer Sprache abgefaßt, die nur der — oder vielmehr die Eingeweihteste versteht, und sie selber, die sie verfassen, nennen sich ja auch nicht „Schneiderin", sondern „Confection" oder „Robes et Manteaux" o. ä. Ja, **Schneiderin** und **Näherin**, die sagen ja auch viel zu wenig: das Schneiden allein ist doch nicht die Hauptsache, und auf das Nähen allein kommt es ja auch nicht an, so würde vielleicht eine Nachdenkende sagen; aber ist da nicht wieder zu viel nachgedacht? Ist denn nicht doch das Zuschneiden die Hauptsache? sagt nicht auch der Franzose le tailleur von tailler, schneiden? Und der deutsche Schneider also, der sich tailleur nennen zu müssen meint, wird weder tatsächlich noch selbst wörtlich etwas Besseres durch diese Umtaufe. Wie wenig versteht er auch oft selbst vom Deutschen und von den Fremdwörtern! da kennt er zwar Nouveautés, Saison und assortieren, weiß aber etwa, selbst wenn er gar kein Militärschneider ist, doch auch mit dem **Zivil** z. B. nicht viel anzufangen, und zeigt nun an, daß er „auch zivilen Ansprüchen genügen kann." Da hat er etwas von „zivilen Preisen" läuten hören, und redet nun ins Blinde hinein auch von „zivilen An-

sprüchen"; aber jene sind uns — leider — geläufig, während diese uns befremden. Im Grunde genommen ist es allerdings nicht so unsinnig so zu sagen, denn „zivil" heißt ja bürgerlich, und bürgerliche Ansprüche kann man sich schließlich noch eher vorstellen als bürgerliche Preise, aber man hat dies überflüssige Fremdwort nun mal bisher nur bei Preis und Bedingung im Sinne von „mäßig, bescheiden" angewandt, und so mutet es einen eben doch fremd an, wenn man es in Verbindung mit anderen Hauptwörtern findet. Und weshalb überhaupt „zivil"? ist die deutsche „Bescheidenheit" mal wieder zu b e s c h e i d e n?

Wenn solch jungem Paare, von dem wir vorher sprachen, ein junger Weltbürger beschert wird, so wird das heutzutage sehr oft — man kann sagen in fünfzig von hundert Fällen — in folgender Form angezeigt: „Die glückliche Geburt i h r e s S o h n e s W i l h e l m zeigen hocherfreut an .....", oder: „Heute wurde uns u n s e r e A n n e m a r i e geboren", oder ähnlich. Das macht nun doch den Eindruck, als ob der Sohn Wilhelm oder unsere Annemarie schon längst dagewesen wären, und nun plötzlich den lustigen Einfall gehabt hätten — geboren zu werden. Diese Fassung scheint eine Nachäffung des Französischen zu sein, und gedankenlos schwatzt es einer dem andern nach, ohne sich darüber klar zu werden, daß er eigentlich eine Geschmacklosigkeit begeht. Den Namen erhält das Kind doch erst durch die Taufe, oder wenn man will auf dem Standesamt, nun und nimmer kommt es m i t ihm zur Welt, und wenn die Eltern h u n d e r t mal vorher überlegt hätten, wie das Erwartete benannt werden soll. — Gedankenlose Nachäfferei herrscht auch auf dem Gebiete der Namengebung, und mancher weiß nicht, wie geschmacklos es ist, nicht einmal da eigene Wege zu gehen. Vor zwanzig Jahren kam die Mode auf, die Jungens **Kurt** zu nennen; es ist wohl kaum zuviel gesagt, daß eine Zeitlang jeder dritte Bub etwa Kurt getauft wurde, — ja sogar **Curt**,

obgleich der Name nichts anderes ist als die Kose-form zum urdeutschen K o n r a d („kühner Rat", wie man es jetzt deutet, „Geschlecht- oder Sippe-Berater", wie es ursprünglich heißt). Wie viele aber wissen das? Wie viele auch würden ihr Kind „Konrad" nennen wollen! Nein, bewahre, ein altfränkischer Name, klingt geradezu spaßhaft, — aber Kurt, das ist doch Mode, das klingt zeitgemäß — und so macht's einer dem andern nach; oben fängt es an, und unten hörts schließlich auf: denn erreicht die schöne Mode die Gevatter Schneider und Hand-schuhmacher, dann hecken und brüten die oberen Zehntausend n e u e Namen aus.

Und ebenso geht es jetzt mit den D o p p e l-namen: e i n Rufname soll nicht mehr genügen, z w e i müssen's sein: bei den Mädchen hat man an-gefangen, da tauchte allenthalben e i n e Anne-marie nach der anderen auf, ihr folgten die Anne-lies und die Liesel otte, auch die Lottelieſe. D i e s e Namen s p r e c h e n sich nun wenigstens flott; aber andere Kinder quält man, sich Charlotte Hermine zu nennen, oder Klara Mathilde, oder Johann Fried-rich, oder Karl Eugen; und n o c h größer ist die Quälerei, wenn auch vielleicht nicht immer für die Eltern selbst — da die Elternliebe ja allerdings alles überwindet — so doch für die Spielgefährten und i h r e Eltern: da soll man solchem Kinde die Tages-zeit bieten mit „Guten Tag, Charlotte Hermine" — das ist w i r k l i c h zu viel verlangt; aber das schlimmste ist: auf Charlotte allein, oder auf Hermine allein hört die kleine Krabbe einfach gar nicht, wenn man sie so ruft. Das wissen aber manche Eltern nicht, daran denken sie nicht, daß sie ihren Kindern selbst gar keinen Gefallen damit tun, wenn sie ihnen solche Doppelnamen als dauernde Last mit auf den Lebens-weg geben. Und wäre es nicht gescheiter, in unserer Zeit, da die Menschen doch so wenig „Zeit" haben, sie n i c h t zu d o p p e l t e r Kraftvergeudung zu verführen, wo doch die einfache genügte?

Da war vorher von **„bescheren"** die Rede, ein

Wort das wir, namentlich zur Weihnachtszeit, immer wieder in den Mund nehmen; wie wenige aber wissen sich wohl die seltsame Bedeutungswandlung dieses Wortes zu erklären, das dem Stamme nach mit dem anderen (be)scheren = (b e) s ch n e i d e n verwandt ist, nur daß dieses stark abgewandelt wird (beschor, beschoren), während jenes schwache Endungen hat (bescherte, beschert)? Althochdeutsches sceran heißt scheren, schneiden; und daneben steht scerian = teilen, abteilen, nämlich d u r ch Abschneiden zuteilen; bescheren heißt also „jedem sein Bestimmtes abschneiden, vorschneiden, zuteilen". Und auch unser „s i ch s ch e r e n" = „sich entfernen, sich packen" gehört hierhin; es ist eben nichts anderes als „sich abtrennen, sich absondern". Vom selben Stamme ist aber anderseits auch das englische Wort share = Anteilschein, das seit dem Bekanntwerden der Goldminen auch im Deutschen immer häufiger gehört wird; es heißt eben „A b s ch n i t t, Teil".

Am Tage nach der Weihnachtsbescherung spielen die Kinder mit ihrem neuen Spielzeug in der K i n d e r s t u b e. **Stube**, das bedeutet eigentlich ein heizbares Gemach (vgl. Kemenate S. 46), auch ein Badezimmer; es ist ein altes, allgemein germanisches Wort, dem aber auch italienisches stufa, spanisches estufa und französisches étuve zur Seite stehen, so daß eine gemeinsame Wurzel zu Grunde liegen muß, die aber noch nicht festgestellt ist. Als Zeitwort gehört dazu das holländische und plattdeutsche stoven = bähen, dämpfen, schmoren (ital. stufare, franz. étuver).

In welcher deutschen Kinderstube gibt es heute aber wohl kein **„Baby"**? Ich fürchte, es sind nur wenige, die des englischen Wechselbalges entraten. Die wenigen Eltern aber, die k e i n Baby haben, sondern ein Kleines, einen Kleinen, eine Kleine, ein Kleinchen, ein Kleinstes, sie mögen und dürfen stolz darauf sein, daß sie diese Engländerei nicht mitmachen. Auch ein Knäbchen mag man getrost „d a s Kleine" nennen, und jedermann wird einen

verstehen, wenn man von seinem „Kleinling“ spricht, denn dies Wort, gut deutsch und gut und richtig gebildet, drückt genau das aus, was es sagen soll, und — man denkt ja immer so viel nach über alle neuen Verdeutschungsvorschläge, um daran zu mäkeln und zu nörgeln — es ist viel kennzeichnender als so manches Fremdwort, ja auch als so manches andere deutsche Wort, das wir Tag für Tag gedankenlos gebrauchen; z. B. Beigeordneter: ein Beigeordneter kann doch schließlich jeder sein, aber wir verwenden das Wort nun einmal nur noch für den Begriff des beigeordneten Bürgermeisters; und ähnlich ist es mit Amtsanwalt, mit Hauptmann(!) (vgl. S. 124), mit Schriftsteller (vgl. S. 141), mit Flügel (als Musikinstrument), mit Schneider (vgl. S. 104), Tischler, und Hunderten von anderen Wörtern. Und was heißt denn eigentlich, um doch auch einmal wieder solch einem Fremdwort auf den Zahn zu fühlen, das englische baby? Es ist zunächst die Koseform von babe, und dieses wieder wahrscheinlich eine solche von älterem baban; dieses aber ist natürlich nichts anderes als deutsches Baba, Papa, Mama, d. h. lautliche Darstellung der ersten Lallens des Kindes. In baby mit seiner neuenglischen Aussprache ist nun aber von diesen Naturlauten nichts mehr vorhanden als die Mitlauter, und da täten wir denn doch wahrhaftig besser, die kleinsten Kindelein zu nennen, wie man es früher in meiner bergischen Heimat tat, nämlich „Baba-Ditzchen“; das ist noch lautmalend, aber es ist auch deutsch. Außerdem aber findet ein treues deutsches Mutterherz von selbst so viele Kosenamen für seine kleinen Lieblinge, weshalb denn nun „im Verkehr“ trotzdem immer nur dieses alberne „Baby“? Gebt ihnen Namen, welche ihr wollt, ihr deutschen Mütter, aber wählt deutsche, und jagt das englische baby hinaus aus der deutschen Kinderstube, wo es ebensowenig hineinpaßt wie unser „Nesthäkchen“ in die englische nursery!

„Aber die armen Baby-Basare?“ höre ich fragen. Na mögen sie sich Erstlings-Basare nennen oder wie immer, aber deutsch! Und möchten sie uns doch nicht Geräte anbieten, auf denen „Baby Toilet“ oder ähnliches steht! Es wird wirklich nicht Englisch gesprochen in der deutschen Kinderstube. Und ihr deutschen Mütter, ich rufe euch wieder auf: Wehret euch doch gegen diese Zumutungen, gegen diese Beleidigungen eures Deutschtums! Verweigert die Annahme von Geräten mit fremdsprachigen Aufschriften und verlangt solche mit deutschen! Ihr braucht es euch wirklich nicht gefallen zu lassen, daß euch das „Heiligtum“ des deutschen Hauses zur nursery entweiht wird.

Und dann: Erziehet doch eure Kleinen im Sinne des Sprachvereins! Lehrt sie von frühester Jugend an so deutsch wie eben möglich denken und sprechen! Bringt ihnen vor allen Dingen keine solchen Fremdwörter bei, die schon allenthalben verfemt sind, und nehmt euch dabei zunächst einmal selbst in strenge Zucht! — Ging ich da neulich an einem kleinen, etwa siebenjährigen Mädchen vorbei, das sagte zu einer Schulgenossin: „Fünfzehn Pfennig mußt ich geben für es Kuweehr un den Briefbogen.“ So, vermeintlich französisch, sprach es das Fremdwort „**Couvert**“ aus, für das sich doch weit und breit der Briefumschlag bereits eingebürgert hat, das es aber wohl zu Hause trotzdem immer noch zu hören bekam, und sicherlich auch nur in so schöner, vermeintlich französischer, Aussprache. Und wie können unsere Kleinen meist, wie sie es von den Großen, vor allem von den lieben Tanten und von den Dienstboten, immer hören, das liebliche „**Atjöh**“ in allen Tonarten süß flöten und dumpf brummen: vom höchsten und zartesten „tjeei“ bis zum tiefsten und derbsten „tschschöh“, von „adjees“ bis tschüß“, und von „hatjöh“ bis zum italienischen „addio“! Wie sinnlos ist doch auch dieses Abschiedswort, das zudem im Französischen gar nicht einmal beim alltäglichen Abschiednehmen ver-

wendet wird wie bei uns. Wer denkt sich denn noch etwas bei seinem „atjöh“? Und wer könnte sich überhaupt bei solcher Aussprache etwas dabei denken? Wieviel schöner und deutlicher sind doch unsere deutschen Grüße: Leb wohl! Auf Wiedersehen! Gute Nacht! u. a. Und wenn wir uns auch bei ihnen nicht gerade immer genau auf ihren Inhalt besinnen, wenn wir „nmorgen“, „ntag“, „nabend“ gedankenlos und gewohnheitmäßig zu sagen pflegen, — gebraucht einmal einer solchen Gruß zu außergewöhnlicher Zeit, flugs denkt der Begrüßte doch nach. So pflege ich, um das „atjöh“ zu vermeiden, beim Verabschieden in Läden usw., wo mir „Auf Wiedersehen“ zu freundschaftlich klingt — oder zu „intim“, wie es so schön heißt — den Eintrittsgruß, also auch je nach der Tageszeit „Guten Tag“, zu wiederholen. Und weshalb sollte man es auch nicht tun, wenn „Guten Abend“ oder „Guten Morgen“ gerade nicht zur Tageszeit paßt? Im Süden geschieht es allgemein, dort sagt man sich sogar auch „Guten Nachmittag“, beim Kommen sowohl wie beim Gehen; aber hier bei uns befremdet selbst „Guten Tag“ beim Abschied. So verabschiedete ich mich kürzlich von einem Ladengehilfen um 11 Uhr vormittags mit diesem Gruße; obgleich ich ihm schon den Rücken gekehrt hatte, fühlte ich den „hörbaren Ruck“, den sein Sprachgewissen erlitt, denn erst nach einer kleinen Pause stammelte er gleichfalls „Guten Tag“ und, da sonst niemand im Laden war, hat er sicherlich noch nachgedacht über den sonderbaren Heiligen, der so kurz vor Tisch nicht mehr das landesübliche „Morgen“ sagte, auch nicht „Tjöe“, sondern nur „Guten Tag“. Aber so kann man die Leute zum Nachdenken und zum Nachahmen erziehen, wennschon es manchem solchen eifrigen Erzieher, wenn er gerade den Kopf voll hat, doch so gehen kann, daß er selber noch einmal auf den Leim geht und auf „Atjöh“ selbst mit „Atjöh“ antwortet. Also weg mit diesem undeutschen Gruß! weg mit ihm vor allem aus der

deutschen Kinderstube; denn wird er dort vertrieben, dann ist ihm das Leben schon schwer genug gemacht!

Bekanntlich fragen die Kinder vom vierten Lebensjahre an oft mehr, als der Weiseste beantworten kann. Aber wir Deutsche machen uns dieses Beantworten unnötig noch schwerer, wenn wir so viele Fremdwörter in der Kinderstube dulden. Wie sollen wir den Kindern „Baby", „Couvert" und „Adieu" erklären, wenn die berühmte Frage kommt: „Warum heißt es Baby, Vater?" „Mutter, warum sagt man Adjöh?" „Was heißt das, Kuwähr?" Kleinling aber und Briefumschlag und Guten Tag, Auf Wiedersehen, Leb wohl — das können wir ihnen sehr leicht klar machen. Und ebenso geht es mit Trottoir und Schrittweg, mit Serviette und Mundtuch, mit Douche und Brause, mit Maccaroni und Röhrnudeln, Visite und Besuch, Chaussee und Landstraße, Vagabund und Landstreicher, Toilette (oder Garderobe) und Kleiderständer, Konditor und Zuckerbäcker, Cakes und Knusperchen, Dessert und Nachtisch usw. usw., denn die deutschen Wörter versteht das Kind von selbst, es erklärt sie sich unbewußt aus Begriffen, die ihm ganz geläufig sind, es kann sich etwas darunter vorstellen; mit den Fremdwörtern aber weiß es gar nichts anzufangen, und — Hand aufs Herz! — wie viele Eltern wissen es selbst nicht!

Das Kind hört Buchstaben und Laute, es verbindet bestimmte Begriffe damit, weil die Eltern das selbe tun, und wenn es sie sich auch nicht immer erklären kann, es versteht sie wenigstens; wie gerne es aber selbst zu erklären versucht, haben wir doch vorher am Schornsteinfeger gesehen (S. 45); das geht aber nur bei deutschen Wörtern, bei den fremden versagt selbst diese Kunst des Kindes. Und uns Alten geht es mit der lieben Gewohnheit ja gerade so, und selbst begeisterten Vorkämpfern der Sprachreinheit und -Schönheit widerfährt es oft, daß sie eben nachplappern was sie hören (siehe

Adieu), und eben drum sollen wir den Kindern nur Nachahmenswertes vorsprechen.

Sehr erfreulich ist ja allerdings, daß sich eine ganze Menge von neuen, amtlich eingeführten Fremdwort-Verdeutschungen bei uns einbürgert, ohne daß wir es eigentlich merken; sie sind zu bekannt, als daß sie hier aufgezählt zu werden brauchten. Aber ohne viel Aufhebens entstehen auch viele andere nichtamtliche neue, oder tauchen manche alte neuerdings wieder auf, die noch erst vorsichtig tastend ihren Weg suchen. Manchen dieser Wörter ist es zu wünschen, daß sie vor und nach bekannter werden; so sind mir in jüngster Zeit in der Täglichen Rundschau, und z. T. auch in anderen Blättern, folgende Wörter aufgefallen: Aufflammung für Explosion, bebildern und Bebilderung für illustrieren und Illustration, Bratscher für Bratschist, Hörsamkeit für Akustik, Leitbild für Ideal, Rundteil für Rondell, Straßengänger für Passant, Thronforderer für Prätendent, triebhaft für instinktiv. Wer weiß, wie bald das eine oder andere von diesen Wörtern sich unvermerkt weiter verbreitet? es gehört eigentlich nur ein bißchen Glück dazu.

Aber man kann auch Pech haben mit Verdeutschungsversuchen. Da soll jüngst ein Staatsanwalt ein Schreiben „An den Zeitungsschreiber N. N." geschickt haben, der das aber „unter Verwahrung gegen die unpassende Bezeichnung" zurücksandte; der Staatsanwalt soll dann geantwortet haben, er habe das Wort statt des Fremdwortes **„Journalist"** gewählt, weil die Amtssprache deutsch sei, er werde den „Zeitungsschreiber" aber nun künftig als „Schriftsteller" anreden. Das dürfte dem „Journalisten" recht sein, obgleich weder jeder Schriftsteller ein Journalist, noch jeder Journalist ein Schriftsteller ist. Was würden die Journalisten aber erst dazu sagen, wenn man sie „Blättler" nennen wollte, wie das einmal Goethe — allerdings wohl im Hohne — getan

haben soll, oder „Zeitunger“, wie auch einmal vorgeschlagen worden ist! Unerhört zwar wären auch diese Wörter nicht, sie müßten gleichfalls nur ein bißchen Glück haben, wie es einstens ja auch der „Journalist“ gehabt hat, der im Grunde genommen garnichts anderes zu sagen weiß als sie.

Darf ich vom Zeitunger noch einmal zum Baby zurückkehren, so möchte ich noch ein paar Worte sagen über ein paar Wörter, mit denen erzürnte Eltern ihre Kinder oft zu schelten pflegen, wenn sie sie nicht mehr mit dem süßen Namen Baby rufen, nämlich: Gören und Blagen. Das zweite dieser Wörter ist als „das **Blag**“, aber auch als „die Blage“ (Einzahl) in vielen Gegenden Deutschlands gebräuchlich, namentlich im Nordwesten, in Niederhessen, am Niederrhein, in Westfalen, auch in den Niederlanden. Die meisten aber, die es anwenden, werden es sich nicht erklären können; es ist auch nicht leicht, und Verschiedene haben sich auf verschiedenen Wegen an es herangewagt: Einige glauben, es hänge mit „Plage“ zusammen, da die Kinder der Eltern Plage seien, einige nennen es nur eine Umstellung von „Balg“, womit man ja auch Kinder schelten hört; andere meinen, es sei nichts anderes als die niederdeutsche Form von ‚blau‘, man sage: „Na, so blau!“ man nenne einen Gelbschnabel: „Du blaje Snute“, die Blagen heiße also „die Dummen“; wieder andere bringen es mit dem bergischen „Plangen“ = Lappen, Tuch zusammen (Schöttelplangen = Schüssel-, Abwischtuch; Waschplangen = ein gewaschenes Stück Zeug). Diese letzte Erklärung dürfte die wahrscheinlichste sein, auch Grimm stellt es zu dem niederdeutschen „Plack“ = abgerissenes, abgeschnittenes, angesetztes, angeklebtes Stück Zeug, der ans Kleid angesetzte Zwickel; also ganz die Vorstellung von norddeutschem **Göre**, das auch das selbe ist wie „Gere“, der Zwickel am Kleide; Grimm weist auch auf litauisches skwernas hin, das gleichfalls Rock-

zipfel bedeutet, aber auch als Scheltwort für Kinder gebraucht wird. Also in verschiedenen Gegenden die gleiche merkwürdige Benennung: das Kind wird durch einen ans Kleid angesetzten Zwickel bezeichnet.

„Göre" und „Gehre" wäre demnach das selbe Wort; daß dieses bei den Zimmerleuten einen Winkel bedeutet, bei den Näherinnen einen Zwickel im Hemde, und bei Flurnamen ein keilförmiges Stück Land, sowie daß das alte Wort Ger = Wurfspeer das selbe ist, dürfte allgemeiner bekannt sein; in holsteinischen und anderen norddeutschen Flurnamen der Art will man es neuerdings zwar anders erklären, nämlich aus polabischem gora (vgl. auch Tschernagora = Schwarze Berge = Montenegro; vgl. über tschern S. 46). Gier und Gehre = Keil(stück) kommen auch vielfach in Namen von Straßen vor, die im spitzen Winkel in eine andere münden: so Gehrenweg, Gierenweg, Am Geeren, vielleicht auch **Giergasse** (in Bonn). Dieser Bonner Straßenname hat schon zu den verschiedensten Deutungen Anlaß gegeben; man hat ihn eben zu Gier, Gehre stellen wollen; man hat ihn erklären wollen als Kürzung von Giertrudgasse, weil im siebzehnten Jahrhundert mehrfach die Schreibungen Giertgasse und Gietgasse vorkommen, und weil eine Gertrudkapelle am Ende der Gasse steht; man hat endlich gemeint, er hänge mit dem Schifferausdrucke „gieren" zusammen: an der Mündung dieser Giergasse auf das Rheinwerft war nämlich von jeher die Überfahrtstelle, von der die Nachen aufs andere Ufer hinüber gieren (= schräge fahren) mußten, wie es später die **Gierbrücke** tat, ehe man eine feste Brücke errichtete. Solcher Gierbrücken gibt es auf dem Rheine zwischen Gernsheim (bei Mannheim) und Emmerich noch ungefähr ein Dutzend; der Name hängt wohl unzweifelhaft mit dem Schifferausdrucke „gieren" zusammen, der eben schräge fahren, d. h. bei der Fahrt gegen die Strömung in der Gierung, im Winkel fahren bedeutet:

solche Brücke steht bei der Überfahrt immer schräg, beschreibt bei der Fahrt einen stumpfen Winkel, sie giert eben. Ganz bestimmtes darüber wird wohl erst bekannt werden, wenn im Grimmschen Wörterbuche einmal alles Verwandte zusammengestellt ist, aber es ist ganz anregend zu sehen, auf wie verschiedene Weise man s. Z. versucht hat das Wort zu erklären, als ich vor etwa zehn Jahren die Frage nach seiner Herkunft zuerst aufwarf. Man hat da versucht, es aus dem griechischen γῦρος (Kreis) zu erklären, weil die Brücke bei der Überfahrt ungefähr einen Bogen beschreibt, so daß die Gierkette als Halbmesser des vom Ufer zu Ufer beschriebenen Kreisabschnittes zu betrachten wäre; andere meinten, es bedeute Kehrbrücke, d. h. eine Brücke, die immer wieder zurückkehrt, ohne zu bedenken daß es dann am Rheine Kierbrück lauten müßte, nicht aber Fierbrück, und im Holländischen — wo das Wort auch vorkommt — keerbrug, nicht gierbrug.

Einen sehr eingehenden Beitrag lieferte ein in der Seemannssprache überaus bewanderter Gelehrter, der Marine-Oberpfarrer Gödel in Wilhelmshaven. Nach ihm hat die nhd. Seemannssprache das Wort „gieren", wie so viele, aus dem Niederdeutschen übernommen, und es hat verschiedene Bedeutungsabstufungen. Eine Gierbrücke ist eine Drehbrücke, sie dreht sich um das oberste, verankerte Boot als festen Mittelpunkt eines zu denkenden Kreises; ihre Bahn bildet also eine Sehne von diesem. Die Grundbedeutung von gotischem gairnjan (gern wollen) steckt sowohl in begehren, als in gieren = schreien (der hungrigen Schweine) und in den Seemannsausdrücken leegierig und luvgierig; dieses „Gierigsein" bedeutet von der geraden Linie abweichen; die Gierbrücke beschreibt einen Bogen, das ist aber auch nichts anderes als „von der geraden Linie abweichen", und dies heißt eben gieren, etwa = ab begehren. — Das Gieren der Schweine, über das ich auch von anderer Seite dankenswerte Mitteilungen erhielt, wird man aber

doch wohl kaum mit unserem gieren = drehen, ablenken zusammenbringen können.

Kehren wir noch einmal zu den Göhren zurück, die uns durch die Giergasse auf die Gierbrücke führten! Sind sie unartig (man beachte: un-artig), haben sie also „keine Art" (= Lebensart), so verdienen sie wohl „ein paar Ohrfeigen". Mancher scheint nun nicht mehr an die Bedeutung von „**paar**" in solchen Verbindungen zu denken; ich habe wenigstens in letzter Zeit immer häufiger beobachtet, daß namentlich Frauen beim mündlichen und selbst, aber noch seltener, auch beim schriftlichen Gebrauche nicht allein, wie das ja fast allgemein geschieht, das „ei" in „ein paar" vollständig verschlucken und also „n paar Menschen", „n paar Jahre", „n paar Wochen" usw. sagen, sondern sogar das ganze Wörtchen „ein" auslassen, so daß kaum ein Hauch davon übrig bleibt, also: „ich komme in paar Tagen wieder", „es waren nur paar Menschen dort", „ich lebte paar Jahre in Berlin" usw.; auch: „ich war nur paarmal da". Auch in die Zeitungen geht dieser Mißbrauch schon über; so habe ich einmal den Satz gefunden: „Sofort erboten sich paar fidele Kneipgenies, es zu unternehmen." In den „Fliegenden Blättern" fand sich kürzlich folgendes: „Voraussicht. Kavallerie-Fähnrich: Jung, warum bist du denn nicht bei einer berittenen Waffe eingetreten? — Infanterie-Fähnrich: Janz ejal, in paar Jahren habt ihr ja ooch keene Pferde mehr!" (— sondern nur Fahrräder, wie das Bild zeigt); ferner in der „Jugend" folgender Schüttelreim:

Paar wohlgemeinte, leise Hiebe
Erhöhn der Gatten heiße Liebe;

und in Siegfried Wagners Oper „Herzog Wildfang" soll folgende Stelle vorkommen:

Der Hase spricht verächtlich:
„Wärst du nicht so bedächtlich,
Tätst dir paar Beine kaufen
Und könntest mit mir laufen!"

Der Igel wurde grantig:
„Du zweifelst, ob gewandt ich?"

Mundartlich kommt es so auch bei Anzengruber (im G'wissenswurm) vor: „Vor paar Täg'n erst hat a Fuhrknecht da h'rumg'fragt". Ich finde diese Anwendung in keinem Wörterbuche belegt, denn die paar Beispiele bei Grimm aus Maaler beziehen sich auf das Hauptwort „Paar", nicht auf das Eigenschaftswort „paar". „Die paar Beispiele" sage ich da; das ist eine rein eigenschaftwörtliche Anwendung, die wohl neben schneller, allzuviel verschluckender Sprechweise und neben flüchtiger Schreibweise auch die häufige Unterdrückung des „ein" mit beeinflußt. Wird auf solche scheinbaren Kleinigkeiten aber nicht mehr geachtet, ebenso wie auf die Notwendigkeit, das Hauptwort „Paar" durch einen großen Buchstaben auszuzeichnen, was gleichfalls immer häufiger vernachlässigt wird, so wird sich — allerdings im Verlaufe natürlicher Sprachentwickelung — das „ein" bald ganz verflüchtigen und „paar" ganz zu einem unbestimmten Fürwort werden wie „einige, manche" usw.

Die Beifügung des bestimmten Artikels, des zueignenden oder hinweisenden Fürwortes gibt dem „paar" übrigens durchaus nicht immer den Beigeschmack des Herabsetzenden oder Verächtlichen, wie man häufig annimmt. Ich meine, es sei dies nur dann der Fall, wenn der Artikel oder das Fürwort den Ton trägt, während der Ton auf „paar" durchaus keinen verächtlichen Beisinn gibt; z. B. „Ich war nur fünf Tage in Berlin; aber in den paar Tagen habe ich die Stadt gründlich kennen gelernt", — während ein anderer verächtlich fragen könnte: „Was? In den paar Tagen willst du Berlin gründlich kennen gelernt haben?" — Oder: „Mit deinen paar Groschen willst du dich durchschlagen?" verächtlich, während der Angeredete stolz antworten könnte: „Ja, mit meinen paar Groschen will ich

schon fertig werden." — Dabei darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß bei der verächtlichen Redeweise der Ton auch auf dem „paar" liegen kann („Mit deinen paar Groschen willst du dich durchschlagen?"), nicht aber umgekehrt bei der einfachen, selbstbewußten auf dem Artikel oder Fürworte.

Wenn so bei der Kindererziehung von ein paar Ohrfeigen die Rede ist, kann man auch wohl hören, daß sie das **„einzigste"** Mittel seien für derartige Flegeleien o. ä., — das einzigste, denn mancher weiß nicht mehr, daß einzig doch schon einen höchsten Grad, einen Superlativ, bezeichnet und also nicht gesteigert werden darf.

„Das sind doch **Binsenwahrheiten,** die jeder weiß", ruft mir da vielleicht mancher entgegen; — „wissen sollte", ja, — doch bleiben wir mal bei den „Binsenwahrheiten", denn das ist auch so ein Wort, über das mancher keinen Bescheid weiß, und über das auch schon viel geschrieben worden ist. So veröffentlichte der alte Sanders einmal, was ihm Alfred Bauer in Paris dazu geschrieben hatte:

„Binsenwahrheit. Dieses mir längst ganz geläufige Wort fehlt bis jetzt noch in allen mir bekannten Wörterbüchern. Es ist etwa gleichbedeutend mit ‚banausische Wahrheit', also = gemeine, platte, landläufige Wahrheit (frz. une vérité banale, une vérité qui court les rues, familiär: une vérité de La Palisse). Ich suchte längst nach einer Belegstelle, als mir kürzlich ein glücklicher Zufall eine solche in die Hände spielte, Zeitschr. für französische Sprache und Literatur, herausg. von Dr. Behrens, Bd. XV (1893) S. 57 in einer Rezension von Ernst Müllers trefflicher deutscher Übersetzung des alten französischen Rolandsliedes (Hamb. 1891):

> ‚Es ist freilich eine Binsenwahrheit, daß das Original (einer Übersetzung) eine ganz eigentümliche Wirkung hervorbringt, der keine Kunst des Übersetzers gleichkommt.' (Ernst Weber.)

Eine etymologische Erklärung dieses Ausdrucks zu finden, ist mir noch nicht gelungen. An eine etymologische Umbildung von banausisch ist wohl nicht zu denken. Vielleicht erfreut uns Dr. H. Schrader mit einer seiner sinnigen Deutungen. — Nachschrift: Das Vorstehende war geschrieben, als ich das Wort in Ihrem Ergänzungswörterbuch vorfand, leider aber ohne Angabe der Bedeutung. Vielleicht ist der neue Beleg willkommen, und die Zeitschrift sagt ein Wort über die Bedeutung."

Sanders selbst antwortete wie folgt: „In meinem Ergänz.-Wörterb. S. 601a habe ich das fragliche Wort unter den Zusammensetzungen von Wahrheit mit zwei Belegstellen (wozu ich noch eine dritte angemerkt habe: Nat.-Ztg. 47. 547) und mit der (von Herrn Alfr. Bauer übersehenen) Bedeutungsangabe = „ohne Knoten, Schwierigkeit" und mit dem Hinweis auf Binse aufgeführt. Unter „Binse" (S. 77a) aber steht: „s. auch Knoten 3" und unter Knoten 3 heißt es in meinem Wörterb. I. S. 961 c 2a: „oft zur Bezeichnung einer Schwierigkeit, insofern man über Knoten nicht leicht und glatt fort kann, Einen die Auflösung und Entwirrung aufhält usw." und unter den Belegen dazu die Stelle aus Wieland 24, 64: ‚Es gehörte wirklich eine ganz eigene Liebhaberei, „Knoten in Binsen zu suchen" dazu, die Sache so außerordentlich schwer zu finden und selbst ohne alle Not einen Knoten nach dem anderen in die Binsen zu knüpfen, bloß um das Vergnügen zu haben, sie wieder aufzulösen'. — Ich darf Ihnen mit freundlichstem Gruße zum Schluß wohl den horazischen Vers zurufen:

> Si quid novisti rectius istis,
> Candidus imperti, si non, his utere mecum.

Alles Gute!"

Die anderen beiden (leider nicht ausgeführten) Belegstellen, die Sanders gibt, sind: „Gegenw. 17, 1b; Menzel Denkw. 414".

Kußmaul aber hat in seinen „Jugenderinnerungen“ geschrieben: „Das Pfeifenrauchen erzeugte in Heidelberg auch einen besonderen Handelszweig, den Binsenhandel. Das durchaus notwendige, häufige Reinigen der Pfeifenrohre ließ sich am besten mittelst sogen. Binsen ausführen ... Unter Binsen verstand man die langen und steifen Halme einer hohen Grasart, der Molinia coerulea, die auf den Berghalden um Heidelberg in Menge wächst. Mit eigentlichen Binsen haben diese Grashalme wenig gemein. — Den Handel damit betrieb ein Mensch von kretinischem Aussehen, aber spekulierendem Sinn, der auf dem Schloßberg Haus und Familie besaß. Er schnitt und sammelte die reifen Halme, trocknete sie vollends, band sie zu Büscheln, brachte und verkaufte sie den Pfeifenrauchern in den Wirts- und Privathäusern. Er reiste sogar mit seiner Ware und war an vielen deutschen Universitäten als Heidelberger Binsenbub bekannt. Da er sich beschränkter stellte, als er war, so galt er bei den Musensöhnen für das Urbild geistiger Beschränktheit, und man nannte „Binsenwahrheiten“ solche, die sogar der Binsenbub verstand. Der Ausdruck ist aus der Studentensprache in die Schriftsprache übergegangen, seine Herkunft dürfte vergessen sein.“

Mir scheint es doch, so anregend und hübsch auch Kußmauls Hinweis auf den blöden Heidelberger Binsenbub ist, den auch andere kennen, daß Kluge, Sanders, sowie Creizenach und Eisele, Recht haben, daß die Binsenwahrheit eng mit der lateinischen Redensart „in scirpo nodum quaerere“, wie sie auch Wieland in der von Sanders angeführten Stelle deutsch übersetzt anwendet, zusammenhängt und somit einfach „die (binsen) glatte, knotenlose, nackte Wahrheit“ bezeichnet; jene war im Humanistenlatein des sechzehnten Jahrhunderts ganz geläufig, wurde aber auch z. B. noch 1866 in Berlin vielfach in akademischen Disputationen gehört.

Das Wort gehört übrigens jetzt einigermaßen zu den Modewörtern, man findet es ziemlich häufig.

Hier sei noch bemerkt, daß Sanders in dem selben 9. Bande seiner Ztschr., auf S. 288, auch eine andere, bis dahin nicht belegte Zusammensetzung mit „Binse" belegt, **„Binsengefecht"**, und zwar aus Schillers Aufsatz „Die Räuber. Ein Schauspiel, von Friedrich Schiller. 1782." in der histor.-krit. Ausg. II. (1867), wo es auf S. 358, Z. 9 heißt:

> „Daß die hitzigsten Angriffe und Kabalen des Lasters nur Binsengefechte gegen die siegende Tugend sind."

Sanders erklärt dies: „wohl für Gefechte mit den schwächsten, zerbrechlichsten Waffen usw.", und weist darauf hin, daß diese Zusammensetzung sowohl in den übrigen Wörterbüchern wie in seinem eigenen Ergänzungs-Wörterbuche noch fehlt.

Was aber heißt: **„in die Binsen gehen"?** Man kann die Redensart verschieden erklären: stellt man sie neben die ähnlichen, „in die Wicken, die Rüben, die Pilze, die Nüsse gehen", so legt das gemeinsame der Geringwertigkeit dieser Früchte die Deutung „wertlos werden" nahe, und sie alle bedeuten ja wohl meist „sterben und verderben". Anderseits: wo Binsen im Moor stehen, da ist der Hineingeratende rettungslos verloren. Und wiederum: wer in die Nüsse geht, in die Pilze geht, sie zu sammeln, der ist eine Zeitlang den Blicken entschwunden — so auch, wer in die Binsen geht; aber was sollte er da suchen? Die beste Erklärung scheint mir die der Jägersprache entlehnte zu sein, der wir ja so manches schöne Bild verdanken: wenn ein Feldhuhn oder ein Hase sich in die dichtrankenden Wicken flüchtet, wenn eine Ente sich in die Binsen zu retten versteht, dann können ihnen die Hunde nicht folgen, und für den Jäger ist die Beute dann eben „in die Binsen gegangen".

Statt der Wendung „das sind Binsenwahrheiten" kann man auch, worauf auch Bauer hinwies, zu-

weilen hören, „das ist ja **banausisch**"; dann ist dieses Wort aber nicht ganz richtig angewendet, denn es soll eigentlich gleichbedeutend sein mit „unedel, von niedriger Gesinnung, philisterhaft", woraus sich ja allerdings leicht die Bedeutung „alltäglich" entwickeln kann. Das Wort stammt aus dem Griechischen, es lautet da βάναυσος und bezeichnet zunächst den am Feuer (βαῦνος, der Ofen) Arbeitenden, dann den mechanischen Handwerker, so den Handwerker schlechtweg, alsdann den Handwerker im Gegensatze zum Kopfarbeiter, auch den „Philister", Gevatter Schneider und Handschuhmacher, endlich den Emporkömmling, der sich aufspielt und durch Anmaßung und Prunk über seinen Bildungsmangel hinwegzutäuschen sucht. Erst am Ende des vorvorigen Jahrhunderts ist das Wort, wie Arnold jüngst nachgewiesen hat, aus der Gelehrtensprache durch Stolberg in die allgemeine deutsche Schriftsprache eingeführt und dann namentlich durch seine Fehde mit Voß allgemeiner verbreitet worden (s. Kluges Zeitschrift für deutsche Wortforschung 5. 257 ff.).

Nun sage man mir nicht, es sei banausisch das Wort **Enkel** zu erklären, oder ich trage da Binsenwahrheiten vor. Nein, so alltäglich das Wort ist, wie viele außer den Sprachgelehrten haben sich denn wohl schon um seine Entstehung bekümmert? Wie viele ihm auf den Grund zu kommen gesucht, obgleich es doch nicht so sprechend deutlich ist wie etwa Großvater? Höchstens hat es schon manches Verwunderung erregt, daß man den Fußknöchel mit dem selben Worte bezeichnen kann wie den Großsohn oder das Kindeskind. Das Wort ist allerdings ein recht seltsames, denn es bedeutet in Wirklichkeit „Großväterchen", gerade wie das lateinische Wort für Oheim (avunculus von avus, der Großvater). Im Mittelhochdeutschen war dieses Wortes Form noch eninkel oder enenkel, wie sie übrigens noch jetzt in dem meist unverstandenen Familiennamen Einenkel erhalten ist, und das

althochdeutsche enenchilî ist eben nichts anderes als ano, der Ahn, mit der Verkleinerungsendung -inkel, die dann Umlaut des a zu e bewirkt hat, also „Ahnlein, kleiner Ahn, Großväterchen". Das Wort scheint merkwürdigerweise in allen anderen germanischen Sprachen zu fehlen, und wie z. B. auch Luther noch und andere Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts es nicht kennen und statt seiner „Neffe" gebrauchen, das nichts anderes ist als lateinisches nepos, so heißt der Enkel im Holländischen kleinzoon, im Englischen grandson, im Schwedischen sonson und dotterson (Tochtersohn). Jenes lateinische nepos aber, von dem sowohl unser „Neffe" wie auch französisches neveu und englisches nephew herstammen, bedeutet zunächst Enkel, und dann erst Neffe, wie denn ja auch andere Verwandtschaftsbezeichnungen, in unserer Sprache nicht minder als in anderen, von schwankender Bedeutung sind; es sei hier dazu nur an Muhme und Base erinnert.

Das andere Wort „Enkel" aber, für Fußknöchel, heißt althochdeutsch enchil, anchal. Englisch lautet es bekanntlich ankle, altenglisch aber oncleow, ancleow; diese Formen sowohl wie altnordisches okkla, holländisches anklaauw legen den Gedanken an eine Verwandtschaft mit „Klaue" nahe, doch ist noch nichts Bestimmtes darüber bekannt.

Betrachten wir einmal ein anderes, uns ganz geläufiges, und in seinem Begriffe ganz klar umrissenes Wort genauer, das wir fast täglich gebrauchen — **Bürgermeister;** in der jetzigen Form heißt es genau genommen „Meister der Bürger", und wenn nun unsere Bürgermeister heute noch keinen Namen hätten, und man wollte ihnen erst einen geben, oder sie hätten einen fremden und man wollte den verdeutschen, und man bildete ein neues Wort „Bürgermeister" und schlüge das vor, so würden sich nicht allein sie, nein auch unzählige nichtbürgermeisterliche Deutsche mit Händen und Füßen dagegen sträuben. Wie könne man es

wagen, sie so ähnlich zu benennen wie Schneidermeister, Schreinermeister und Küfermeister? Aber an dem alten Worte stößt sich kein Mensch, und es hat doch einst viel richtiger „Burg(e)meister gelautet, ehe es im 16. Jahrhundert durch die neuere und falsche Form verdrängt wurde.

Und wer stößt sich an dem althergebrachten **„Hauptmann"?** würde sich aber — Hand aufs Herz! — nicht stoßen an einem neu einzuführenden? Hildebrand hat einmal im Anschluß an dieses Wort gar hübsch die Bedeutungsentwickelung von „General" dargestellt (Vom Sprachunterricht S. 213 ff.), — General, das ja doch eigentlich nur ein Eigenschaftswort ist und „allgemein" oder „hauptsächlich" bedeutet. Kurz ist das so: ganz ursprünglich gibt es natürlich nur einen einzigen Haupt-Mann; als die Vergrößerung der Heere mehre Hauptleute erforderte, machte man einen von ihnen zum „obersten Hauptmann", also eigentlich zum Haupt-Hauptmann; aus diesem „obersten Hauptmann" wurde der „Oberst" — dem ja auch das Hauptwort fehlt ebenso wie dem General — und als dieser Obersten dann mehre nötig wurden, machte man einen von ihnen zum „General-Oberst", gleichsam „Oberst fürs Ganze"; der „General" aber wieder löste sich bald vom „Oberst" los, und als der Generäle nun auch viele vorhanden waren, da nannte man ihren obersten oder Haupt-Mann gar den „Generalissimus". — „Major" aber, das sei hier auch noch angedeutet, entbehrt ebenso wie Oberst und General eigentlich eines zugehörigen Hauptwortes, da es doch gleichfalls nur ein Eigenschaftswort ist und nur „größer" heißt.

Ganz geläufig ist uns auch z. B. das Wort **Wimper,** und doch muß es dem Nachdenkenden als etwas recht Sonderbares vorkommen. Und wirklich: ähnlich wie aus junckrouwe neuhochdeutsch die abgeschwächte Form Jungfer, gesprochen meist Jumfer, entstehen konnte, und wie aus entfangen emp-

fangen, aus entfinden empfinden, also aus ent vor Lippenlauten em- wurde, so entwickelte sich auch Wimper aus wintbrâwe, das eigentlich „die sich windende Braue“ heißt. Sehr anregende und feinsinnige Bemerkungen über diese lautliche Entwickelung findet man in Rudolf Hildebrands „Gesammelten Aufsätzen und Vorträgen“ (S. 90—97).

Und wer denkt wohl etwa an die Entstehung des Eigenschaftswortes **„scheckig“**, wenn er von einem scheckigen Pferde spricht? Wer denkt daran, daß es mit Schach zusammenhängt (franz. échec) und ebenso gebildet ist wie englisches checky, das gewürfelt (karriert), auch geviert bedeutet? Andere stellen es allerdings mit mhd. schekke, der gestreifte Leibrock, zusammen, das selbst aber dunkler Herkunft ist.

Eine andere Frage: Wie häufig ist von **Venezuela** die Rede, und wie wenige wissen, woher dieser Name kommt? Wer dächte wohl, wenn es ihm nicht zufällig ein Lehrer in der Schule gesagt hat, was aber denn die meisten wohl wieder vergessen haben, daran daß Venezuela nichts anderes heißt als „Venediglein“, „Klein-Venedig“? Und wie das kam? Als Kolumbus und seine Genossen, Ojeda und Amerigo Vespucci, 1498 von der Mündung des Orinoko immer weiter westwärts vordrangen, fanden sie am Golfe von Maracaibo auf der Landenge des heutigen Coro ein auf Pfählen erbautes Dorf, dessen Häuser durch Brücken miteinander verbunden waren; das erinnerte den Amerigo Vespucci an das vaterländische Venedig (Venezia) und so ist die Bezeichnung Venezuela aufgekommen.

Und nun wieder etwas ganz anderes: heißt es eigentlich der **Schalter** oder das Schalter? Mir ist nur „der Schalter“ geläufig; aber auf dem Bonner Staatsbahnhofe weist seit einiger Zeit ein Schild auf ein „drittes Schalter“ hin. Die Wörterbücher von Grimm, Heyne und Paul kennen nur männliches „Schalter“; die von Sachs-Villatte und

Muret-Sanders sagen, es käme „auch weiblich“ vor, also die Schalter; Sanders belegt diese weibliche Verwendung aber nur aus zwei Werken des pfälzischen Dichters Ludwig Philipp Hahn aus den Jahren 1776 und 1778 und bringt schließlich auch im Ergänzungsbande drei Belege für sächliches Schalter, darunter einen aus Goethes Übertragung des Hohen Liedes. Ob die sächliche Anwendung allgemeiner gebräuchlich ist, ist noch nicht festgestellt, im Eisenbahnwesen ist sie aber offenbar amtlich bekannt. Erklären kann man sie am besten aus einer Verkürzung von „das Schalterfenster“, während „die Schalter“ vielleicht auf Verwechselung mit „die Schalte“ beruht, das die dünne Holzwand, das Schleusenbrett, die Ruderstange bedeutet, dann aber auch das durch die Ruderstange Fortbewegte, einen Fährkahn, den man z. B. noch bei uns am Rheine eine Schalde nennt.

Und nun abermals ein kleiner Sprung: wir sahen schon vorher (S. 7 ff. u. 52 f.) wie leicht Redensarten falsch verstanden und entstellt werden, weil sie immer wieder und wieder vorkommen und oft obenhin und flüchtig ausgesprochen werden; ist es da wunderbar, wenn z. B. die in der Form ohnehin etwas ungewöhnliche Wendung **„Wes das Herz voll, des geht der Mund über“** verändert wird zu: „Wessen Herz voll ist, dem läuft der Mund über“? Ist schon die richtige Fassung der bekannten Bibelstelle, in ihrem zweiten Teile namentlich, reichlich derb, so gewinnt diese Derbheit in jener neuen Fassung, die vielleicht volkstümlich und weiter verbreitet ist, noch ein gut Teil an Anschaulichkeit.

Ganz bekannt ist die Redensart **„Paroli bieten“**; jedermann kennt sie in dieser Form, weiß aber kaum, daß sie eigentlich so ganz falsch ist, und daß es statt „bieten“ „biegen“ heißen müßte. „Paroli“ ist nämlich französischen Ursprunges, soll entstanden sein aus „par au lit“ (gleich der [ersten] Lage), bezeichnet die Verdoppelung des ersten Satzes beim

Spiele nach etwaigem Gewinne, und dann auch das Ohr, den Kniff, den man zum Zeichen dafür in die Karte biegt. Es ist leicht erklärlich, daß sich aus der Übersetzung „ein Paroli auf den König biegen" oder „dem König ein Paroli biegen" für „faire un paroli au roi" die neue Form „Paroli bieten" entwickeln konnte. Wenn auch die Franzosen „paroli" betonen, so ist es für uns Deutsche richtiger „Pároli" zu sagen, als „Paróli" was man häufig hören kann.

Die umgekehrte Ersetzung — von bieten durch biegen — liegt an folgender Stelle in Gutzkows „Uriel Acosta" vor (11. Auflage, Jena 1882, S. 67:)

Auch Judith,
Manasses Tochter, die Prophetin Baals,
Die meinem Fluch die Spitze biegen wollte,
Bat oft um Einlaß —

Die bekannte Wendung **„die Spitze bieten"** ist, wie jedermann weiß, der Fechtkunst entnommen. Die Wörterbücher, auch Schrader im „Bilderschmuck" und Borchardt-Wustmann, scheinen nur diese Form mit „bieten" zu kennen; da aber nicht allein die späteren Auflagen des Uriel Acosta „biegen" haben, — was man ja als Druckfehler ansprechen könnte, — sondern selbst die erste Ausgabe vom Jahre 1853, deren Druckberichtigung Gutzkow selber besorgt hat, so wird der Dichter das Wort „biegen" absichtlich gebraucht haben und sicherlich hat er es gemeint im Sinne von „krumm biegen, abbiegen"; also: dem Fluche die Spitze abbiegen, die Spitze, nehmen, oder — wie man häufiger zu sagen pflegt — die Schärfe nehmen, den Fluch abschwächen. Es liegt demnach wohl kein Druckfehler vor, und biegen ist hier nicht mit bieten verwechselt worden.

Eine solche Verwechselung des Mitlautes stellen tatsächlich seit einiger Zeit manche Leute bei fiegen und fiechen an; da schreiben sie „die Quelle seines Erwerbes ist versiecht" statt versiegt, ebenso „alle starrten hin nach oben zu der versiechen-

den Lichtquelle", und anderseits „er geht leider allmählichem Siegtum entgegen" — ja, wäre denn das so schlimm, wenn es wirklich Siegtum wäre, und nicht Siechtum? Wenn sich die Leute doch erst Rats erholen wollten, ehe sie so dummes Zeug schrieben!

„Rats erholen" — wie ist das aber eigentlich zu erklären? Der alte Hildebrand schreibt dazu in seinen „Beiträgen zum deutschen Unterricht" (S. 121): „Wie man früher sagte, ‚sich von einem Eide erholen', d. h. einen Eid neu beginnen, falls man sich versprochen hatte, und der Eid damit ungültig ward, so auch sich erholen von einer Angabe oder Aussage, oder einer Rechtsbehauptung vor dem Gericht, bei der man sich versehen hat oder unsicher ist. In dem Falle erbat man vom Gericht die Erlaubnis, sich erst noch zu besprechen, entweder mit dem Rechtsanwalt (Fürsprech hieß er, was noch in der Schweiz in Geltung ist), oder mit der Sippe, die im Hintergrunde des Gerichtsraumes oder in einem Nebenraume dem Verlaufe des Verfahrens beiwohnte, um als Helfer zur Hand zu sein, auch z. B. als „Eideshelfer". Da ward denn mit den Helfern Rats gepflogen, um mit besserer Rede und sicherer wieder in das Verfahren einzutreten. Das ist das ‚sich erholen', entlehnt vom Waffenkampfe, wenn man nach einem Falle wieder in den Kampf trat. Der Genitiv râtes ist recht gut altdeutsch aus der Zeit, wo unser Genitiv in hoher Blüte war, ganz anders als jetzt: râtes, mit Berathung, mit Rathschlag; vgl. z. B. rings, eigentlich im Ringe; flugs, im Fluge, mit Flug."

Hildebrand stellt nun auch die Frage an das Sprachgefühl des Lesers, ob er „sich" als Dativ oder als Akkusativ nimmt oder fühlt? Er meint, wenn man das dunkle Sprachgefühl unbewußt walten lasse, werde man „sich" eher als Akkusativ denn als Dativ empfinden, und über das Tiedgesche Beispiel „Da kannst du dir am besten Rats erholen" komme niemand

ohne Anstoß hinweg. Ob aber wirklich der Dativ bei jedermann Anstoß erregt, der Akkusativ aber nicht? Ich persönlich muß gestehen, daß ich umgekehrt über den Akkusativ stutzig werde, und daß ich selbst den Dativ anwenden würde, weil er eben meinem bewußten Denken willkommener ist als der Akkusativ. Ist aber nicht auch das unbewußte Sprachgefühl geneigter zu sagen: „ich erhole mir Rats (gleichsam wie „ich hole mir", „ich erwerbe mir", „ich erlange") als „ich erhole mich Rats", zumal dieses allzusehr erinnert an „sich eines Schadens, von einer Krankheit erholen"? Im Muret-Sandersschen Wörterbuche wird auf S. 649 bei „erholen" das „sich" gleichfalls als Dativ erklärt; Probefragen bei einigen Leuten erzielten mir gleichfalls die Antwort: „Dativ". Als wirklicher Beleg dafür steht mir allerdings kein anderer zur Seite als jener aus Tiedge, während ich die von Grimm, Heyne und Sanders beigebrachten für Akkusativ noch um einen aus den „Zärtlichen Verwandten" des guten Roderich Benedix vermehren kann (3. Aufl. Leipzig 1894, S. 101): „bei mir allein mußt du dich Rats erholen". Und so mag doch Hildebrand recht haben: sich erholen, nicht „von einem (etwa falschen) Rate", auch nicht „sich (Dativ) Rat(es) holen", sondern „sich erholen (von falscher Aussage) mit Ratschlag". Aber weil wir eben Sinn und Entstehung der Wendung nicht mehr ganz gegenwärtig haben, schwanken wir in ihrer Form.

So geht es auch mit dem Zeitworte **sich erübrigen** für überflüssig sein. Diese Redeweise fiel mir in rheinischen Blättern auf; ich betrachtete sie zunächst als überflüssig, da wir ja ebensogut dafür sagen können: „es ist überflüssig", was kaum mehr Zeit in Anspruch nimmt. Auf eine Anfrage bei der Leitung der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins wurde mir die ganz richtige Antwort: „Was sich eröffnet, erweitert, ergänzt, wird

offen, weit, ganz; was sich erlustigt, erfrischt, erbittert, wird lustig, frisch und bitter; was sich erübrigt, wird übrig." (Jahrgang 1896, Sp. 174.) Im Sandersschen Ergänzungswörterbuche sehe ich jetzt den Ausdruck aus der National-Zeitung belegt. Ich habe ihn kürzlich immer häufiger gelesen, und stehe jetzt nicht an — Gewöhnung versöhnt ja — diese Wendung als Bereicherung unserer Sprache anzuerkennen. Weshalb soll man z. B. nicht sagen können: „Wäre ihm dies bewilligt worden, so hätten sich dadurch alle weiteren Schritte wegen der verabsäumten Einschreibung erübrigt"? oder: „Über andere politische Vorkommnisse im Zusammenhange zu berichten, erübrigt sich wohl heute; eine Empfänglichkeit dafür ist nirgends vorhanden"? und: „Auf diese Kindereien einzugehen, erübrigt sich"? Da nun aber bei dieser Redewendung das winzige Wörtchen ‚sich' die einzige Unterscheidung macht von der anderen „es erübrigt" = es ist noch übrig, die also gerade das Gegenteil ausdrückt, so verführt die neue Anwendung leider leicht zu groben Fehlern. Da heißt es denn einmal in einer Zeitung bei der Besprechung eines Buches: „Da der zweite Teil nichts Neues bietet, erübrigt es auf diesen einzugehen", wo das ‚sich' fehlt; — und ein anderes Mal: „Da der zweite Teil viel Neues bietet, erübrigt es sich auf diesen einzugehen", wo das ‚sich' überflüssig und falsch ist. Namentlich im Aktendeutsch wird dieser Fehler schon vielfach gemacht, da heißt es z. B.: „Der Berufungskläger hat Ausführungen darüber erbracht, wie eine Zusammenlegung ausgeführt werden müsse, und daß diesen Grundsätzen hier in N. nicht entsprochen worden sei. Es erübrigt hierauf einzugehen, weil es nur darauf ankommt, ob die Beschwerden des p. (wann fällt dieses törichte Kanzlei-„p." endlich mal ganz weg?) N. über die ihm zugeteilte Abfindung begründet sind oder nicht." Im Juristendeutsch soll sogar dieses einfache, nicht reflexive „erübrigen" in jenem Sinne gang

und gäbe sein, und man erklärt es aus der Verbindung „etwas (Geld) erübrigen" in dem Sinne von „etwas ersparen", woraus sich dann der Begriff des ‚Überflüssigen' ergab. — Jedes Falls steht die bedauerliche Tatsache fest, daß durch diese Neuerung, gleichviel ob Juristen oder Tagesschriftsteller ihre Erfinder sind, ein neuer heilloser, aber hoffentlich nicht unheilbarer Wirrwarr ins Sprachleben eingeführt worden ist; und gerade die Juristen hätten doch alle Ursache, sich so deutlich wie eben möglich auszudrücken! — Und der Fehler verbreitet sich leider wirklich schon. Bebel sagte in einer Rede im Reichstage nach der „Köln. Ztg." Nr. 933 v. 28. 11. 99: „Dadurch erübrigt für mich jede weitere Bemerkung." In einem Romane von Arthur Zapp „Ehrlos?" heißt es (Bonner Ztg. vom 28. 5. 99): „Dann, dann erübrigt — jedes weitere Wort", — wo also sehr auffällig das „sich" fehlt.

Ein anderer Schriftsteller aber, Heinrich Seidel, sagt in seinen „Erzählenden Schriften" (Stuttgart, Cotta, 1899) II. 178 (in einem Briefe): „Es fehlt nur noch, Dir zur Vervollständigung des Bildes mitzuteilen, daß ich zu alle diesem eine lange Pfeife rauche", während in der früheren (Liebeskindschen) Ausgabe stand: „Es erübrigt nur noch usw." Das in diesem Falle ja richtige, aber weniger deutliche „erübrigen" hat er durch das klarere „fehlen" ersetzt. — Gerade die häufige Verwechselung und die deshalb meist vorkommende Undeutlichkeit mahnen ja auch zu äußerster Vorsicht, und wer nicht ganz genau damit Bescheid weiß, sollte sich eben lieber unter allen Umständen an deutlichere Ausdrücke halten.

„Beim Spielen mit einem **Tesching**" — so müssen leider allzu häufig die Blätter berichten, — „ist ein Kind verunglückt." Daß das Tesching ein Schießgewehr ist, werden die meisten wissen, oder sich wenigstens denken, aber woher kommt der seltsame Name? Es gibt Wörterbücher, die diesem Worte in Klammern

beifügen: „sprich Teschäng“, und tatsächlich wird es ja häufig so ausgesprochen. Also es kommt wohl aus dem Französischen? heißt da etwa tschin? Nicht doch! Teschin, Tesching, auch die Teschine, Teschinke, heißt nichts anderes als Gewehr aus Teschen, der in Österreich-Schlesien gelegenen Stadt Teschen, in der am 13. Mai 1779 der bekannte Friede zwischen Friedrich dem Großen und Maria Theresia geschlossen wurde, der den Bayerischen Erbfolgekrieg beendigte, und die anderseits eben durch die Herstellung von Gewehren bekannt ist. Die französische Aussprache des Wortes aber hat um so weniger Berechtigung, als die Franzosen das Wort nicht einmal übernommen haben, es gar nicht kennen; vielmehr übersetzt es Sachs-Villatte im Wörterbuch durch „fusil (ou pistolet) de très-petit calibre“. Das Wort darf also nur so ausgesprochen werden wie es geschrieben wird, und zwar am deutschesten mit dem Ton auf der e r s t e n Silbe; noch besser wäre eigentlich „die Teschine“, doch scheint diese Form veraltet zu sein.

Also eine Zimmerflinte ist das Teschin, eine **Flinte** — auch d a s ein Wort von sicherlich nicht allgemein bekanntem Ursprung, obgleich es wohl jedermann ganz geläufig ist, seitdem er es als Kind zum ersten Male in dem schönen Fuchsenliedchen gehört hat:

Seine große, lange Flinte
Schießt auf dich den Schrot.

Ein germanisches Wort ist es, aber wir müssen es wohl, und zwar erst im 17. Jahrhundert, von englischem flint oder schwedischem flinta (der Feuerstein, der Kiesel) gebildet haben, obgleich im Englischen die Flinte selbst firelock (wörtlich „Feuerschloß“) heißt; rein deutsch müßte das Wort nämlich sonst nach der regelrechten Lautverschiebung Flinse oder Flinze lauten. Mir scheint es am wahrscheinlichsten, daß es im Dreißigjährigen Kriege durch schwedischen Einfluß aufgekommen ist. In Ostfriesland allerdings wird noch heute der Feuerstein „d i e F l i n t e“

genannt, und als dort einmal ein Zeuge bekundete, daß der Angeklagte mit einer „Flinte" geworfen habe, da verstand das ein des Plattdeutschen nicht mächtiger Richter zunächst nicht, zumal bei der Schlägerei gar keine Schußwaffen benutzt worden waren.

Und nun noch ein drittes Schießzeug, der **Revolver.** Dieses Wort ist uns ein so unentbehrliches und geläufiges geworden, daß wohl die wenigsten einmal über seinen Ursprung nachgedacht haben, und da wir es ganz deutsch aussprechen, liegt es einem tatsächlich fern daran zu denken, daß es so wie es ist aus dem Englischen übernommen ist. Es kommt von dem Zeitworte to revolve, und dieses vom lateinischen revolvere zurückrollen, auf-, abrollen dessen Stamm natürlich auch in „Revolution" steckt, wofür die wörtlichste Verdeutschung „Umwälzung" ist. „Revolver" heißt also buchstäblich „der Roller, der Umdreher", weil ja beim jedesmaligen Aufziehen des Hahnes die drehbare Ladungskurbel eine neue Patrone vor den Lauf rückt.

Also „Teschin" ist gar kein Fremdwort, wie wir eben sahen, obgleich es so oft französisch ausgesprochen wird, und es ist selbst nie in Frankreich gewesen. Das aber sind eine ganze Reihe von urdeutschen Wörtern, die dann, in der französischen Umformung ins Vaterland zurückgekehrt, wie alles Fremde mit Freuden von uns aufgenommen worden sind und nun als urechte Fremdlinge von den meisten betrachtet werden (vgl. auch S. 44, 51). Da haben wir z. B. das **Bivouac** — sieht es nicht so undeutsch aus wie nur eben möglich? Und ist doch nichts anderes als unser „Beiwacht", in der niederdeutschen Form Biwacht oder Biwake von den Franzosen aufgenommen und äußerlich geändert. Ferner **Boulevard** — nichts anderes als französische Verstümmelung von deutschem Bollwerk; **Loge** und **Loggia** — nichts anderes als die französische und die italienische Form von mittellateinischem laubia aus deutschem Laube; und davon bilden nun die Franzosen

loger und logis, und wir — bedienen uns dieser als „logieren“ und „Logis“ mit Wonne. Und endlich der **Spion** — frz. espion und épier, ital. spione und spiare nichts anderes als Umformungen von deutschem spähen, altd. spëhôn; und wir drücken Kundschafter und Späher bei Seite und bedienen uns nur der Spione!

Hat wohl schon mancher darüber nachgedacht, daß **Töchterschule** doch eigentlich ein sonderbares Wort ist, dem von Rechts wegen auch eine Söhneschule zur Seite stehen sollte? Nun kommt „Tochter“ zwar schon frühe ohne Beziehung auf das verwandtschaftliche Verhältnis vor, einfach = Mädchen, und heutzutage verwendet man es so wohl sehr häufig, um einer Verwechselung von „Mädchen“ mit „Dienstmädchen“ vorzubeugen, aber dringend wünschenswert erscheint trotzdem die begriffliche Unterscheidung beider Wörter, denn es klingt doch z. B. recht sonderbar, wenn Pfarrer, „die zu Ostern konfirmierten Töchter“ oder „die zu Ostern konfirmierten Söhne“ zu Versammlungen einladen; man fühlt da leider ordentlich das Bestreben durch, die jungen halbreifen Menschen nur ja nicht zu beleidigen: an „Mädchen“ und „Knaben“ möchte sich manch eins von ihnen stoßen, entweder weil es sich „erwachsener“ dünkt, oder weil ihm das nicht vornehm genug klingt; die Knaben aber möchten wohl am liebsten als „Herren Söhne“ aufgerufen werden. Die Bezeichnung „Töchterschule“, der wir natürlich auch ganz allein die herrliche „Höhere Tochter“ verdanken, ist, wie uns Lexer im Grimmschen Wörterbuche belehrt, vor etwa hundert Jahren aus der Schweiz bei uns eingedrungen; sie hat natürlich eigentlich gar keine Berechtigung, da doch auch hier nicht das verwandtschaftliche Verhältnis der Kinder zu den Eltern, sondern nur der Gegensatz zur Knabenschule ausgedrückt werden soll. Bei der Bezeichnung „Mädchenschule“ an eine Dienstmädchenschule zu denken, wird wohl keinem Vernünftigen einfallen. In

Norddeutschland soll es ja amtlich keine Töchterschulen geben, sondern nur Mädchenschulen, bei uns im Westen aber sind neuerdings den Höheren Töchterschulen die Mädchenmittelschulen an die Seite gestellt worden; welch häßlicher Klassenunterschied tritt da in diesen Bezeichnungen zu Tage!

Ich will bei der Gelegenheit nicht verfehlen, auf die Seltsamkeit hinzuweisen, daß wir unsere höchsten Schulen nur Hochschulen nennen, die zunächst unter ihnen stehenden aber „Höhere"; ein tatsächlicher Widerspruch, an dem sich aber der lieben Gewohnheit halber niemand stößt.

Aber „Ferien" gibt es an allen gleichmäßig, ja sogar an den Volksschulen; und selbst die Hochschulen und Universitäten haben in diesem Falle nichts Besseres. Aber wie viele wissen wohl, daß aus diesem Lehnworte deutsches „Feier" entstanden ist? daß wir also eigentlich „Feiern" statt „Ferien" sagen könnten und sollten?

Wenn aber selbst ein Joachim Heinrich Campe das Fremdwort „Ferien" „für eingebürgert gelten lassen will, da es nicht undeutsch klingt, und schon allgemein üblich ist", so werden wir nicht weiter gehen dürfen. Immerhin dürfte es erlaubt sein, auf eine frühere Verdeutschung hinzuweisen, die allerdings auch nur für die Ferien kleinerer Kinder anwendbar ist, nicht im allgemeinen. In einer „Schulnachricht" in den „Bergischen wöchentlichen Nachrichten" (Nr. 39) vom 27. September 1791 heißt es: „Endes Unterzeichneter Schulmeister machet andurch bekannt, daß bey ihme die **Spieltäge** am 2. künftigen Monats October zu Ende laufen, und daß er am 3. einstehenden Monats mit seiner Lehre wiederum den Anfang machen werde." Die Wörterbücher haben „Spieltag" in diesem Sinne nicht, mit Ausnahme von Sachs-Villatte und Muret-Sanders, die diese Bedeutung wenigstens insofern kennen, als sie das Wort in erster Linie mit jour de récréation, de congé und mit holiday übersetzen, erst in zweiter mit jour

de jeu und mit play(ing)-day; aber jene Ausdrücke bezeichnen auch immerhin mehr den Einzel-Frei-Tag, nicht die „Ferien" als solche. So habe ich das Wort nun noch mehrfach in alten Schulnachrichten gefunden, z. B. in den „Leges Scholae Elverfeldensis" vom 1. Juli 1632; wenigstens kann es da ebensogut nur die Tage bedeuten, an denen nachmittags kein Unterricht ist, wie auch die Ferien.

Sicher bedeutet es aber „Ferien", und nur „Ferien", an der ersten oben angeführten Stelle, und eine gleiche Bedeutung hat das Wort nun, wie ich höre, noch jetzt im Oberbergischen. Wenn dort zur Lichtmeß Knechte und Mägde den Dienst wechseln, verbringen sie 8 bis 10 Tage bei Eltern oder Verwandten. Diese Zeit nennen sie Spieltage, es wird während ihrer nicht gearbeitet. Wenn die Leute sagen: „Wir machen Spieltag" zwischen dem alten und neuen Dienst, so ist das doch das selbe, als wenn sie sagten: Wir haben jetzt Ferien.

Die gleiche Bedeutung muß aber auch das Wort **„Hundstage"** an folgender Stelle haben: In Franz Funckes „Beiträgen zur alten Geschichte der ehemaligen bergischen Hauptstadt Wipperfürth" (Krefeld 1889) findet sich auf S. 767 eine Verfügung des Landesherrn, des Kurfürsten Karl Theodor, vom 2. 12. 1794, in der es heißt: „Uns ist die Anzeige geschehen, daß ..... an anderen Orten von denen Knechten und Mägden am Ende des Dienstjahres die sogenannten „Hundstage" gehalten und diese in Wirths- und Privathäusern mit Tanzen, Schwelgen und dergleichen zugebracht werden, bei welcher Gelegenheit dann der verdiente Lohn nicht selten auf einmal verschwendet, auch wohl gar auf den künftigen geborget und somit der Dienstboth der Mitteln beraubt wird, die nöthigen Kleidungsstücke sich anzuschaffen; ..." — Diese Bedeutung von ‚Hundstage' ist in keinem Wörterbuche verzeichnet. Wie ist sie wohl zu erklären? und wo ist sie noch verbreitet? — Die anderen

„Hundstage“ sind ja männiglich bekannt, und jedermann weiß ja auch, daß man sie so nennt, weil zu ihrer Zeit der heiße Sirius, der Hundsstern, den Himmel beherrscht.

Schade, daß der deutsche Ausdruck „Spieltage“ sich nicht eingebürgert hat; wenn er oder ein anderer nicht von obenherunter „befohlen“ wird, werden wir uns wohl immer mit den „Ferien“ bescheiden müssen. Und doch ist auch manches andere Wort, das wir, wenn wir darüber nachdächten, sicher für uralt erklären würden, in Wirklichkeit gar nicht so sehr alt. Briefwechsel z. B. wurde erst von dem Begründer des Pegnesischen Blumenordens und Verfasser des „Nürnberger Trichters“ Georg Philipp Harsdörfer (1607—1658) als Verdeutschung für „Correspondenz“ aufgebracht, und das Wort „Jahrhundert“ stammt gleichfalls erst aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, bis wohin „Säculum“ geherrscht hatte.

Nun sind Ferien, Correspondenz und Säculum Fremdwörter, die der Durchschnittsdeutsche allenfalls versteht, richtig umgrenzt und begreift, und sich zu erklären vermag, aber wie viele werden sich Rechenschaft zu geben wissen über solche Wörter etwa wie Individuum, Alibi und morganatisch, die doch immerhin oft genug vorkommen. Auf die Frage „Was ist denn ein Individuum?“ wird man wohl zumeist die Antwort gewärtigen müssen: „Nun, eben ein Individuum!“ Und bei den anderen beiden und vielen, vielen anderen wird die Antwort nicht viel anders lauten. **Individuum** und **Alibi** sind Fremdwörter, die nach Form und Aussprache noch durchaus lateinisch sind; individuum heißt das Ungetrennte, das Untrennbare, und kommt von dividere (teilen), dem bekannten Zeitworte, das auch in dividieren, Dividende, Division usw. steckt; individuum heißt dann auch ein Einzelwesen, wofür wir jetzt meist Person sagen, „individuell“ hängt natürlich damit zusammen, obgleich das nicht manchem sofort einfallen

wird, rein aus dem äußerlichen Grunde schon nicht, weil das Hauptwort auf der Stammsilbe, das Eigenschaftswort erst auf der Ableitungssilbe den Ton hat. Individuums — wie mancher in der Mehrzahl so schön sagt — versuchen häufig ihr Alibi zu beweisen; alibi aber ist im Lateinischen gar kein Hauptwort, sondern nur Adverb mit der Bedeutung „anderswo"; würden wir aber deutsch wagen dürfen zu sagen „sein Anderswo nachweisen"? Nein, aber auslachen würde man uns. Jedoch bei so einem Fremdworte — ja, Bauer, das ist ganz was anders!

Und nun **morganatisch** — ist das überhaupt ein Fremdwort? Von Hause aus nicht, denn es stammt aus deutschem Geschlechte, hängt mit dem schönen Ausdruck „Morgengabe" enge zusammen: dieser war althochdeutsch morgangeba, daraus wurde ein mittellateinisches morganatica gebildet, und matrimonium ad morganaticam (Ehe auf die Morgengabe hin) nannte man die Ehe eines Fürsten mit einer unebenbürtigen Frau, der nur ein Bestimmtes zur Morgengabe ausgesetzt wurde. Diese spätlateinische Umformung eines urdeutschen Wortes ist auch in andere Sprachen übergegangen: englisch morganatic, französisch morganatique, italienisch und spanisch morganatico.

Noch viel geläufiger aber ist uns allen das Wort **„klassisch"**, und die **„Klassiker"** — wer kennte sie nicht? Aber wenigen ist es wohl schon eingefallen, solch ganz geläufigen Wörtern mal auf die Spur zu gehen, zu fragen: „Woher kommen sie denn?" oder wenigstens: „Woher haben sie diese ihre ganz bestimmte Bedeutung bekommen?" Hildebrand hat des Eigenschaftswortes „klassisch" Bedeutungsentwickelung im „Deutschen Wörterbuche" recht ansprechend erklärt, indem er etwa wie folgt sagt: Im Lateinischen bezeichnete scriptor classicus einen Schriftsteller ersten Ranges — einen „erstklassigen" Schriftsteller, würde man heute sagen —; das ‚classicus' war dabei übertragen von dem Aus-

druck ‚cives classici' die der ersten, bevorzugten und tonangebenden ‚classis' (von den fünf oder sechs ‚classes' des Servius Tullius) angehörigen Bürger, wie denn diese, erste, Klasse im alten strengen Sinne allein ‚classis' hieß. (Nebenbei bemerkt heißt dieses Wort ‚classis' buchstäblich „die Herbeirufung", also die herbeigerufene, die versammelte Menge.) So nannte man denn auch auf Deutsch ‚klassisch' anfangs nur die mustergültigen Dichter und Schriftsteller des römischen und griechischen Altertums, ebenso alles was sich auf sie oder auf die alte Kunst und Wissenschaft oder auf die ‚Alten' überhaupt bezieht; später aber erweiterte sich der Begriff zu „mustergültig" überhaupt, zu künstlerisch vollkommen, als Vorbild tauglich, und so ist es fast in allen neueren Sprachen zu finden. Von dem Hauptworte „Klassiker" aber weiß Hildebrand nur zu sagen, daß es wohl nach dem französischen (auteurs) classiques im vorvorigen Jahrhundert angenommen worden sei, und er belegt es merkwürdig genug nur mit einem einzigen Belege, aus Goethe. Des weiteren ist über den Umfang des Begriffes „klassisch" schon sehr viel geschrieben worden, insbesondere auch über seine „Verschwommenheit" viel geklagt worden, und in der Tat läßt sich — gerade wie bei „interessant" — der mit ‚klassisch' bezeichnete Begriff deutsch meist viel schärfer und klarer, viel genauer, viel schlagender ausdrücken; aber dazu gehört dann stets etwas Nachdenken, und das ist eben nicht jedermanns Sache.

Also mit ‚klassisch' bezeichnete man eigentlich zunächst was zur ersten Klasse gehörte, und das kann man schließlich auch ‚**erstklassig**' nennen. Dieses Wort haben wir seit wenigen Jahren ja nun auch, aber nicht aus eigener Kraft haben wir es erschaffen, sondern nur mal wieder dem Englischen nachgeäfft; aus first-rate oder first-class ship übernahmen unsere Seeleute ein „erstklassiges Schiff", und das gefiel allem was da schreibt in Deutschland so wohl,

daß man jetzt kaum noch best, schönst, vornehmst, herrlichst, vortrefflich, hervorragend und die anderen Hunderte von schmückenden Beiwörtern dieser Art kennt, nein! wer wird sich noch Mühe geben, danach auch nur eine Sekunde lang in seinem Hirnkasten zu suchen, viel einfacher ist doch dafür zu sagen „erstklassig", das sagt alles zugleich; höchstens nimmt man zur Abwechselung mal das gleichfalls neue „erstrangig", das mich stets bedenklich an die Berliner Range erinnert. Nun ist es spaßhaft zu sehen, wie sich manche Setzer und auch manche Skribenten vertun und klassisch mit klassig verwechseln; nicht allein hier am Rheine, wo man Formen wie himmlich, irdich, französich, städtich, evangelich, Flache, menschlisch, Meschaniker sehr häufig nicht nur hört, sondern auch gedruckt sieht, solche wie Wäche (statt Wäsche), Schinese, Schemie, schemig (statt chemisch!) wenigstens sehr häufig zu hören bekommt, sondern auch anderswo im lieben Deutschland kann man in den Tagesblättern häufig genug „erstklassische Fabrikate" angezeigt finden, oder lesen daß „ein Posten erstklassischer amerikanischer Eisenbahnaktien" an den Markt kam — ein geradezu klassischer Fehler! Bei diesem törichten Modeworte braucht man sich allerdings über nichts mehr zu wundern, selbst nicht darüber, daß sich kürzlich in einer Kleinstadt — wie es neulich hieß — ein „Verein erstklassiger Menschen" gebildet habe; das Wort ist eben zu schön!

Ich gebrauchte da soeben im verächtlichen Sinne das Wort „**Skribent**"; diesen Sinn hat es nicht immer gehabt, es erhielt ihn vielmehr erst, als es im 18. Jahrhundert durch eine Verdeutschung verdrängt wurde, die uns jetzt ganz in Fleisch und Blut übergegangen ist, die aber sicherlich viel böses Blut machen würde — gerade wie der Schriftleiter —, falls sich erst jetzt jemand damit hervorwagen und sich vermessen wollte, sie als Verdeutschung für Skribent oder Autor, die ihrerseits einst das deutsche

Wort „Schreiber“ verdrängt hatten, vorzuschlagen — nämlich **Schriftsteller.**

Tatsächlich hat nun auch das neue Wort damals Widerspruch gefunden, selbst der Fremdwortfeind Campe konnte sich nicht so ganz damit befreunden, und Klopstock sogar, der Urdeutsche, verhöhnte „Die Schriftstellerey“ in folgendem Epigramme:

„Stellt man denn Schrift? Doch es sey, man stelle sie;
ruft das gemeine
Ey denn nicht überlaut, daß ohne Würde sie steht?
Deutsche, zaudert nicht länger dieß Wort zu verbannen;
man giebt sonst,
Daß ihr's zu haben verdient, euch, ihr Unschuldigen, schuld.“

Nun, die Deutschen haben es nicht verbannt, und auch neuere Angriffe, z. B. noch vor fünf Jahren einer in den Preußischen Jahrbüchern (vgl. Ztschr. des Sprachvereins 1900. Sp. 289 f.) haben dem Worte nichts anzuhaben vermocht. Schon im 17. Jahrhundert (1616) war es entstanden, nachdem früher bereits Wendungen wie „eine Rede stellen“, (Luther im Anfang des Lukas-Evangeliums 1.1), „Briefe stellen“ u. ä. gebräuchlich gewesen waren; es bezeichnete auch zunächst einen, der für einen anderen eine rechtliche Schrift stellte, aufsetzte, also einen „Concipienten“, später im 18. Jahrhundert, wo es zuerst 1723 so auftauchte, erlangte es durch Gottsched die jetzt allgemein übliche weitere Bedeutung, worüber Genaueres der Mitarbeiter am Grimmschen Wörterbuche, Wunderlich, kürzlich im dritten Bande der Zeitschrift für deutsche Wortforschung mitgeteilt hat. Verschwiegen werden darf allerdings nicht, daß, so hoch auch das Wort Schriftsteller selbst steht, doch seine Ableitungen, schriftstellern und Schriftstellerei, allerdings leicht einen höhnischen Beiklang haben können.

Sehr ergötzlich ist, wie Gottfried Keller einmal das Nörgeln an diesem Worte verspottet. In seiner Novelle „Die mißbrauchten Liebesbriefe“, werden

einem Kellner, der früher anderthalb Jahre Schriftsteller gewesen ist, folgende Worte in den Mund gelegt: „Ich schrieb, kaum daß ich mich zum Schriftsteller ernannt sah, über die Würde, die Pflichten, Rechte und Bedürfnisse des Schriftstellerstandes, über die Notwendigkeit seines Zusammenhaltens gegenüber den anderen Ständen, ich schrieb über das Wort Schriftsteller selbst, unwissend, daß es ein echt deutsches und altes Wort ist, und trug auf dessen Abschaffung an, indem ich andere, wie ich meinte, viel geistreichere und richtigere Benennungen ausheckte und zur Erwägung vorschlug, wie z. B. Schriftner, Dinterich, Schriftmann, Buchner, Federkünstler, Buchmeister u. s. f.“ Der gute Kellner kommt beim Nachdenken, weil ihm der Ausdruck „Schriftsteller“ nicht geistreich und nicht richtig zu sein dünkt, was er ja auch in Wirklichkeit eigentlich nicht ist, auf die sonderbare Schrulle, eine andere Bezeichnung dafür zu erfinden, selbstverständlich ohne jeden Erfolg. — Verfallen wir aber nicht in den gleichen Fehler, wenn wir uns bei Neubildungen, namentlich bei solchen, die Fremdwörter verdrängen sollen, zum Nachgrübeln darüber verleiten lassen, daß die vorgeschlagene Verdeutschung doch eigentlich gar nicht sehr geistreich sei, gar nicht alles dasjenige ausdrücke was in dem schönen Fremdworte alles drin stecke, und daher nicht richtig sei, da dieses wörtlich was ganz anderes bedeute? Z. B. bei der genannten, so vielfach angefeindeten Verdeutschung **„Schriftleiter“** für „Redakteur“, gegen die sich so viele Redakteure und besonders Chefredakteure mit Händen und Füßen sträuben, weil es „unsinnig und falsch“ gebildet sei. Möchten sie sich doch endlich über diesen ihren neuen Berufsnamen beruhigen und sich dabei mit ihren Vettern, den Schriftstellern, trösten, denen sie ja nun sogar auch Namensvettern werden! — Man hat auch eingewendet, man könne doch dieses Wort nicht gut

als Anrede gebrauchen. Weshalb denn nicht? Nur, weil ein Mißverständnis hervorgerufen werden könnte, wenn man darüber nachdenkt? Aber so denke man doch einmal nach, was es eigentlich heißt: Herr Geheimrat, Herr Professor, Herr Pastor, Herr Referendar, Herr Bürgermeister (vgl. S. 123.)! Und wenn wir z. B. jetzt erst zu „Kaufmann" ein etwa noch nicht vorhandenes Eigenschaftswort „kaufmännisch" bilden wollten, würde man uns nicht für verrückt erklären? Und weshalb würde man das tun? Nun, weil man über Form, Bildung, wörtliche und buchstäbliche Bedeutung allzuviel grübelt! Mit vollem Rechte hat denn auch einmal Richard Jahnke (Elberfeld) in der Zeitschrift des Sprachvereins (XIII. 1898, Sp. 229) gesagt: „Wenn heute durch eine amtliche Verfügung der Ausdruck ‚Kapitän' durch das alte ‚Schiffsmeister' ersetzt würde, so würden zwar zweifellos sehr viele den ‚neuen' Ausdruck für nicht vornehm genug und darum auch für nicht entsprechend halten, vielleicht aber doch im Laufe der Jahre einsehen, daß der Begriff vom Worte nicht abhängig ist, sondern ihm gerade das Gepräge gibt." Ich muß es immer wieder wiederholen: man denke denn doch auch einmal nach über alt eingebürgerte deutsche Wörter, z. B. Schreiner oder Tischler — macht der wirklich nur Schreine oder nur Tische?

So sehr man sonst in allen Lebenslagen sorgsames Nachdenken empfehlen muß, bei neu vorgeschlagenen Verdeutschungen vergrabe und vergrübele man sich nicht allzusehr in die Wurzeln des Wortes, sondern sage sich ehrlich, daß auch manches Wort des alten Sprachgutes, und ganz besonders auch manches geliebte Fremdwort, bei nachdenklicher Beobachtung nicht stichfest wäre. Wenn von berufener, fachmännischer Seite solche Vorschläge gemacht werden, so prüfe man sie nur da-

nach, ob sie kurz und schlagend wenigstens einen (oder den) Kernpunkt des Fremdwortes treffend wiedergeben und auf den ersten Blick das erkennen lassen, was sie bezeichnen sollen. Diese Mahnung — „Nicht gar so zaghaft!“ — kann in dieser Frage nicht oft genug wiederholt werden, denn anderseits sind die Sprachverderber und Sprachmischler gar nicht zaghaft im Einschmuggeln neuer Fremdwörter. Da haben sie z. B. kürzlich angefangen die Klassiker durch die **Standard**schriftsteller zu verdrängen; ja, wenn sie noch „Musterschriftsteller“ sagen wollten! aber nein — Standardschriftsteller, Standardbücher, Standardwerk (Buchhändleranzeigen preisen ein Werk als „Standardwerk“ an!). Wer weiß denn aber wohl eigentlich, was das „Standard“ heißt und bedeutet? Von der Standarte haben wir wohl alle schon gehört, aber Standard? Nun, dieses ist das selbe Wort wie jenes: französisches étendard, alt estendard, kommt von lateinischem extendere (ausbreiten, entrollen), das vielleicht mancher in der Form „in extenso“ aus dem Aktendeutsch kennt; die italienische Form ist standardo. Aus einer von beiden Sprachen wurde das Wort bereits im 13. Jahrhundert ins Deutsche übernommen und in der Form stanthart, als ob es mit „Stand“ und „hart“ zusammenhange, eingedeutscht; daher also unsere Standarte. „Standard“ aber ist die englische Form dieses Wortes, und es hat sich seine Bedeutung im Englischen so entwickelt: Fahne, das Vorgetragene, Vorbild, Regel, Muster; und nun gehen wir guten Deutschen her und nennen so manches Mustergültige nur noch standard; und sprechen von Standardwerken, weil der Vetter Engländer musterhafte Werke standard works nennt; und nennen die Klassiker Standardschriftsteller, weil der Herr Vetter von standard writers spricht. Vor einiger Zeit hat man auch sogar standard of life schlankweg den Engländern weg-

gekapert, es eine Zeitlang benutzt, dann jedoch durch die an sich nicht üble Übersetzung **Lebenshaltung** verdeutscht, die einem nun aber jetzt auch schon wieder verleidet wird, weil man sie wie so manches andere Modewort im Übermaße verwendet sieht, an passenden und an unpassenden Stellen, und weil sie z. B. Lebensweise und Lebensgewohnheiten fast vollständig verdrängt. Sie selbst hat wieder den „Lebenshalt" erzeugt, während doch auch die ältere „Lebensführung" noch neben ihr aufzutreten wagt; und auch „nervöse Seelenhaltung" hat sich schon auf der Bildfläche gezeigt.

Wie viele Leute lesen, aber schreiben und drucken auch sogar, in Anzeigen und Rundschreiben am Kopfe ein viel- und doch nichtssagendes „**P. P.**", ohne eine Ahnung zu haben, was das eigentlich heißt und bedeutet? Ja, was heißt es denn? Praemissis praemittendis, zu Deutsch: „Nachdem vorausgeschickt ist, was vorausgeschickt werden müßte!" Eine geschickte oder auch ungeschickte Verwahrung des Schreibers gegen etwaigen Vorwurf, er habe einen Titel, vielleicht gar viele Titel, ausgelassen; und mit vielen Titeln müssen wir uns ja noch immer in Deutschland herumschlagen, zum Hohne des Auslands. Man liest statt dessen auch wohl p. t. = praemisso titulo = den Titel vorausgeschickt, oder s. t. = salvo (pleno) titulo = unbeschadet des (vollen) Titels. Zu einem sonderbaren Zopf ist dieses p. p. in der Amtssprache geworden, wo es so, oder meist vereinfacht zu p. (vgl. auch S. 130), jedem Namen beigefügt wird, wenn dieser häufiger vorkommt; so geschieht es, daß ein hohes Amt oder Gericht auch vor dem schlimmsten Verbrecher oft seine allerhöflichste und -ehrerbietigste p.-Verbeugung macht: „Nimm es uns um des Himmels Willen nicht übel, wenn wir Deine Titel nicht angeben!" Manche Beamte ersetzen das p. p. oder p. aber durch „usw.", oder vielmehr „etc." oder „&c", wodurch es aber durchaus

nicht verdaulicher, und erst recht nicht sprechbarer wird: der etcetera Müller, der undsoweiter Schulze! O was ist die deutsch Sprak für ein plump Sprak! — Aber es gibt auch noch ein anderes pp., das tatsächlich für „usw." steht; man findet es z. B. häufig hinter „Ritter": Ritter pp.; dieses ist aber ganz anders aufzulösen als jenes, es ist zwar auch lateinisch, aber es heißt „perge, perge": fahre fort, fahre fort. — Zuweilen glauben die Leute sogar, das schöne „...ohlgeboren" durch P. P. ersetzen zu können, wenn sie nicht wissen, ob „Hochw" oder nur „W" zu ergänzen ist, und dann schreiben sie etwa: „Bestellen Euer P. P. das Blatt, und sind Sie bereit, Beiträge für dasselbe (natürlich „für dasselbe", „dafür" wäre ja nicht schwulstig genug) zu liefern?" — Ja, wie soll man es denn übersetzen? hält man mir entgegen — dieses P. P.? — Nun meistens gar nicht, oft auch sogar es nicht einmal ersetzen, es z. B. in Rundschreiben ganz weglassen, oder im Einzelfall es jedesmal anders verdeutschen.

Überhaupt ist es ja eine Seltenheit, daß man einen Ausdruck hat, der in allen Fällen ein bestimmtes Fremdwort zu ersetzen im Stande ist, oder alles was in diesem drin steckt, auch selbst wiedergibt. Und wenn man solches Wort hat oder findet oder erfindet, so sollte man froh sein! Es sei drum folgendes der Beachtung und Begutachtung empfohlen: für „Friseur" und „Coiffeur" hat einmal ein Mitglied des Bonner Sprachzweigvereins die Verdeutschung **„Haarpfleger"** vorgeschlagen, die ungefähr dem englischen „hair-dresser" entspricht. Wie dieses empfiehlt sich der Ausdruck „Haarpfleger" durch die Weite seines Begriffes, der die ganze Tätigkeit der „Barbiere" und „Friseure" in sich schließt, das Haarschneiden, das Frisieren (zu Deutsch „Machen") der Haare, das Coiffieren, das Scheren, das Barbieren und Rasieren, kurz die ganze Pflege des Haares,

der sich diese Leute widmen. Vielleicht hätte dieses Wort, wenn es mal erst in weiteren Kreisen bekannt würde, noch mehr Aussicht auf Verbreitung als manches andere. Hier in Bonn bekennen sich zwei Genossen dieser Zunft wenigstens in so weit dazu, daß sie von „Haarpflege" sprechen; da empfiehlt der eine als „Spezialist für Haarpflege à la Hygiene"(so!) sein „erstklassiges Friseur-Geschäft (Spezialgeschäft für Haarpflege à la Hygiene)", der andere aber schreibt nur: „Spezialgeschäft für Damen-Haarpflege", dürfte sich also ruhig „Damen-Haarpfleger" nennen. Allerdings „Spezialgeschäft" sagt auch dieser; andere gibt es ja auch kaum noch! Dieses, eigentlich so ganz „spezielle", „Spezial" ist zum Nichtssagendsten geworden was es gibt, denn „Spezialgeschäft" bedeutet tatsächlich heute gar nichts anderes mehr als „Geschäft" überhaupt. Köstlich, wenn ein Zuckerbäcker sich empfiehlt als: „Spezialgeschäft für feinere Bestellungen".

Und nun ein eigentümliches Wort, das die wenigsten, namentlich Haarpfleger, richtig zu schreiben verstehen. Allerdings in etwa sind sie entschuldigt, denn selbst die Engländer und Amerikaner wissen nicht recht, ob sie Shampooing oder Champooing schreiben sollen; dieses zweite entspricht mehr dem indischen Stammwort champna und seiner Schreibung, das erste aber der geläufig gewordenen englischen Aussprache, so daß jene Form jetzt als veraltet gilt. Die Deutschen aber wissen wirklich gar nichts damit anzufangen: „Shampoing", „Champoing", „Shampooin", „Champoin" schreiben sie, und einmal machte gar einer einen „Champion" daraus. „Nun, da wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als die ‚Champions' jetzt in ‚Champignons' umzutaufen!" so spottete ich da, ohne zu bedenken, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll, denn gar bald wußte die Zeitschrift des Sprachvereins aus einem Schweizer Blatte den Satz anzunageln: „Als

Champignon des Tages ging mit einem Resultat von 50 Treffern Herr B. hervor." — Nun aber hat der Champion auch noch gar ein **Championat** erzeugt; das ist kein Englisch mehr, nein ureigenste deutsche Erfindung, wenn nicht etwa die Franzosen uns damit vorangegangen sein sollten. Im vorigen Jahre wurde in einer großen rheinischen Stadt der „Beginn des großen internationalen Ringkampf-Championats um den großen Preis von 5000 Mark" angezeigt. Jede Abmachung bei diesem Championat sei ausgeschlossen, hieß es weiter. — Sollte man nicht meinen, man könnte ein Championat erwerben? Derjenige, der Champion werde, habe das Championat? Jbewahre! der Ringkampf selbst heißt hier Championat, oder vielmehr dies Wort bezeichnet den Ringkampf um das was man etwa das Championat nennen könnte, wenn es nicht auf gut Deutsch die Meisterschaft hieße. O, wieviel läßt sich doch in solch geduldiges Fremdwort hineingeheimnissen, weil man es doch nicht so recht versteht! Bei deutschen Wörtern ist so etwas gar nicht so gut möglich, die sind viel zu verständlich, und ihre Begriffe zu wenig dehnbar. Also in jener Anzeige müßte es statt Ringkampf-Championat Championat-Ringkampf heißen, und an der zweiten Stelle statt Championat einfach Ringkampf. — Ob das Championat nicht Schule machen wird? Es steht zu befürchten. Und wer weiß, ob sich aus ihm nicht auch noch ein Championär entwickelt, wie zum Pensionat der Pensionär gehört? Ja, **Pensionär** — das ist auch solch dehnbarer Begriff. Manche Stadt nennt sich „Pensionopolis", wie es so schön und geistreich heißt. Da wohnen pensionierte Offiziere und Beamte aller Art, da gibt es eine ganze Menge von Fremden-Pensionen, und eine erkleckliche Anzahl von Mädchen-Pensionaten, die man auch Backfisch-Aquarien zu nennen pflegt. Da sich diese Pensionate durchaus nicht immer „Pensionat" nennen, sondern häufig nur „Pension", so kommen vielfach

Verwechselungen mit Fremden-Pensionen vor; diese aber nennen sich nun ganz neuerdings oft Pensionat. Jene pensionierten Beamten usw. nennen sich Pensionäre, und die Pensionsmädchen nennt man Pensionärinnen. Nach Sarrazins Fremdwörterbuch kann das Wort „Pensionär" außerdem noch bezeichnen einen Kostgänger, einen Gast, einen Fremden. In Bonn aber nennen sich jetzt außerdem eine ganze Reihe von Inhabern und Inhaberinnen von Pensionen auch Pensionäre! Und so kommt es, daß, wenn man nun in amtlichen Verzeichnissen bei einem Mannsnamen als Beruf „Pensionär" angegeben findet, man nicht weiß, ob es 1. ein pensionierter Beamter ist, oder 2. ein Gast in einer Pension, oder 3. ein Inhaber einer solchen (!); und die „Pensionärin" kann gar 1. eine pensionierte Beamtin sein, 2. ein Gast in einer Pension, 3. eine Inhaberin einer Pension (!), 4. ein Pensionat-Mädchen, und 5. eine Vorsteherin eines Pensionates. Ich verbreite diese Mitteilung, die wieder einmal die ungeheure Vielseitigkeit und Brauchbarkeit der Fremdwörter schlagend beweist, natürlich nur, um sie geneigter Beachtung namentlich da aufs dringendste zu empfehlen, wo die — wie mir scheint — neue Verwendung des Wortes bisher noch nicht üblich sein sollte, und wo man in der Verwirrung der Wörter und der Begriffe gerne vorwärts schreiten möchte.

Daß Pension, das lateinische pensio, von dem Zeitworte pendere, abwägen, zuwägen, zahlen, kommt, dürfte allgemein bekannt sein; und auch wie man es ausspricht und schreiben muß, ist verhältnismäßig ziemlich bekannt. Aber merkwürdig oft findet sich z. B. der italienische Vorname **Giuseppe** falsch geschrieben; ich fand ihn kürzlich in zwei verschiedenen Zeitungen am gleichen Tage in Konzertberichten Guiseppe geschrieben; natürlich sind daran nur die bösen Setzer schuld, die sehen den i-Punkt in der Handschrift über dem falschen

Strich. Wäre Guiseppe richtig, so müßte der Name im Deutschen nicht Josef, sondern etwa Wisef oder auch Gisef heißen; aber das führt uns zu weit ins lautliche Gehege.

Gehen wir lieber einmal zu den Diplomaten. Da taucht seit kurzem immer häufiger in den Zeitungen ein seltsames Fremdwort auf, **Revirement**, ein seltenes und sicher wenig bekanntes, obgleich wir es schon lange haben (wenigstens steht es in den Fremdwörterbüchern). Da wird in den Blättern, meist wohl infolge von „offiziösen" Mitteilungen, unter der Überschrift „Diplomatische Revirements" von den Versetzungen und Ersetzungen einiger „Legationssekretäre" berichtet, oder es wird von „Revirements in der Provinzialverwaltung" oder von „Revirements bei den obersten Justizbehörden" gesprochen und dann immer von Verschiebungen berichtet. Was heißt nun „Revirement"? Die meisten werden es erst „erraten", wenn sie den Inhalt der ganzen Sätze kennen gelernt haben, denen das Wort gewöhnlich als Überschrift dient, und „Verschiebung" oder ähnliches scheint mir die passendste Verdeutschung zu sein. Nichts Ähnliches aber bieten die Fremdwörterbücher; Campe und Sarrazin haben das Wort überhaupt nicht; Hausding verdeutscht: „Abrechnung (durch Übertragung); Wenden (eines Schiffes)"; Heyse-Lyon aber bietet folgende Verdeutschungen: „Schifferſprache: das Wenden eines Schiffes; Kaufmannssprache: die Abrechnung zwischen mehreren Schuldnern und Gläubigern durch Übertragung und Ausgleichung; im französischen Staatsleben: die Verwendung der Überschüsse eines Etats-Titels zu anderweitigen, nicht im Etat vorgesehenen, oder doch nicht bewilligten Ausgaben"; — und Eitzen verdeutscht: „Ab- und Zuschreibung(en); Übertragung(sverkehr); Abrechnung". Von den Verdeutschungsbüchern des Sprachvereins ist es nur eins, „Die Amtssprache", das das Fremdwort aufweist, mit den Verdeutschungen „Übertragung,

Abrechnung". Also nicht einmal hier, wo man es erwarten müßte, ist die Bedeutung erwähnt, in der es jetzt vielfach gebraucht wird; ist diese nun ganz neu, oder ist sie schon älter, aber ein Geheimnis der Sprache einer besonderen Kaste, das selbst der findige Verfasser dieses Büchleins, Landgerichtsrat Bruns, nicht entdeckt hat? Von allen jenen Erklärungen und Übersetzungen würde ja nur „Abrechnung" zur Not den Begriff wiedergeben, der jetzt mit „Revirement" verbunden wird; aber doch nur etwa dann, wenn es sich um „Strafversetzungen" handelte. Im Französischen aber hat das Wort allerdings noch eine andere Bedeutung, die nun zu den von Heyse-Lyon beigebrachten — deren dritte aber nicht richtig ist, weil für sie heutzutage nur noch virement gebräuchlich sein soll — hinzugefügt werden müßte, nämlich: „plötzliche Änderung, Glückswechsel, Umschwung". In dieser wendet man jetzt dieses alt-neue Fremdwort an, das sicherlich von manchem Leser gar noch fälschlich mit „Revier" in Zusammenhang gebracht wird. Ist aber dies „Revirement" nicht ein höchst überflüssiger und sehr entbehrlicher Fremdling, für den uns genug deutsche Ausdrücke zur Verfügung stehen?

Und das Wort **Diplomat** selbst — woher kommt das wohl? Diplom ist das griechische *δίπλωμα*, und das bezeichnet ein gefaltetes Papier (von *διπλόειν* falten, *διπλόος* doppelt), dann Empfehlbrief und amtliche Urkunde. Als nun um 1700 Leibniz und Dumont ihre Urkundensammlungen zum Völkerrecht herausgaben, jener 1695 den Codex Juris Gentium Diplomaticus, und dieser den Corps Universel Diplomatique du Droit des Gens, da übertrug man leicht den Ausdruck „diplomatisch" von dem Begriff des Diploms, der Urkunde, auf den des Völkerrechts, von dem diese Werke handelten, d. h. auf den des internationalen Verkehrs. Mancher Diplomat muß der ursprünglichen Bedeutung seines Namens gemäß doppeltes (*διπλόος*) Spiel spielen.

Aus dem Griechischen stammt auch das Wort **Amnestie**, das so oft in den Blättern erscheint, wenn ein freudiges, oder auch ein trauriges Ereignis einen Fürsten treibt, von seinem Begnadigungsrechte reichen Gebrauch zu machen. Wie bei so vielen Fremdwörtern versteht auch bei diesem jeder ohne weiteres den damit verbundenen Begriff, aber eben nur die Griechen unter uns kennen seinen Ursprung und seine Urbedeutung. Das Wort ist des gleichen Stammes, wie das für „Gedächtniskunst" so oft angewendete Mnemotechnik: *μνήμων* heißt eingedenk, *μιμνήσκω* ich erinnere, *ἀμνησία* das Nichtgedenken; Amnestie also bedeutet das „Vergessen" einer Schuld, danach auch den Straferlaß. Bismarck hatte, so großen Fremdwörterreichtum auch seine Reden und Briefe zeigen, doch besonders bei amtlichen Erklärungen und Botschaften das Streben, fremde Ausdrücke zu verdeutschen oder zu erläutern; so hat er auch einmal gesagt: „Die Begnadigung oder die Amnestie, oder welchen anderen Euphemismus Sie anwenden wollen, ist ein Recht der Krone" — hat damit also die Amnestie geradezu als eine Verschleierung des klaren deutschen Ausdruckes bezeichnet.

Noch mehr als von der Amnestie spukte es kürzlich in den Blättern von der **„Utraquisierung"** in Galizien und Ungarn. Gar mancher wird darüber weggelesen haben, ohne es zu verstehen: Das Wort ist — wie es scheint — ganz neu gebildet; in den großen Fremdwörterbüchern wenigstens fehlt es vollständig: da ist nur von den Utraquisten die Rede, von denjenigen Hussiten die den Genuß des Abendmahls „unter beiderlei Gestalt" verlangten, was lateinisch sub utraque specie heißt; und höchstens noch von „utraquistisch", das da „zweisprachig" bedeuten soll, obgleich von „Sprache" in diesem Worte gar nichts gesagt ist. Hiervon hat man nun jetzt das schöne Mischwort „Utraquisierung" gebildet, um in einem Worte ausdrücken zu können, was man sonst wohl „die Einführung

der Zweisprachigkeit" oder „der Doppelsprachigkeit" nennen zu müssen glaubt. Als wenn man nicht meist die „Einführung" ganz weglassen und einfach sagen könnte „die Zweisprachigkeit der Lehrerbildungsanstalt in Teschen wird recht eilig betrieben" statt die „Utraquisierung usw."

Neulich hörte ich zweier Leute Unterhaltung, in der immer wieder das schöne Wort **„kalkulieren"** vorkam; ob sie wohl eine Ahnung davon hatten, woher das Wort kommt und wie es heißt? Es hängt mit K a l k zusammen — wer lacht da? — Tatsächlich! calx heißt auf Lateinisch der Kalk oder Kalkstein; mit einer Verkleinerungssilbe davon gebildet ist das Hauptwort calculus (das Steinchen), das besonders den Rechenstein auf dem Rechenbrett bezeichnete, und dann die Berechnung selbst; wir haben dieses Wort noch in der wunderschönen französischen Form der K a l k ü l. Von calculus leitete man später calculare ab, und davon französisch calculer, deutsch kalkulieren.

Vom Kalkulieren ist es nicht weit zu den **Prozenten.** Dem Sprachvereine und seinen Bestrebungen ist es zu danken, daß man jetzt statt P r o z e n t so häufig v. H. liest: eine neue Anleihe zu 3 v. H.; die Aktien verzinsen sich zu 6 v. H. usw. usw. Aber man liest nun auch häufig: „Die Ausgabe der 6 v. H. Anleihe der und der Gesellschaft", „die 3 v. H. Konsols gaben gestern 1 v. H. nach" usw.; ja, k a n n man das wirklich l e s e n? Man schreibt es und druckt es, aber lesen? Wie denn? Etwa „die sechsvomhundertige Anleihe", die „dreivomhunderten Konsols"? Nein! Die meisten werden d i e s e s „v. H." unbeirrt wieder zu „prozentig" auflösen, und darum sage ich: v. H. ist eine treffliche Verdeutschung für Prozent, aber nicht für prozen t i g. Nun haben wir „verzinslich" und sprechen z. B. von „österreichischen silberverzinslichen Papieren", aber „dreieinhalbverzinsliche Konsols"? — das ist zu schwerfällig, und darum, meine ich, steht nichts im Wege, ein n e u e s Eigenschaftswort von Zins zu

bilden, nämlich „zinsig", das bisher wohl nur in der Zusammensetzung „wachszinsig" vorgekommen ist, also zu sprechen von „sechszinsigen Chinesen", „dreieinhalbzinsigen Konsols" usw. Daß man diese Verdeutschung nicht überall anwenden, z. B. nicht von einer „zweizinsigen Karbollösung" sprechen kann, schadet nichts. Kann man etwa einfach „zweiteilige Karbollösung" sagen? Sonst bringt vielleicht ein findiger und deutschgesinnter Apotheker auch für die „zweiprozentige Lösung" eine brauchbare Verdeutschung.

Mein Vorschlag wird auch dadurch nicht überflüssig, daß kürzlich in der „Zeitschrift für Dampfkessel- und Maschinenbetrieb" ein anderer gemacht worden ist, der dahin geht man solle „v. H." ganz fallen lassen und durch „Hundertstel" (Hl. abgekürzt) ersetzen, dann könne man z. B. auch in dem Satze „der Kaufmann rechnet nach Prozenten" das Fremdwort verdeutschen, was bei „vom Hundert" nicht möglich sei. Das ist ganz hübsch, aber daß uns für „prozentig" ein deutsches Eigenschaftswort fehlt, daran hat der Verfasser dieses Vorschlages auch nicht gedacht, denn von „dreihundertsteligen Konsols" wird er wohl nichts wissen wollen, da man es kaum aussprechen kann. Auch das Hauptwort „Hundertstel" ist ja eigentlich schon reichlich zungenbrecherisch, und es dürfte nicht gar viel Aussicht auf Verbreitung haben, obschon es jene Zeitschrift der preußischen Dampfkessel-Überwachungsvereine in Zukunft ausschließlich gebrauchen will, denn „das Kapital verzinst sich mit 3½ Hundertsteln" ist weniger deutlich, und spricht sich weniger flüssig, als „verzinst sich mit 3½ v. H." Man sieht auch hier wieder, daß wir für ein Fremdwort nicht immer mit einer Verdeutschung auskommen — man denke wieder an Interesse und Milieu und so manches andere „vielsagende" Fremdwort —: in jenem Satze vom Kaufmann u. ä. (z. B. „hier kommt es auf die Prozente an"), wo von „Prozenten" die Rede ist, verdeutsche

man immerhin durch Hundertstel, obgleich zu fürchten ist, daß wir das Fremdwort d a am schlechtesten los werden, anderseits je nach dem Zusammenhang andere Verdeutschungen wie „Zinsen", „Erträgnis", „Gewinnanteil" u. ä. passender erscheinen werden; wo man aber von „5 %" (Proz**ent**) spricht, behalte man „v. H." bei, das sich schon weitester Verbreitung erfreut; und wo ein E i g e n s c h a f t s w o r t erforderlich ist, versuche man es einmal mit meinen „dreizinsigen Schuldverschreibungen".

Aber es steht zu fürchten, daß die Börsenleute am allerwenigsten von süßer Gewohnheit lassen können, süßer Gewohnheit an a l t e n Fremdwörtern zu hängen — und n e u e einzuführen. Da ist „**Concern**" so eine neue börsendeutsche Errungenschaft, mit der die deutsche Sprache erst vor ein paar Jahren bereichert worden ist. Da hieß es einmal in den Zeitungen: „Die zum C o n c e r n Kreditanstalt-Kummer gehörigen Werte nähern sich mehr und mehr dem Nullpunkt"; dann kamen der „Trebertrocknungs-Concern" und der „Spielhagen-Concern" und viele andere, und jetzt schreibt man von der „Verschmelzung mehrerer großer Kohlenwerke zu einem 800 Millionen Mark Kapital umfassenden C o n c e r n" und vom „Konzern Dresdener Bank-Schaffhausenscher Bankverein". Man beachte hier nebenbei die wunderherrliche und sinnvolle Verbindung der beiden „Concernenten" durch Bindestriche, sowie die versuchte Eindeutschung des Concerns durch deutschere Schreibung! Also die „Gruppe" ist schon lange kein „erstklassiges" Börsendeutsch mehr, das „Syndikat" hatte ihr den Rang abgelaufen; und nun wird dieses wohl mit dem „Concern" einen Wettlauf machen müssen, bis eins von beiden zu Tode gehetzt und zur Strecke gebracht ist, — oder auch beide, so daß dann wieder ein neues Fremdwort zum Ersatz herangeholt werden kann. Der „Concern" — oder heißt es etwa „d a s Concern"? ich gestehe offen, ich weiß es nicht (vgl. S. 58 f.) — steht bisher in den meisten Fremd-

wörterbüchern nicht: Campe kennt nur „concerniren", ebenso Heyse-Lyon (1893); bei Eitzen (1894) und Sarrazin (1889) fehlt auch dieses, ebenso beides in den „Verdeutschungsbüchern" des Sprachvereins bis 1902; die dritte Auflage des „Handels" aber (1902) fügt den neuen Eindringling ein und gibt als Verdeutschungen: „Angelegenheit, Sache, Geschäft; Verkehr; Gemeinschaft, Gruppe"; und bei Hausding (1903) steht: „Einfluß, Geschäftsbereich; Gruppe, Gemeinschaft, Verkehr (für welch letztes der Verfasser jetzt ‚Beziehung' einzusetzen wünscht); Betreff, Geschäft, Sache." Daß der Eindringling ein Engländer ist, braucht nicht erwähnt zu werden, ist doch Englisch immer noch Trumpf bei der Einfuhr von Sprachwaren! Wieviele aber, die von solchem Concern reden oder schreiben, wissen wie man es eigentlich englisch ausspricht, und wissen was es eigentlich heißt? Das Zeitwort to concern kommt von lateinischem concernere (mischen, später sichten, unterscheiden, sich beziehen auf, angehen) und hat die verschiedensten Bedeutungen, ebenso das von ihm gebildete Hauptwort, dessen Bedeutung sich kurz so entwickelt hat: Beziehung, Anteil, Angelegenheit, Geschäft.

Eine andere Zusammensetzung des lateinischen Zeitwortes cernere ist decernere bestimmen, entscheiden; dieses haben wir in den ziemlich allgemein bekannten Fremdwörtern Decernent und **Decernat.** Rudolf von Gneist hat einmal das Wort „Referat" als eine barbarische Fälschung statt des richtigen „Relation" getadelt; und tatsächlich, es wäre barbarisches Latein, wenn man von referre die Form referatum gebildet hätte, da doch der kleinste Lateiner weiß, daß refero mit rettuli, relatum abgewandelt wird, und dies sicherlich nicht so leicht vergißt; und ein Zeitwort referare gibt es nicht. Eben solche Unformen sind aber auch Decernat von decernere und Inserat von inserere. Dunger in Dresden bietet nun in einem der letzten „Wissenschaftlichen Beihefte" der Zeitschrift des Sprachvereins eine

ganz neue und überaus ansprechende Erklärung dieser drei sonderbaren Formen; nach ihm nämlich sind alle drei die versteinerten, ganz klassisch richtigen Konjunktivformen referat, decernat, inserat. Wie die Amtssprache solche lateinischen Zeitwortformen bewahrt hat wie placet, veto, vidi, vacat, confer (cf.), so wurden und werden z. T. noch in ihr manche Weisungen in lateinischen Konjunktivformen erteilt wie audiatur et altera pars, fiat, deleatur (jetzt noch in der Abkürzung S beim Druckberichtigen üblich); so wurde denn auch, wenn ein Bericht zu erstatten war, auf die Akten geschrieben referat NN., oder sollte ein Beamter selbständig entscheiden, decernat NN. Da referat meist als ‚Ref.' abgekürzt wird, so versteht man es jetzt mehr als ‚Referat'; und anderseits bezeichnet ‚Referat' nicht allein ‚Relation', sondern auch „das Amt des Berichters", z. B. Herr G. hat das Referat, wie Dezernat ja das Amt des Dezernenten ist. Auch ‚Inserat' erklärt Dunger nun auf diese Art; es sei entweder Abkürzung des Aktenvermerks inseratur, oder die aktive Form inserat selbst, bei der — wie bei referat und decernat — der Name des Beamten zu ergänzen sei, der eben die Einfügung in die Akten oder die Einrückung in eine Zeitung zu besorgen habe. Daß Zeitwortformen zu Hauptwörtern erstarren, sei ja nicht auffällig, führt Dunger zum Schlusse aus, man brauche nur an solche zu denken wie Fazit, Plazet, Defizit, Datum, Faktum, Debet, Vademecum u. a., und an die dem Dezernat genau entsprechenden Konjunktivformen Prosit, Imprimatur, Vivat, Exequatur; dies letzte werde jetzt häufig weiblich angewendet und dabei auf der letzten Silbe betont in falscher Anlehnung an Kreatur, Kommandantur u. ä., und solch falscher Anlehnung — nämlich an Mandat, Reservat, Cölibat u. a. — verdanken auch unsere Dezernat, Inserat und Referat ihre falsche Betonung auf der letzten statt auf der zweiten und auf der ersten Silbe.

Auch von den meisten der hier eben genannten Fremdwörter darf gelten, daß mancher Leser nicht weiß, wo er sie hintun soll, woher sie kommen, was sie ursprünglich bedeuten usw. Aber sie sind ihm trotzdem wohl als ganz festumrissene Begriffe bekannt, geläufig und vertraut, er verbindet mit ihnen allerhand Vorstellungen, die doch oft eigentlich von vornherein gar nicht darin stecken. Aber wehe dem, der ihm ein deutsches Wort dafür vorschlägt, in das er nun ebenfalls so vielerlei hineinlegen soll! Ja, das darf man doch nicht von ihm verlangen! Und warum? Nun, da denkt er eben nach, das deutsche Wort kann er sich — wenigstens häufig — seinem Begriffsinhalte und seiner Bedeutung nach ganz klar machen, die Fremdwörter aber — ja nun, die sind so „furchtbar bequem", da steckt man allerhand Begriffe hinein, soviel sie nur fassen können.

Da haben sich z. B. jetzt die Töffmenschen solch ein Wort genommen, diesmal ein französisches, garage; das kommt von se garer ausweichen, das übrigens nichts anderes ist als unser deutsches „wahren", und es bedeutet im Eisenbahnwesen das Ausbiegen, und im Schiffswesen das Führen eines Schiffes in einen Flußhafen; da nun voie de garage, eigentlich Ausweichgleis, oft ein Gleis ist, das in einen Schuppen führt, so meinte man wohl, garage heiße „Schuppen", und nennt nun einen Töffstall oder Autschuppen eine **Automobil-Garage**. Vornehm und geschmackvoll, nicht wahr? Und so prangt das häßliche, für uns siebensilbige Wort, das die unangenehme, weichliche Sippe der Bagage, Arbitrage, Blamage u. a. bereichert, an den großen Gasthöfen und auf den Schildern der Töffbauer und Töfflicker, und wir werden es wohl nimmermehr los. Wenn es wirklich auch in Frankreich jetzt in diesem Sinne gebraucht wird, so dürfte das trotzdem keine Veranlassung für uns sein, das Wort aufzunehmen, denn ein selbstbewußtes Volk, und zudem eines, das eine so reiche, bild- und bieg-

same Sprache hat wie das deutsche, sollte sich selbst für in der ganzen Welt gebräuchliche neue Dinge doch eigene Wörter und Namen prägen.

Natürlich muß man dann erst wissen, was das zu benennende Ding selbst ist; das ist aber oft gar nicht klar, und selbst Fachleute wissen oft mit solchen ihren Sachen nicht einmal Bescheid. Da streiten sich z. B. die Leut' herum um den Ausdruck **Boxkalf.** Boxkalfschuhe werden jetzt allenthalben von den Schuhmachern, oder vielmehr Schuhhändlern oder Schuhwarenhaus-Besitzern angepriesen; wenn man sie aber fragt, was das für Schuhe sind, so heißt es: „Ja, das ist ein besonders feines Leder; was das Boxkalf aber eigentlich heißt und ist, das wissen wir nicht." Nun, Schafleder und Rindleder ist es nicht, denn kürzlich ist jemand verurteilt worden, weil er Schuhe aus Schafleder und solche aus Rindleder betrügerisch als Boxkalfschuhe verkauft hat. Ja, was ist es denn nun? Mit Kalb muß es doch mindestens etwas zu tun haben, darauf deutet doch schon die meist beliebte, halb eingedeutschte Schreibung des Wortes mit k statt c. Was in der Zeitschrift des Sprachvereins (Okt. 1903) von Erklärungen über den Ausdruck zusammengestellt worden ist, nachdem ich die Frage aufgeworfen hatte, das sei hier im Auszuge abzudrucken gestattet: „Boxkalf ist eine Art Kalbleder (oder auch anderes Leder), von Wichsleder dadurch unterschieden, daß es erstens nicht mit Lohe, sondern mineralisch (mit Chrom) gegerbt ist, und zweitens mit den Narben (der Narbenseite, Haarseite, Fellseite) nach außen verarbeitet wird. Das ganz entfettete, auf der Oberfläche feingenarbte, zähe Leder soll erst seit kurzer Zeit, anfangs nur von der Sattlerei, dann erst von der Schuhmacherei verwendet worden sein. Es stammt aus Amerika, wird aber nun schon lange auch in Deutschland hergestellt." — Über den Namen dagegen gebe es nur Vermutungen, hieß es weiter, die es z. T. aus plattdeutschem bock und kalf (oder kalw) herleiten möchten, meist aber

und mit einleuchtenderer Berechtigung als englisch fassen. In dem ersten Bestandteil solle dann entweder der amerikanische Erfinder des Verfahrens, Box, genannt sein, oder eine Andeutung stecken auf die erste Verwendung des Leders zu Sattlerarbeiten als Koffern, Schachteln u. dgl. (englisch box heißt ja Schachtel, Koffer), oder auch die Unverwüstlichkeit des Leders — aber wie? — angedeutet sein. Wahrscheinlich sei der Name willkürlich erfunden, ebenso wie die anderen Namen für den selben Stoff Starcalf und Oscaria, und er werde auch schon oft ganz eingedeutscht zu Boxkalbleder oder durch „Glanzkalbleder" ersetzt, wie es ja überhaupt besser sei, für solche Erzeugnisse deutsche, den Begriff klar kennzeichnende Wörter zu verwenden. — Endlich erwähne ich noch, daß mir der Ausdruck „Boxcalf" kürzlich von einem Fachmanne als „Leder von ungeborenen Büffelkälbern" erklärt wurde; und da nun englisches box mundartlich den Leib der Kühe oder Stuten bezeichnet, und anderseits „Jack-in-the-box" in der Volkssprache neben vielen anderen Bedeutungen auch die hat „Kind im Mutterleibe", so könnte ja boxcalf das „Kalb im Mutterleibe" bezeichnen.

Vor fünfzehn Jahren schon kannte man in England „Sunlight Soap". Da war es denn natürlich die höchste Zeit, daß auch wir damit beglückt wurden, und so sieht man nun jetzt alltäglich in den großen Zeitungen und Zeitschriften Anzeigen, aber nicht über „Sunlight Soap", die etwa die englische Firma nach Deutschland gebracht hätte, auch nicht über „Sonnlicht-Seife" oder „Sonnenlicht-Seife", die eine deutsche Firma anböte, sondern eben über „Sunlight Seife" (stets so gedruckt, also nach englischem Vorbild ohne Bindestrich); die herstellende Firma ist, soviel ich weiß, nicht in England, sondern in der Schweiz. Ich möchte wissen, in wievielerlei falscher Aussprache diese sprachlich so anfechtbare, sonst vielleicht wirklich gute Seife in den Läden gefordert wird! — Fast sollte man nun

aber meinen, bei dieser Sunlightseife liege eine ähnliche Absicht vor sie deutscher zu machen wie bei Vorkalf statt Vorcalf, wenn jetzt in einigen Anzeigen das **g** ein so kurzes Schwänzchen hat, daß es fast wie **c** aussieht (also etwa Sunlichtseife).

Sprachlich sehr anfechtbar, nur in ganz anderer Art, ist auch das Wort **Shlips.** Sieht es nicht ganz und gar englisch aus mit seinem **Sh?** Gewiß! Aber merkwürdig, das Englische kennt dieses Wort ja gar nicht; wer z. B. im großen englischen Wörterbuche von Muret-Sanders danach sucht, wird es im englisch-deutschen Teile überhaupt nicht finden; im deutsch-englischen aber findet er folgendes: „Schlips [engl.], m. tie, necktie; scarf." Schön, schreiben wir Schlips deutsch mit Sch, wie es auch die Einheitsschreibung vorschreibt, aber lassen wir uns nicht durch die eckigen Klammern bei Muret verführen, es nun doch für englisch zu halten; es scheint vielmehr, daß unser Wort mit „schlüpfen" (got. sliupan) und mit „Schlupf" = Schlinge zusammenhängt. Im Bergischen heißen auch z. B. die Schlipse der Frauen ganz allgemein: der Schlupp, Mz. die Schlüppe.

Unsere Frauen tragen jetzt vielfach **„fußfreie"** Kleider; aber da ist Wustmann gekommen und hat diesen Ausdruck für eine „Sprachdummheit" erklärt. Ist er das wirklich? oder ist er nicht vielmehr nur eine kleine „Sprachkühnheit"? Kann man es nicht mit „keimfrei" vergleichen, weil das fußfreie Kleid frei, unbelästigt vom Fuße ist, wie die Milch frei, gesäubert, entseucht von Keimen? Gewiß! Auch gibt es noch andere Zusammensetzungen mit „frei", in denen dieses weder „frei von" wie in „fehlerfrei", „fieberfrei", noch „frei wie" wie in „vogelfrei", noch „frei wegen" wie in „hitzefrei" bedeutet; so haben wir z. B. „gastfrei" in der Bedeutung „frei(willig), gern Gäste aufnehmend", wozu Logau einmal ein hübsches Wortspiel gemacht hat:

Parcus (Geizhals) hat sonst keine Tugend, aber gast-
frei will er sein,
Läßt, damit er dies erlange, keinen in sein Haus
hinein;

wo es denn eben als „frei von Gästen" im Scherze gedeutet wird. Wir haben ferner „geistesfrei" im Sinne von geistig frei, dem Geiste nach frei; wir haben „postfrei", eine ziemlich „freie" Bildung, auch so eine Art „Sprachkühnheit", wenn es nicht etwa gedacht ist als „frei von Postgebühren", sondern „freigemacht nach den Bestimmungen der Post"; wir haben „scheinfrei" in doppelter Bedeutung, einmal = frei von Schein, dann aber auch = nur dem Scheine nach frei; Heine hat einmal „wälderfrei" im Sinne von frei in den Wäldern lebend; auch „willensfrei" paßt in keine der genannten drei Gruppen, und so sind noch manche „freiere" Zusammensetzungen mit „frei" vorhanden, z. B. mietfrei, reichsfrei, schußfrei, stichfrei, wahlfrei, zeitfrei. Nun gibt es aber noch zwei derartige Eigenschaftswörter im deutschen Schrifttum, an die sich unser „fußfrei" noch genauer anpassen würde als an „keimfrei": bei dem bekannten Germanisten und Büchersammler Meusebach kann man das Wort „maulfrei" finden im Sinne von „frei mit dem Maule, frei mit der Sprache herausgehend"; und Rückert hat einmal „rückenfrei" für „frei im Rücken, im Rücken gegen Angriffe gedeckt". Also: frei mit dem Maule, frei am Maule, das Maul frei lassend, frei bezüglich des Maules, wie man heutzutage so schön sagt; frei im oder am Rücken, den Rücken frei lassend, frei bezüglich des Rückens; und so denn auch: frei am Fuße, den Fuß frei lassend, frei bezüglich des Fußes. Endlich aber hat auch Dunger in Dresden noch darauf hingewiesen, daß „kostfrei" im 16. und im 17. Jahrhundert in doppeltem Sinne vorkam, einmal „frei von Kosten, unentgeltlich, also freigemacht", dann aber

auch = „freigebig, die Kosten frei gewährend, also freimachend", ferner daß „frei" diesen Sinn (= freimachend) auch in anderen Zusammensetzungen hat wie Freimarke, Freibrief, Freikarte und Freistatt, und daß also auch „fußfrei" eben heißen kann „den Fuß freimachend, freilassend". Aber wie man das Wort nun auch verteidigen will: freuen wir uns doch über die reiche Bildungsfähigkeit unserer schönen Muttersprache, auch wenn mal ein neues Wort ein wenig „frei" gebildet zu sein scheint! Die Hauptsache ist doch, daß es deutlich und für jedermann verständlich ist, und das ist „fußfrei".

So auch darf man es nicht übel nehmen, wenn Hausbesitzer ihre Häuser oft als **„feuchtfrei"** = „frei von Feuchtigkeit" anpreisen; „feuchtigkeitsfrei" möchte manchem richtiger erscheinen, aber warum nicht auch einmal von dem kürzeren Hauptworte „die Feuchte" eine solche Zusammensetzung bilden? Unserem heutigen Schriftdeutsch ist dieses ja zwar fremd geworden, aber das Schriftdeutsch kennt wohl auch kaum solche mundartliche aber doch auch nur von reichster Bildungsfähigkeit der Sprache zeugende Wörter, wie: die Alte, die Finstere, die Gänze, die Gräde, die Heitre, die Trockne für Alter, Finsternis, Gesamtheit, Geradheit, Heiterkeit, Trockenheit.

Von dem fußfreien Kleide aber ist es nicht weit zum **„Reform-Kostüm"**. Auch dem soll es an den Kragen, aber mit mehr Recht als jenem, denn es ist eine häßliche und eigentlich nichtssagende Fremdwort-Koppelung. Auf ein Preisausschreiben, das die „Deutsche Moden-Zeitung" auf Wunsch eines Leipziger Hauses voriges Jahr veröffentlicht hatte, sind mehr als 1000 verschiedene Verdeutschungen für den Ausdruck „Reform-Kostüm" eingelaufen. Die Art, wie man „das (!) Cakes" aus der deutschen Sprache zu verdrängen suchte — leider ist es ja vorläufig bei dem „Versuche" geblieben, weil das „Knusperchen" (auch leider!) gar zu viel angefeindet wurde; und von dem Erfolge

des zweiten Wettbewerbes hat man nichts gehört — diese Art, gute Verdeutschungen durch Preisausschreiben zu erzielen, scheint also Schule zu machen. Zwar hatten sich diesmal nur 2508 Bewerber gefunden, während dem „Cakes" nicht weniger als 15 349 (mit mehr als 5000 Verdeutschungen) zu Leibe rückten, aber auch hier boten die Vorschläge des Heiteren und des Ernsten genug und zeigten den regen Eifer für die gute Sache. Da sind Leute, die mit bitterem Hohne von einer Stoffpelle sprechen, oder von einer Kleiderkutte, oder von einem Glockenkittel; da sind andere, die dem Wallenden und Fallenden der Tracht Ausdruck geben wollen durch Wörter wie Langfaller und Faltenwaller, und wieder andere schlagen z. B. Frei-Gewand vor. Einer meint mit der Form „Weitling" das Richtige getroffen zu haben, womit man bisher aber nur eine Art von Schüsseln bezeichnet hat. Unter den Zusammensetzungen mit „-kleid", die ja wohl am nächsten lagen, seien erwähnt Glattkleid, Schmiegekleid und Kosekleid — „Kosekleid" ist gut! — Wie aber 102 Leute unabhängig voneinander auf „Knusperchen" verfallen sind, so jetzt 51 auf „Schulterkleid"; dieses „Schulterkleid" hat den Preis bekommen. Und warum auch nicht? Zwar ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß Berufene und Unberufene mit tausendundein Gründen dem Neugeborenen ebenso wie dem armen Knusperchen den Garaus zu machen trachten werden, aber es wäre wirklich zu hoffen, daß es alle etwaigen Angriffe überlebt. Das Wort ist tadellos gebildet, wenngleich es keine Vorbilder zu haben scheint außer dem Beinkleid. Dieses wird man nun gerade vielleicht zum Angriff benutzen und sagen: das Beinkleid ist eben nur für die Beine, das Schulterkleid aber nicht nur für die Schultern, sondern für den ganzen Leib. Das ist wohl wahr, aber — wie ich schon öfters betonte — wenn wir solche Haarspaltereien treiben wollten, dann müßten wir ein gut Teil unsres deutschen Wortschatzes in Acht und Bann tun, weil

eine beträchtliche Anzahl von Wörtern „eigentlich“ etwas ganz anderes bezeichnen. „Schulterkleid“ ist gutes Deutsch, es ist kurz, zum mindesten kürzer als „Reform-Kostüm“, und es gibt schlagend den Kernpunkt des Begriffes wieder, viel schlagender noch als das Fremdwort; denn spricht dieses nur von „Reform“ als solcher, so bezeichnet das „Schulterkleid“ eben klipp und klar, wo die „Reform“ eingesetzt hat.

Ich sagte soeben „**mit tausendundein Gründen**“— ist das aber nicht falsch, zum mindesten eine sprachliche Härte? Muß es nicht heißen „mit tausend und einem Grunde“, wie es auch heißt „Tausend und eine Nacht“? Ja, dies letzte ist ein feststehender Titel, an dem allerdings nicht gerüttelt werden kann, aber im übrigen besteht im Deutschen die Freiheit zu sagen „mit tausend und einem Grunde“ und „mit tausendundein Gründen“; das erste soll allerdings häufiger sein. Sanders hat Belege sammeln wollen, ist aber wohl nicht dazu gekommen diese Sammlung zu veröffentlichen, man vgl. seinen Aufsatz „Über Zahlwörter wie 101, 201 usw.; 1001 usw.“ in seiner „Zeitschrift für deutsche Sprache“ III. 18ff. Sanders meint da zwar, die Mehrzahl des Hauptwortes entspreche mehr dem Französischen, in dem es heiße „j'ai cent une fortes raisons“ — wie man im Englischen sagt „the hundred and one odd chances“ — aber nach meinem Sprachgefühl überwiegt bei diesen Zahlen doch auch im Deutschen der Begriff der Vielheit den des ausgesonderten „ein“, und ich würde mich an „101 Kiebitzei“ stoßen, und ebenso an einen Buchtitel „Hundert und eine neue Fabel“ (statt „Hundertundein neue Fabeln“). Ja, für mich sind diese Zahlen, wie es ja eigentlich natürlich ist, so sehr Begriffe der Vielheit, daß ich sie ebensogut in einem Worte schreibe (hundertundein, tausendundein) wie einundzwanzig, neunundvierzig usw. Als „sprachliche Härte“, aber auch lediglich als eine rein äußerliche für das Auge, kann man es m. E.

nur dann anfechten, wenn das Zahlwort gedruckt ist wie es unsere Setzer nun einmal gewöhnlich drucken, in drei getrennten Wörtern: „mit tausend und ein Gründen"; das ist aber gegen die Regel, denn im Duden wird ausdrücklich die Schreibung „hundertundeins" gefordert, also muß man auch „hundertundein" und „tausendundein" in einem Worte schreiben. Es ist also Sprachgefühlssache des einzelnen, ob er sagen zu müssen meint „mit tausendundein Gründen" oder „mit tausend und einem Grunde".

Gegen das allgemeine Sprachgefühl aber verstößt es, wenn man ein Denkmal für drei Männer ein **Massendenkmal** nennt. Als das jüngst enthüllte Denkmal für Beethoven, Haydn und Mozart in Berlin erst geplant war, da hieß es allgemein in den Zeitungen, man beabsichtige „ein Massendenkmal für Haydn, Mozart und Beethoven zu errichten". Diese Bezeichnung ist doch nicht allein geschmacklos und häßlich, sondern auch geradezu falsch. Man kann wohl von einem Massenaufgebote sprechen, d. h. einem Aufgebote von großen Massen; von einem Massenfeuer, d. h. gleichzeitigem Feuer aus einer Menge von Gewehren; von einem Massengrabe, dem gemeinschaftlichen Grabe vieler Verstorbener, z. B. Soldaten; von Massenmord, auch von Massenstreik, Massenunterricht und Massenartikeln — aber Massendenkmal? Das könnte doch nur ein Denkmal für eine Masse, für eine Menge von Leuten sein; z. B. das Denkmal auf solchem Massengrabe könnte man etwa ein Massendenkmal nennen, aber jenes für die drei großen Musiker hätte doch höchstens ein Gruppendenkmal genannt werden dürfen. Ein solches ist es nun ja allerdings nicht, die drei Männer stehen nicht zur Gruppe; aber selbst wenn sie eine solche bildeten, so wäre doch selbst die Bezeichnung „Gruppendenkmal" ganz überflüssig, denn wenn es heißt: „Man will ein Denkmal für Haydn, Mozart und Beethoven errichten", so kann das gar nicht

heißen „man will drei Denkmäler für Haydn, Mozart und Beethoven errichten", sondern nur „ein gemeinsames Denkmal"; eine nähere Bestimmung ist also gänzlich überflüssig, und wer es gar ein Massendenkmal nennt, der versündigt sich ebenso sehr gegen jedes gesunde Sprachgefühl wie der Zeitungsschreiber, der jüngst beim Tode Menzels schrieb: „Die ärztliche Untersuchung der Leiche Menzels hat ergeben, daß der große Künstler ebenso wie der große Gelehrte Helmholtz einen richtigen Wasserkopf besaß" — besaß? Man denkt unwillkürlich, daß er ihn in Weingeist eingemacht — oder in Spiritus präpariert-konserviert — auf dem Schreibtisch oder Büchergestell stehen hatte. Diese Verwechselung von „haben" mit „besitzen" ist ein böser Schaden an unserer Sprache, er frißt leider immer weiter um sich; Wustmann hat fünf Seiten voll der lächerlichsten, häßlichsten Beispiele dafür, die einem z. T. geradezu Schmerz bereiten, und wenn er am Schlusse meint, es sei gar nicht undenkbar, daß es noch dahin komme, daß einer auch Recht und Unrecht besitzt, Glück oder Unglück besitzt, Zeit zu einer Arbeit besitzt, Durst besitzt, das Scharlachfieber besitzt, oder gar einen Floh besitzt, so ist das bei dem schnellen Fortwuchern dieses Übels leider gar nicht unwahrscheinlich.

Weniger das Sprachgefühl, als eine kleine Regel muß uns leiten, wenn wir von so manchen ganz alltäglichen Wörtern die richtige Mehrzahl bilden wollen, worüber manch einer wenig Bescheid weiß. Es sind das die Wörter auf -el und -er, über die Wustmann gleich im Anfange seines bekannten Buches den Rat gibt, sich die Regel bei Tische einzuprägen: wir wissen, daß es heißt die Schüssel, die Schüsseln, aber der Teller, die Teller; das Messer, die Messer, aber die Gabel, die Gabeln; der Löffel, die Löffel, aber die Semmel, die Semmeln, die Kartoffel, die Kartoffeln, und die Auster, die Austern; bei einigem Nachdenken findet daraus jedermann leicht die einfache Regel, daß die männ-

lichen und sächlichen Wörter unverändert bleiben, und nur die weiblichen das „n" der sogenannten schwachen Abwandlung anhängen; so also auch z. B. der Stiefel, die Stiefel; die Nadel, die Nadeln; das Laster, die Laster. Auch an Kiefer und Steuer kann man es lernen: der Baum „die Kiefer" bildet die Mehrzahl „die Kiefern", die Körperteile der Oberkiefer und der Unterkiefer aber nennt man in der Mehrzahl die Kiefer; der Staat erhebt Steuern (von „die Steuer"), aber Schiffe haben Steuer (von „das Steuer"). Ausnahmen gibt es natürlich auch hier, aber es sind ihrer nur wenige.

Greifen wir noch einige der eben aufgezählten Wörter heraus. Da ist z. B. **Stiefel**, wer sieht es diesem Worte noch an, daß es aus dem Lateinischen stammt? aestivale (von aestas, Sommer) heißt sommerlich(es); italienisches stivale bedeutet Sommerschuh; um die Wende des 11. und des 12. Jahrhunderts drang dieses Wort ins Deutsche ein. — Aber der **Teller** ist doch sicherlich urdeutsch? Nein! Erst im 14. Jahrhundert haben wir dieses Wort aufgenommen, und zwar aus italienischem tagliere, das Hackebrett, das zu tagliare, schneiden, gehört, französisch tailler; hiervon natürlich auch die Taille, wörtlich der Schnitt, gleichsam der Einschnitt, den das törichte Mieder in den weiblichen Körper macht, — und anderseits détail, en détail = im Abschnitt, Ausschnitt, vgl. unsere deutschen „Schnittwaren". Auch der einst bei uns heimische maître tailleur — jetzt heißt er „Herren-Garderobe"! — stammt daher: tailleur = Schneider, ganz wörtlich (vgl. S. 104); aber kaum waren wir ihn los, da kam er als Engländer zurück: tailor-made; aus diesem aber machte jüngst eine der Frauen, die sich „Robes et Manteaux" oder „Confection" oder so ähnlich nennen und doch nichts anderes sind als deutsche Näherinnen, Tailor Modes!!

Dahin brachte uns der harmlose Teller, in noch merkwürdigere Gesellschaft wird uns die **Kartoffel**

führen. Jedermann weiß, daß in einem Aufsatze, der „Tartüffe" überschrieben ist, von Heuchlern die Rede sein wird, denn jedermann kennt die Bedeutung des Wortes, und wohl alle Leser auch kennen das Molièresche Lustspiel, dessen Titelheld diesen Namen führt, der später zum Gattungsbegriffe geworden ist. Daß das Wort aber mit unserer Kartoffel zusammenhängt, dürfte manchem noch nicht bekannt sein; die Kartoffel nämlich wurde bei uns ursprünglich Tartuffel genannt, denn sie kam mit dem Namen tartufola zuerst über Italien zu uns; tartufola (Trüffelchen) aber hatte man diese Früchte dort genannt, weil man sie zunächst für Trüffeln gehalten hatte. Das französische „Tartufe" ist nun nichts anderes als italienisches tartufo, die Trüffel; das altfranzösische Wort trufle aber bezeichnet sowohl den Begriff der Knolle wie den der Posse, der Windbeutelei, des Betruges, und auch das mailändische tartuffol z. B. bedeutet sowohl Trüffel wie Geck. „Die Sprache übertrug den Namen einer kleinen Frucht auch auf eine Kleinigkeit in moralischem Sinne, eine Posse, Albernheit", sagt Diez; daß sich der Begriff dann von Albernheit zu Betrug verschlimmerte, ist keine ungewöhnliche Erscheinung.

Also selbst an die alltäglichsten Wörter und Dinge, die wir täglich in den Mund nehmen, kann sich eine weit führende sprachliche Erörterung knüpfen. Oft zwar führt sie zu keinem sicheren Ende, so ist man sich z. B. nicht recht darüber einig, wohin unseres deutschen Zuckerbäckers landläufige Bezeichnung als **„Conditor"** zu tun ist. Merkwürdig scheint, daß in Freytags „Journalisten" der Buchdrucker Henning zu Bolz mit der Frage kommt: „Heißt es Konditor oder Kanditor? Der neue Korrektor hat korrigiert Kanditor." Bolz antwortet natürlich Konditor. Aber Kanditor, Kanditer ist eine ziemlich weit verbreitete Form des Wortes, und die Gelehrten sind sich — wie gesagt — nicht einig, ob sie oder Konditor die ursprüngliche ist. Mit dem

anderen lateinischen conditor (Gründer) von condo, condere hat dieses natürlich nichts zu tun; es käme von condio, condire einmachen, würzen. Das Italienische hat nur den ersten conditor als conditore, Gründer, Stifter, den zweiten nicht, und dieser fehlt auch im Französischen, Englischen, Spanischen usw. Nun sagen die einen: der Konditor hat doch nicht zu würzen, das tut der Koch; Konditor kann daher nur eine gelehrte Veränderung von Kanditor sein; dieses ist die richtige Form, es kommt von kandieren (mit Zucker überziehen) her, dem französischen candir, dieses aber stammt aus arabischem qand, indischem khanda Stückzucker, von khand brechen. Die anderen aber meinen, Konditor müsse die richtige Form sein, und das Volk nur, das sie sich nicht erklären könne, mache die wortspielende Umdeutung zu Kanditor im Denken an den Kandiszucker.

Ebenso unsicher, oder noch unsicherer, ist die Entstehung des Wortes **Bramarbas**. Dieses erscheint zuerst in dem satirischen Gedichte eines unbekannten Verfassers: „Kartell des Bramarbas an Don Quixote", das zuerst 1710 Philander von der Linde (Burkhard Mencke) in seiner „Unterredung von der deutschen Poesie" veröffentlichte. Danach nannte dann Gottsched die von ihm herausgegebene Detharding'sche Übersetzung des dänischen Lustspiels „Jacob von Tyboe eller den stortalende Soldat" (oder der großsprecherische Soldat) von Holberg: „Bramarbas oder der großsprecherische Offizier". Was die Entstehung des Wortes angeht, kann man sowohl an dänisches bram Prahlerei, bramme prahlen denken, wie auch an spanisches bramar brüllen, französisches bramer schreien (vom Hirsch). Aber die anderen Kultursprachen außer dem Deutschen kennen den Bramarbas gar nicht. Pfeffel bildet übrigens einmal eine Mehrzahlform davon und spricht von „sarmatischen Bramarben".

Die Bezeichnung „Bramarbas" kann man häufig auf Leute anwenden, die man sonst auch **Chauvi-**

nisten zu nennen pflegt. Der Veteran Nicolas Chauvin aus Rochefort war ein überspannter Napoleonschwärmer; seine Vaterlandsliebe und seine übertriebene Verehrung und Anhänglichkeit für Napoleon wurden berühmt, vorbildlich, aber auch oft ins Lächerliche gezogen. Die Brüder Cogniard nannten eine der Personen ihres Vaudevilles „La Cocarde Tricolore" (1831) Chauvin, auch Scribe verwandte die Bezeichnung in seinem Lustspiele „Le soldat laboureur", und so wurde sie volkstümlich. Das Wort Chauvin selbst kommt vom lateinischen Calvinus (von calvus, kahl) der Kahlkopf.

Eine gute Verdeutschung für „Chauvinist" ist manchmal, nicht immer, **„Heißsporn"**. Daß dieses die wörtliche Übersetzung des englischen „Hotspur" ist, des Beinamens, den in Shakespeares „Heinrich IV." Henry Percy führt, dürfte bekannt sein; ebenso, daß es ursprünglich den bezeichnen soll, dessen Sporen durch beständiges oder stürmisches Reiten heiß werden, also den, der sein Pferd rücksichtslos anspornt, dann aber überhaupt den Tollkühnen, Hitzigen, Ungestümen.

Heißsporne und Chauvinisten waren die Italiener, die im Jahre 1861 einen Verein gründeten, um Nizza zurückzuerwerben; sie nannten diesen **„Irredenta Italia"**, und daher spricht man jetzt vielfach von Irredenta, Irredentisten usw. Was heißt nun dieses „Irredenta"? Wörtlich „die Unbefreite". Es ist das verneinte Mittelwort vom italienischen redimere „loskaufen, befreien": redento befreit, irredento unbefreit. „Irredenta Italia" heißt also „Unerlöstes Italien". Seit 1878 benannte man nun so die italienische Partei, die Triest und Südtirol, überhaupt die österreichischen Länder mit italienisch redender Bevölkerung als „unerlöstes Italien" betrachtete und zurückerobern wollte, und aus deren Reihen anfangs der achtziger Jahre die bekannten Anschläge gegen den österreichischen Kaiser verübt wurden. Im weiteren Sinne bezeichnet man nun-

mehr also als Irredentisten auch Männer in anderen Ländern, die verlorene Gebietsteile zurückzuerobern streben, und man kann z. B. Schleswig-Holsteiner und Dänen, die den deutschfeindlichen und dänemarkfreundlichen Bestrebungen zur Lostrennung der „Meerumschlungenen" vom Reiche huldigen, „dänische" oder allgemeiner „nordische Irredentisten" nennen.

Betrachten wir zum Schlusse noch einmal eine kleine Reihe von Wörtern, die uns ganz geläufig sind, die wir oft täglich gebrauchen, und über deren Ursprung sich doch manche keine Rechenschaft zu geben wissen.

Da ist zunächst einmal der **Horizont.** Dieses Wort kommt vom griechischen ὁρίζων, das ist das Mittelwort der Gegenwart von ὁρίζειν, begrenzen (zu ὅρος, die Grenze), und ergänzend hinzuzudenken ist etwa κύκλος (der Kreis), also „der begrenzende Kreis", wie wir denn jetzt gut deutsch dafür sagen Sehkreis oder, was Zesen in seiner Fruchtbringenden Gesellschaft bereits vorgeschlagen hat, Gesichtskreis. Daß aus dieser Sprachgesellschaft des 17. Jahrhunderts auch erst viele andere deutsche Wörter hervorgegangen sind, ist ja bekannt (vgl. auch S. 137); zu ihnen gehören u. a. auch Abhandlung und Anmerkung. Eine andere Verdeutschung für Horizont hatte schon 1540 Alberus vorgeschlagen, nämlich „Aug-End"; im 16. Jahrhundert war das fremde Wort nämlich überhaupt erst vereinzelt aufgetaucht, im 17. aber war es schon allgemein gebräuchlich. Unsere Wörterbücher verlangen die Betonung auf der letzten Silbe (Horizónt), sehr häufig aber hört man doch auch Hórizont sprechen, besonders in der Wendung „das geht über meinen Horizont", wo Horizont übertragen angewendet für Fassungskraft oder Fassungsvermögen steht. Betrachten wir diese Redensart näher, so müssen wir uns sagen, daß eigentlich was über den Horizont geht, gerade zu sehen, sichtbar ist, während sie doch das Gegenteil sagen will;

und das bleibt selbst dann, wenn man deshalb ergänzend hinzufügen möchte „hinaus“: über meinen Horizont hinaus. Aber man denkt eben hier bei Horizont gar nicht die Linie, die unseren Sehkreis ringsum schließt, sonst müßte es ja heißen „das geht unter meinen Horizont“, sondern man denkt an das Ganze, das das Auge, das geistige Auge über dieser Linie zu umfassen vermag; und was über diesen ganzen Sehbezirk hinausgeht, das ist dann gemeint.

Ein anderes ganz alltägliches — leider immer noch alltägliches — Wort ist **„Bureau“**. Dieses hängt mit italienischem bujo dunkel zusammen, dazu altfranzösisches buire braunrot, spanisches buriel rötlichbraun, neufranzösisches buret die Purpurschnecke. Ja, aber wie? Nun, von dieser Farbenbezeichnung hat ein Stoff den Namen, der französisch bure heißt, ein grobes Wolltuch, und hiervon wieder kommt bureau, der mit solchem Stoffe überzogene Tisch, also der Arbeitstisch, der Schreibtisch. Jetzt sagt man gewöhnlich der grüne Tisch, was nicht mehr zu der früheren Farbe stimmt. Den Schreibtisch nun vergrößernd und veralgemeinernd zur Schreibstube zu machen war ein verhältnismäßig kleiner Schritt. In den deutschen Wörterbüchern erscheint Bureau zuerst 1695, bis dahin hatte man „Schreibstube“ gesagt, und Schreibtisch und Schreibstube sind denn ja auch die Verdeutschungen, die am meisten passen; dazu dann Kanzlei, Amt, Dienstzimmer, Geschäftsstelle, -raum, -zimmer, -stube und viele, viele andere, z. B. auch das zwar etwas schwerfällige, aber gediegene und vornehme „Amtsgemach“, das Gustav Freytag einmal in einer späteren Auflage seiner Werke für früheres „Bureau“ eingesetzt hat. Merkwürdig ist, daß wir uns an die deutsche Schreibung Bürokrat sicherlich leicht gewöhnen würden, an Büro allein aber wohl viel widerwilliger. — Und wenn eine Frau sagt, ihr Mann sei „im Bureau“, so heißt das in unzähligen Fällen gar

nichts mehr als „er ist im Geschäft“; aber um wieviel vornehmer und großartiger klingt nicht jenes als dieses, nicht wahr?

Dort im Bureau, im Geschäft liest der Mann in einer Mußestunde (vgl. S. 19) die Zeitung — die **Zeitung,** ist das nicht auch ein gar seltsames Wort trotz seiner Alltäglichkeit? Wir wissen zwar alle, daß es ursprünglich gar nicht das bezeichnete, was es *heute* bezeichnet, daß es vielmehr „*Nachricht*“ bedeutete, wie es z. B. Schillers Daniel gebraucht, als er zu Karl Moor sagt: „Ihr hättet 's sollen mit ansehen, wie sie sich geberdete, als die Zeitung kam, Ihr wärt gestorben, die der gnädige Herr ausstreuen ließ.“ Mancher weiß auch vielleicht, daß die „fliegenden Blätter“ des 16. und des 17. Jahrhunderts am Kopfe die Worte trugen „Newe Zeitung“, und daß sich eben davon die jetzige Bezeichnung entwickelte, als jene Blätter allmählich zu einer ständigen Einrichtung wurden. Aber woher diese Endung -ung? Sie findet sich doch sonst fast ausschließlich an Zeitwortstämmen, und außerdem nur in den Wörtern Holzung, Ödung, Waldung, Wüstung; zu diesen läßt sich aber in der Bildung „Zeitung“ keine Ähnlichkeit feststellen. Es steht allerdings — ebenso wie das noch nicht ganz aufgeklärte *Nehrung* — ziemlich allein. Es ist nämlich zu einem niederdeutschen Worte tiding(e) gebildet (niederländisch tijding, englisch tiding, altnordisch tidende), das zu einem Zeitwort tiden „sich begeben, reisen“ (englisch to betide, sich ereignen) gehört, also etwa Reiseerlebnis bedeutet; es wurde durch niederdeutsche Kaufleute verbreitet, und trat seit dem 15. Jahrhundert auch in Oberdeutschland auf, wo man es eben an „Zeit“ anlehnte.

Eine kleine Ecke pflegt selbst in den großen Zeitungen dem Scherze geöffnet zu sein, dem Humor, den **Anekdoten.** Griechisches *ἀνέκδοτα* bedeutet „Unausgegebenes“, also: noch nicht Veröffentlichtes, etwas ganz *Neues*; das ist die Grundbedeutung,

man hat dann aber in allen Sprachen, die es haben — und ihrer sind viele — noch die anderen Begriffe des Kleinen und Kurzen, und des Merkwürdigen hineingelegt. Verdeutschen kann man dieses Wort oft sehr hübsch durch „Zug" (ein schöner, bedeutsamer Zug aus dem Leben Bismarcks u. ä.), auch durch Witz, Geschichtchen, „Etwas Hübsches" u. ä. Ausgesprochen wird dieses Fremdwort sehr oft oder wohl meistens mit zwei harten t, weil wir hinter dem harten k nicht leicht ein weiches d sprechen können, also Anekdote; wie sich umgekehrt der Adjutant meist eine Erweichung seines ersten t zu d gefallen lassen muß, und dazu auch umgekehrt eine Verhärtung des d zu t, also: Atjudant.

Spazieren gehen — ein ganz geläufiger Ausdruck, den meisten wohl auch ganz deutsch erscheinend, manchem aber doch schon allein wegen der Endung -ieren als ursprünglich undeutsch verdächtig. Man hat dieses Wort allerdings, und bereits im 13. Jahrhundert, dem Italienischen entlehnt, wo es spaziare lautet; dieses entspricht lateinischem spatiari, eigentlich einen Raum (spatium) durchgehen, dann umhergehen, lustwandeln — dieses letzte ein Wort, das auch wieder eine Erfindung Philipps von Zesen ist; die Holländer können spanseeren und wandelen sagen.

Gehen wir im Sommer spazieren und freuen uns etwa der **Garben**, da kommt dem, der gerne über Wörter und ihr Werden und Wesen nachdenkt, der Gedanke: woher wohl dies Wort „Garbe"? Es ist ein altes deutsches; althochdeutsch garba bedeutet ursprünglich eine Handvoll, und gehört zur altindischen Wurzel grbh fassen, ergreifen, mit der auch die mundartlichen Zeitwörter „grapsen" und „grappen" verwandt sind. Während die Garbe im Gemeinengliſchen sheaf (unser mundartliches „Schaub[e]") heißt, gibt es doch auch eine Mundart dort, die von Somerset, in der es in der Form gerbe für eine Handvoll Heu erhalten sein

soll, während andere englische Mundarten eine französische Weiterbildung des Wortes, garbage, dafür kennen, garb selbst aber nur als Wort der Wappensprache.

Ein andermal fragt ein wißbegierig Kind bei solchem Spaziergang den Vater, als er ihm eine **Heuschrecke** zeigt und erklärt, woher der zweite Teil dieses Wortes kommt, den es sich mit erschrecken nicht zusammenzureimen vermag. Da muß der Vater denn die Grundbedeutung von „schrecken" kennen, um die gewünschte Aufklärung geben zu können, und die ist „springen" (vgl. scherzen S. 184); sie zeigt sich besonders klar noch in „zurückschrecken", das plötzliche Zusammenfahren ist eben das, was das Wort auf die Gemütsbewegung übertragen ließ. Die Heuschrecke, älter der Heuschreck, heißt also eigentlich Heuspringer, wie sie denn auch bei den Holländern sprinkhaan (Springhahn) und bei den Engländern grass-hopper (Grashüpfer, früher auch gærs-stapa, Grasstapfer) heißt.

Auch die Telegraphendrähte machen wißbegierigen Kindern in vieler Hinsicht viel zu schaffen, auch sprachlich; mein kleiner Junge hat sich z. B. aus der oft gehörten Mehrzahl die Drähte ein eigenes Wort „das Gedräht e" zurechtgebrechselt, ganz gleich gebildet wie andere ihm geläufige Sammelwörter mit Ge- (vgl. auch S. 100); von diesem Gedrähte ist er schwer abzubringen. Ist er einmal größer, so wird's ihm wohl wie manchem anderen gehen: er kann sich das h nicht erklären, das vorschriftmäßig vor dem t stehen soll; es hinter das t zu setzen, wie es jetzt noch so viele tun, wird er zwar nicht versucht sein, denn er wird ja überhaupt keine deutschen th mehr kennen lernen. Nun, dieses h stammt aus dem Zeitwort drehen, mit dem **Draht** verwandt ist; aber in der alten Sprache fehlte das h sowohl im Zeitwort (drâen) wie im Hauptwort (drât). Unserem Draht, wie es denn ja eben Gedrehtes heißt, entspricht englisches thread, Faden. Das Wurzelwort ist tre, das in vielen

griechischen Wörtern steckt; aus einer andereu Wurzel neben dieser, aber mit Kehllaut, trehh, ist drechseln entstanden (vgl. lateinisches torqueo drehen, griechisches ἄτρακτος die Spindel). Sollte aber nicht das Gemeinsame des Schnurrens beim Drehen und Drechseln doch auch das Gemeinsame des anlautenden dr in beiden Stämmen sein? — Jetzt bezeichnen wir mit Draht nicht mehr gedrehte Fäden, sondern fast nur noch aus Metall Gedrehtes.

Für Edelmetall hat man ein Gewicht, das man **Karat** nennt; ein allgemein bekanntes, und doch vielfach unverstandenes und vielen unverständliches Wort. Wir haben es italienischem carato entlehnt, und diesem liegt griechisches κεράτιον, das Johannisbrot, zu Grunde; die Samenkörner dieser Frucht wurden nämlich als Gewicht benutzt, daraus entstand arabisches qîrâ't, spanisches quilate, früher quirate, französisches carat, italienisches carato.

Von den unedlen Metallen sind ganz bekannt Zinn und Zink, Blei und Blech. Aber wie? Zinn und Zink lautlich so ähnlich, und Blei und Blech lautlich so ähnlich — die Sachen, die sie bezeichnen, müssen wir anders anordnen, denn Zinn ist ähnlich dem Blei, man denke nur an Zinnsoldaten und Bleisoldaten, und Zink gehört zu Blech, denn Blech ist aus Zink gemacht. Da dürften wohl einige Worte über diese vier Wörter angebracht sein. — **Zinn** ist ein gemeingermanisches Wort, althochdeutsch zin, englisch tin, ebenso holländisch; französisches étain kommt von dem zu Anfang besprochenem lateinischen stannum (s. S. 5 u.), hat aber mit unserem deutschen Worte nichts zu tun. Ob **Zink**, das überhaupt erst im Neuhochdeutschen auftritt, mit Zinn zusammenhängt, ist nicht sicher; zwar sagen einige, das im Slawischen an Zinn angehängte k hätten die Deutschen beibehalten, als sie Wort und Sache entlehnten; andere aber meinen, es hange mit „der Zinken" (die Zacke) zusammen, weil Zinn beim Schmelzen Zinken bilde; wieder

andere sagen, es komme von persischem seng (Stein, Mineral, Erz); und noch andere schreiben die Ähnlichkeit der Namen der Ähnlichkeit der Metalle selbst zu.

Ganz verschieden sind dagegen Blei und Blech. Das Wort **Blei**, im Mittelhochdeutschen blî (Wesfall: bliwes), entspricht althochdeutschem blîo, plîo, altnordischem blý; weiter aber läßt es sich leider nicht zurückverfolgen, selbst im Gotischen fehlt es, und im Englischen, wo lead (holländisch lood, deutsch Lot, davon auch löten) seine Stelle vertritt, gleichfalls. Man vermutet aber, daß es das bläuliche Metall bedeuten soll und mit anderen verwandten Wörtern zusammenzustellen ist wie altenglisch bleo Farbe, althochdeutsch pliuwan schlagen, bläuen u. a.; auch mit „bleich" aber dürfte Berührung stattgefunden haben. Vielfach wurde früher, und wird wohl noch, mit dem Ausdruck „Blei" sowohl das Blei wie das verwandte Zinn umfaßt, wie man denn ja auch Zinnsoldaten und Bleisoldaten unterschiedlos hören kann; auch nannte man wohl das Zinn weißes Blei, und das Blei schwarzes Blei.

Blech dagegen (mittelhochdeutsch blëch) entspricht althochdeutschem blëh, plëh, altnordischem blik; holländisch entspricht blik, schwedisch bleck; aber im Englischen fehlt auch dieses Wort gänzlich. Es ist stammverwandt mit „bleichen", mittelhochdeutsch blîchen. Die Wurzel blik, glänzend, ist das Gemeinsame: also das glänzende Metall; es bezeichnete ursprünglich auch nur das Gold blech, während Blei das bleiche Metall war — aber bleich hieß ursprünglich gleichfalls hell, glänzend. Mit Blech nun bezeichnen wir alle Arten durch Walzen oder Hämmern plattenförmig gemachter Metalle, wir sprechen von Eisenblech, Goldblech, Kupferblech, Silberblech, Zinkblech, meinen aber in der Regel dies letzte, wenn wir Blech allein sagen.

Mit Blech, Blei, Zink und Zinn arbeiten zumeist die Handwerker, die man in der einen Gegend Klempner, in der anderen Spengler

nennt — beides Bezeichnungen, deren Entstehung manchem unbekannt sein dürfte. **Klempner**, eigentlich Klempерer, zu klempern, ist ein ziemlich junges Wort, das sich aber zu dem mittelhochdeutschen Zeitworte klampfern, verklammern, und dessen Hauptwort klampfer, aber auch noch zu anderen stellen läßt. Hildebrand sagt im Grimmschen Wörterbuche, es „sehe aus, als wäre der Name von der Nachbarschaft gegeben, eigentlich als Necknamе"; und warum wohl? Nun, weil „klempern" schließlich das selbe ist wie klimpern, klappern, hämmern; und auch klampern bedeutet eben Geräusch machen, wie es dünnes Metall tut; wie denn auch oberdeutsch der Klempner Klamperer oder noch Klampferer heißt. Da nun aber auch „Klampe" die Klammer oder die Krempe am Buche bedeutet, so kann man Klempner auch davon ableiten: Klampe, Klämpner, Klempner; um so mehr als sich ganz ähnlich der andere weiter verbreitete Ausdruck für die Leute dieser Zunft, **Spengler**, entwickelt hat, nämlich aus Spange, Spängel (Spänglein) —Spängler, Spengler, so daß sich ebenso wie Spangenverfertiger auch Klampen- oder Klammermacher begrifflich erweitert hätte zu Blechschmied überhaupt. Neben Blechschmied kann man auch hören Blechschläger, Blechler und Blechner; und Flaschner, wie man in Schwaben sagen soll, heißt natürlich eigentlich nur einer der Blechflaschen macht.

Andere immer wieder gebrauchte, und doch von manchem eigentlich unverstandene Ausdrücke sind z. B. **Gründonnerstag**, Karfreitag, Ketzer, Frohnleichnam. Die Bezeichnung des Donnerstags vor Ostern als grün hat man verschieden zu erklären versucht; sie ist gar nicht so neu, wie man vielleicht anzunehmen geneigt sein könnte, sie kommt vielmehr schon im Mittelhochdeutschen vor. Aber weshalb grün? Weil der Tag ins Frühjahr fällt, wo man leicht die ersten grünen Kräuter auf den Tisch zu bringen vermag? Kaum;

diese Sitte, an diesem Tage frisches Gemüse, grünen Kohl, Gründonnerstag-Kohl zu essen, dürfte sich vielmehr erst aus dem Namen selbst entwickelt haben; nicht etwa hat umgekehrt eine etwa uralte derartige Sitte den Namen veranlaßt, auch wohl nicht die Tatsache, daß das Osterlamm der Juden nach dem Gesetze mit grünen Kräutern zubereitet oder gegessen werden mußte. Auch braucht ja der lateinische Name „dies viridium", wie das Hermann Schrader nach Grimm in seinem „Wundergarten der deutschen Sprache" einmal so hübsch ausgeführt hat, gar nicht „Tag der grünen K r ä u t e r" zu heißen, er heißt nur „Tag der Grünen". Mit „grün" wird dann hier das bezeichnet, was frisches, neues Leben, was Heil bringt; „diejenigen, welche in der Fastenzeit öffentliche Kirchenbuße getan hatten und durch die Asche des Aschermittwochs Graue geworden waren, wurden an unserem Donnerstag wieder Grüne, Reine, Sündlose", und — füge ich hinzu — Hoffnungs- und Auferstehungsfreudige. Diese feine und sinnige Erklärung wird bestätigt dadurch, daß Fischart den Tag den grünen oder weißen (also den unschuldigen) Donnerstag nennt, daß auch die Franzosen ihn jeudi saint oder jeudi absolu, auch jeudi de l'absoute (Donnerstag der Absolution, der Lossprechung) nennen, und daß die Engländer für ihn die Bezeichnung Sheer Thursday haben, was den klaren, lauteren, reinen Donnerstag bedeutet (sheer ist unser schier). Auch die Bezeichnung „G u t e r Donnerstag" kommt vor, und zwar schon recht früh, wie man denn auch die anderen Tage der Woche vor Ostern und diese selbst die gute nennen hören kann. Häufiger aber ist der Ausdruck **Karwoche**, und **Karfreitag** für den Todestag des Herrn, den hinwiederum die Engländer nur Good Friday nennen. Woher dieses Kar, oder wie man auch noch häufig lesen kann, Char? Es ist ein urdeutsches Wort, das uns allerdings sonst nur vereinzelt erhalten ist: kara, chara, die Sorge, Trauer, stille Wehklage; im Mittelhochdeutschen noch kar-

men = klagen, eine Nebenform von kar-n: im Englischen care die Sorge, der Kummer. Man sagt auch kurz Kartag statt Karfreitag: in den deutschen Gemeinden der Venedigischen Alpen aber nennen sie Kartag überhaupt jeden „Tag, an welchem ein Verstorbener unter Klaggeschrei beerdigt, und dann das Leichenmahl gehalten wird"; ferner steckt unser kar noch in dem schweizerischen Ausdruck „Karjammer" (ursprünglich Totenklage, jetzt Lärm).

Während den Evangelischen der Karfreitag als der höchste, der heiligste Feiertag gilt, betrachten die Katholiken als solchen den **Frohnleichnamtag**. Aber so wenige den „Karfreitag" zu erklären wissen dürften, weil „Kar" uns sonst ganz ungeläufig ist, so wenige wissen auch über die Entstehung des Namens „Frohnleichnam" Bescheid, da auch „Frohn" sonst nur in ganz vereinzelten Wörtern noch auftaucht. Die französische Übersetzung corps de Notre-Seigneur führt uns auf die Spur, denn Frohn bedeutet nichts anderes als Herr, oder vielmehr „herr-lich, des Herrn, dem Herrn gehörig", dann „heilig", es gehört zum althochdeutschen frô der Herr, und ist eigentlich dessen versteinerter Wesfall der Mehrzahl (frôno); zu frô gehört aber Frau (frouwa), die Herrin, das Weib des Herrn. Die zu Grunde liegende indogermanische Wurzel prwo bedeutet „der Erste", wie ja auch Fürst, dem englischen first entsprechend, nur der Erste heißt (althochdeutsch furisto), und wie z. B. Herr ursprünglich der erste Steigerungsgrad von hehr ist (althochdeutsch hêriro), also „der Hehrere, der Ehrwürdigere" bedeutet. „Frohn" wurde zunächst für den Herrn des Himmels gebraucht, dann aber auch für den weltlichen Herrscher; im ersten Sinne also Frohnleichnam und mittelhochdeutsch vrônkriuze das Herrenkreuz, vrônalter des Herrn Altar; im zweiten Frohnbote, Frohnhof und Frohnfeste, und Frohnvogt im „Wilhelm Tell". Zu dem Zeitworte frohnen, dem Herrn

dienen, das uns noch in der Form fröhnen mit der Bedeutung „ergeben sein" leidlich geläufig ist, gehören Frohndienst und Frohnarbeit. Welcher Gegensatz doch zwischen Frohnleichnam und fröhnen, das wir heutzutage fast nur noch in der Verbindung „dem Laster fröhnen" anwenden! Jenes erstarrte frôno aber wurde auch geradezu in ein Eigenschaftswort verwandelt, das wir jetzt kaum noch kennen; aber z. B. in dem 1859 erschienenen „König Alfred" von Julius von Soest (J. A. G. Disselhoff) kommen die Verse vor:

„Bringt mir Kron' und Kreuz, das frohne,
Daß es hemm' den Flug des Glücks!"
Rief der König. Stab und Krone
Gab man ihm und Crucifix.

Die den Frohnleichnamtag feiern, sie nennen die, die den Karfreitag feiern, vielfach **„Ketzer"**. Welch seltsames Wort ist doch auch dieses! Seltsam allerdings, selbst wenn wahr ist, was man bisher für das Wahrscheinlichste zu seiner Erklärung hält. Auf Griechisch nämlich nannten sich die Anhänger einer den Manichäern ähnlichen Sekte im südwestlichen Europa, die die reine Lehre Christi wiederherstellen wollten, καθαροί, d. h. die Reinen (wie denn auch Katharina „die Reine" heißt). Italienisch wurde daraus Gaz(z)ari, und mittelhochdeutsch Ketzer. Da man des Ursprunges des Wortes aber bald vergaß, so brachte man ihn mit der Katze zusammen, dem falschen, dem Teufelstiere, und schrieb es auch wohl Kätzer. Vom 15. Jahrhundert an nannte man Ketzer alle die, die nicht glaubten was die römische Kirche vorschreibt.

Ob nun Ketzer oder nicht, in ihren Kirchen haben die Christen eine **Orgel**; auch „Orgel" aber ist solch ein alltägliches Wort, dessen Ursprung sicher den wenigsten bekannt ist. Das Grundwort ist das griechische ὄργανον (Gerät, Werkzeug), das wir ja als vielbeliebtes Fremdwort „Organ" mit den verschiedensten Bedeutungen mit uns herumschleppen; es wurde schon griechisch auch vielfach

allgemein für Musikinstrument gebraucht, ebenso wie das lateinische instrumentum (von instruere, herrichten) ursprünglich gleichfalls nur „Gerät" bedeutet, bei uns aber erst auch als Musikinstrument auftritt. Die Mehrzahlform des lateinischen organum, organa, die eben andeutet daß viele Blasinstrumente zusammenstehen, entlehnte bereits das Althochdeutsche als organâ, woneben schon ziemlich früh die Form orgela auftrat, so wie ja aus mortarium, wie wir früher sahen (s. S. 55), Mörtel werden konnte, und wie aus turtur Turtel(taube), aus marmor Marbel, und aus cuminum Kümmel; man vergleiche auch Klüppel neben Knüppel, Kläuel neben Knäuel. Orgel stellt sich in dieser Form mit seiner Endung aber auch zu Trommel und Fiedel.

Nun beachte man: Orgel aus organum, organa, Gerät, Geräte, — Instrument aus instrumentum, Gerät, — und ein drittes alltägliches Wort, **Oper**, aus opera, die Mühe, Tätigkeit, wie denn im 18. Jahrhundert noch vielfach diese Form „Opera" auch im Deutschen üblich war, aus dem italienischen opera in musica im 17. Jahrhundert entstanden. Bemerkenswert ist auch, daß die Römer mit opera auch den Tagelöhner bezeichneten, und operæ theatrales im verächtlichen Sinne die Berufsklatscher des Theaters, die „Claqueurs", nannten; jetzt bezeichnet das selbe Wort in Italien, Frankreich, Spanien und England, und bei uns in verstümmelter Form, ein im Theater aufgeführtes Musikwerk. In Italien und Spanien bezeichnet das Wort auch jetzt noch das Werk, die Arbeit im allgemeinen; in Italien auch noch wie bei den Römern den Tagelöhner. Orgel wie Oper also, und in beschränkterem Maße auch Instrument, haben das gemein, daß ihr Begriff gegen den des Urwortes ganz wesentlich verengert — oder sagen wir auf Tagesdeutsch: spezialisiert — worden ist.

Um bei Italien und der Musik zu bleiben, sehen wir uns noch das Wörtchen **Scherzo** an, über das

wohl manche im Zweifel sind, ob wir ihm etwa unser deutsches Scherz entlehnt haben, oder ob nicht etwa die Italiener sich dieses angeeignet haben. Es ist tatsächlich deutsch, und zwar taucht es ebenso wie das Zeitwort „scherzen" erst zur mittelhochdeutschen Zeit auf, im Althochdeutschen fehlt es ganz, und ebenso in den anderen germanischen Sprachen; es bedeutet ursprünglich nur fröhlich springen, hüpfen (vgl. schrecken S. 176). Die Italiener haben es uns entlehnt, und man weiß nun nicht, worüber man sich mehr verwundern soll: ob über die wenigen, die den Musikverständigen und Kenner italienischer Aussprache spielen und sich krampfhaft bemühen s-kerzo zu sagen, oder über die vielen anderen, die gar nichts darin finden, dem deutschen Scherz ein italienisches o anzuhängen? Es ist wirklich spaßhaft.

Spaßhaft! Spaß, Späßchen, wie neckisch lacht es uns aus diesen Wörtchen an! Und wie deutsch klingen sie! Aber welch ein Scherzspiel: die Italiener hängen unserem Scherz ein o an, um ein scherzo zu haben, und wir kappen dem italienischen spasso sein Schwänzchen o, um einen Spaß zu haben! Dies übrigens erst in neuhochdeutscher Zeit, im 17. Jahrhundert; im Süden spricht man es wie im Italienischen mit kurzem a, im Norden aber hat man dieses lang gemacht. Woher aber das italienische spasso, soll ich noch sagen? Aus lateinischem expassum, ausgebreitet, von expandere, ausbreiten.

Und nun am Ende meines Büchleins ein paar Worte noch über Zweck, Ziel und Ende, drei Wörter, die auch am Ende manchem nicht ganz bekannt sein dürften. **Zweck** also bedeutet zunächst einen zugespitzten Pflock, wie ihn noch die Schuster als Schuhzweck benutzen, und wie wir ja die Form Zwecke in Heftzwecke haben, dann den beim Scheibenschießen in die Zielscheibe eingeschlagenen Pflock, also den Mittelpunkt, den Zielpunkt der Schießscheibe; dann bekam es die all-

gemeinere Bedeutung des Zielpunktes überhaupt, zunächst sinnlich, später übertragen. Die ursprüngliche Bedeutung aber tritt, wenn man nur mal darüber nachdenkt, noch ganz deutlich zu Tage in solchen Wendungen wie „den Zweck verfehlen, seinen Zweck verfehlen, seinen Zweck scharf im Auge behalten"; wie denn auch F e h l e r — das hat der alte Hildebrand einmal sehr hübsch ausgeführt — eigentlich nur der Fehl s c h u ß ist, woran wir gar nicht mehr denken, während uns bei dem Gegenteil T r e f f e r wohl noch ein Schimmer des Ursprünglichen geblieben ist; weniger wieder bei „den Nagel auf den Kopf treffen", was wir lieber auf das Einhämmern eines Nagels in die Wand beziehen; und wieder g a r nicht mehr bei „v o r t r e f f l i c h", was eigentlich den Speerwerfer kennzeichnet, der weiter trifft als ein anderer. Das selbe wie „vortrefflich" bezeichnet „ü b e r t r e f f l i c h"; aber man verstand dieses später nicht mehr, meinte, es sei übertréfflich, während es doch übertrefflich hieß, und machte es daher fälschlich zu u n übertrefflich. Ebenso bezieht sich „ü b e r s c h w e n g l i c h" ursprünglich auf den, der den Speer weiter zu werfen (schwingen) verstand als andere. Man behauptet sogar, aber bisher ohne Belege, das Z w e c k e s s e n sei keine neue Erfindung — „Essen zu einem bestimmten Zwecke" —, es sei vielmehr der Name des Essens beim Schützenfeste gewesen, bei dem der T r e f f e r d e s Z w e c k s als König gefeiert wurde. Wahrscheinlicher als diese Erklärung ist die, daß „z w e c k v o l l" davon herkommt, daß die Bolzen so lange in der Scheibe um den Z w e c k herum, den sie also „e r f ü l l t e n", stecken blieben, bis die nächste Abteilung ans Schießen kam. Der Ursprung des Wortes ist übrigens nicht bekannt, es tritt erst im Mittelhochdeutschen auf; z w i c k e n (dazu dessen Ablautform zwacken) hängt mit ihm zusammen; dieses will man mit „zwei "zusammenbringen, womit ja auch zweifellos „Zweifel" zusammenhängt, und man meint, „zwicken" heiße: „mit zwei Fingern

fassen", wie man die kleine Zwecke ja auch nur mit zwei Fingern fassen kann; andere sagen aber, zwicken heiße: „mit Zwecken befestigen, dann einklemmen". „Zwickel" aber ist die Verkleinerung zu Zweck, das zugespitzte, eingesetzte, keilförmige Stück.

Leibniz hat den philosophischen Begriff „Endzweck" geschaffen; neben Endzweck haben wir auch Endziel. Während aber Zweck heute ganz verinnerlicht, vergeistigt ist, bleibt bei dem Worte **„Ziel"** selbst in der übertragenen Bedeutung der Gedanke an den Endpunkt klarer zu Tage, denn auch Ziel ist ja der Endpunkt einer beim Wettkampfe, beim Werfen, Laufen oder Schießen, zu durchmessenden Bahn, wie es noch ganz deutlich hervortritt in dem Ausdruck „sich ein Ziel stecken". Das Wort Ziel ist weiter zurückzuverfolgen als Zweck, es entstammt ebenso wie Zeile und Zeit (englisch tide) einer germanischen Wurzel ti, die „festsetzen" bedeutet; so heißt gotisch ga-tils passend, tauglich, die altenglische Präposition til bedeutet „zu, hinzu", althochdeutsch zilôn, sich beeilen, althochdeutsch und mittelhochdeutsch zil eben unser Ziel.

Endziel und Endzweck sagt man, bedenkt dabei aber nicht, daß Ziel und Zweck beide ja schon das Ende bedeuten, und daß jene Wörter also sogenannte Tautologien sind, während **Ende** in der Bedeutung Zweck fast nur in bestimmten Wendungen vorkommt, wie „zu dem Ende" u. ä. Das Wort ende lautet im Althochdeutschen enti, im Gotischen aber andeis; man hat es daher zu griechischem *ἀντί*, gegen, stellen wollen und dann gesagt, es bezeichne das, was dem Standpunkte des Sprechenden gegenübersteht, wie man denn auch den Antichrist zum Endchrist machte, als dem der beim Ende der Welt erscheinen sollte. Urverwandt ist aber wohl auch altindisches antas die Grenze, das Ende, der Rand.

So bei „Ende" sei denn auch mein Buch zu Ende. Ich bin also am Ende und möchte nur noch ein paar

Worte über die Bedeutung von **„am Ende"** = vielleicht sagen; in der ursprünglichen vollen Bedeutung nimmt es gerne „vielleicht" oder „doch" zu sich, z. B. im Osterspaziergang im Faust:

„Nicht so geschwind! Dort hinten kommen zwei,
„Sie sind gar niedlich angezogen,
„'s ist meine Nachbarin dabei;
„Ich bin dem Mädchen sehr gewogen.
„Sie gehen ihren stillen Schritt.
„Und nehmen uns doch auch am Ende mit."

So konnte denn auch „am Ende" allein (ohne „doch" oder „vielleicht") schließlich die Bedeutung „vielleicht" annehmen, eine ganz natürliche Bedeutungsentwickelung. Man braucht also wohl nicht zu so weiten Erklärungen zu greifen wie die folgende ist: „am Ende = vielleicht, heißt eigentlich im Grunde genommen, wenn man der Sache bis ans Ende nachgeht, dann ‚vielleicht'; oder = wenn man ihr bis auf den letzten Grund nachspürt." Immerhin hat ja auch das vorher benutzte „schließlich" oft die Bedeutung „vielleicht", die sich bei ihm dann ähnlich erklären ließe: wenn man die Rechnung abschließt, die Sache bis zum Schlusse berücksichtigt.

So sei denn hier schließlich ein Ende gemacht. Am Ende kommt mir der eine oder andere Leser mit der Bitte, noch dieses oder jenes Wort, oder die eine oder andere Redewendung zu erklären, und wenn meinem Büchlein eine zweite Auflage beschieden sein sollte, kann ich solche am Ende berücksichtigen. Jedes Falles glaube ich gezeigt zu haben, daß wir eigentlich von unserem alltäglichen Deutsch recht wenig so recht verstehen, und zwar nicht allein von den vielen Fremdwörtern, die wir noch immer trotz allen Mahnungen gebrauchen, sondern auch von manchen urdeutschen Wörtern selbst. Und woher kommt diese auf den ersten Blick mehr als alles andere befremdliche Erscheinung? Weil wir die deutsche Sprache als etwas Fertiges von Kindesbeinen an kennen, sie gleichsam mit auf die Welt bringen

weil wir als Kinder bereits mit jedem Worte einen ganz bestimmten Begriff verbinden lernen, und weil wir es in der Schule so gerne für überflüssig halten, daß uns eben deutscher Unterricht erteilt wird, — Unterricht im Deutschen, das wir ja doch „von selbst" schon können und kennen und wissen und verstehen, besser und richtiger vermeintlich als uns irgend ein Lehrer es lehren kann. Wort und Begriff stehen also in den allermeisten Fällen von vornherein für uns fest, und ganz gedankenlos gebrauchen wir Tag für Tag beides, ohne über genauen Inhalt und Gehalt und Zusammenhalt beider irgendwie nachzudenken; denn es sind ja Ausnahmen, diejenigen, die ihre Worte auf die Wagschale legen. Wenn wir aber Engländern oder Franzosen oder irgend welchen anderen Ausländern irgend ein deutsches Wort erklären wollen oder sollen, dann merken wir oft erst, wie wenig wir in unserer eigenen Sprache Bescheid wissen, dann bedauern wir es so sehr, daß wir „manches nicht wissen". Jedes Wörterbuch und jedes Konversationslexikon kann uns natürlich darüber aufklären, aber nicht jeder besitzt solche, und nicht jeder versteht sie mit wahrem Nutzen zu benutzen. Wenn nun dieses mein Büchlein mit dazu beitragen sollte, manchem Leser in seiner unterhaltenden Form leichte Aufklärung zu bringen über so manches, was er bisher nicht wußte, so ist damit sein Zweck erfüllt, denn ich wollte unterhalten und belehren zugleich. Und wenn was spielend gelernt wird, am besten im Gedächtnis haftet, so mögen vielleicht auch die Leser dieser Plaudereien aus ihrer unterhaltend-belehrenden Form einigen Nutzen ziehen können. Gezeigt zu haben glaube ich aber auch, welche Fülle von Anregung sich dem bietet, der hineinpackt ins volle, blühende Leben unserer Muttersprache.

Übersicht.

Adieu 109.
Aktie 79.
Alibi 137.
Alkohol 30.
Amnestie 152.
Anekdote 174.
Anke 56.
Ansage 89.
Antimacassar 51.
Apfel 4.
Apfelsine 4.
Aufflammung 112.
aufgedonnert 101.
aufklaren 28.
auslösen 1. 95.

Baby 107.
Bacheberle 91.
Balkon 44.
banausisch 122.
Bank(geschäft) 78.
Bankerott 79.
Banquier 78.
in Bausch und Bogen 7.
Bauschal-Summe 8.
bebildern 112.
Bebildерung 112.
beduppen 23.
befummeln 23.
behammeln 25.
Beigeordneter 108.
Beiwacht 133.
belämmern 24.
bemogeln 23.
berappen 77.
Berline 27.
Bersaglieri 92.
bescheren 106.
beschummeln 23.
beschuppen 23.
beschupsen 23.
besitzen 167.
betuppen 23.
Bibliorhaptes 92.
in die Binsen gehen 121.
Binsengefechte 121.
Binsenwahrheiten 118.
birschen 92.
Bivouac 133.
Blättler 112.
Blag(e) 113.
Blamage 18.
Blech 178.
Blei 178.
Blitzmädel 101.
bloß (der Sünde) 82.
Böcklin 91.
böhmisch vorkommen 2.
böhmische Dörfer 2.
Bogen 7.
Bolero 103.
Bollwerk 133.
Boskett 51.
Boulevard 133.
Bouquet 51.
Boxkalf 159.
Bramarbas 170.
Bratscher 112.
Brezel 60.
Briefwechsel 137.
Brunst 4.
Bürgermeister 123.
Buffet 50.
Bukett 51.
Bureau 173.
Busch 51.
buscheln 24.
Butter 56.

Cape 103.
Carton 6.
Casette 7.
Cassette 7.
Champion 147.
Championat 148.
Champooing 147.
Chauvinist 171.
Chodowiecki 90.
civil 104.
Club 67.
Cochenille 59.
College (englisch) 83.
Commis 84.
Commodore 66.
Compost 59.
Compote 59.
Compotière 60.
Concert 155.
Concert 88.
Conditor 169.
Correspondenz 137.
Coupé 18.
Couvert 109.
Crème 58.
Curt 105.

Decernat 156.
denkbar 49.
Détail 168.
Diplomat 151.
Diversion 75.
Divertimento 76.
Domino 102.
Donner 101.
Doppelnamen 106.
Doublé 54.
Draht 176.
drechseln 177.
dreizinsig 154.
Droschke 26.
dundersnett 101.
Dvořák 90.

Eigenbrödelei 97.
Eigenbrötler 97.
Eigengut 98.
Eigenkleid 98.
Eigenleben 98.
eigenlebig 98.
Eigenpersönlichkeit 97.
eigenständig 98.
Eigenständigkeit 98.
eigenvoll 98.
Eigenwirtschaft 98.
Eigenwuchs 98.
Eimer 55.
Einenkel 122.
Einschlag 2. 96.

Einschuß 96.
einzigst 118.
Ende 186.
am Ende 187.
Enkel 122.
Enkel am Fuße 123.
Enonger 52.
Equipage 27.
erstklassig 139.
erstrangig 140.
(sich) erübrigen 129.
Esse 46.
in die Esse schreiben 47.
Estrich 18.

Fauteuil 51.
fauseln 24.
Fayence 49.
Feier 135.
Ferien 135.
fertig 4.
Feuchte 163.
feuchtfrei 163.
Fiaker 26.
fiseln 25.
fisseln 25.
Fladen 61.
flämmen 29.
Flammeri 58.
Flaschner 179.
Flinte 132.
Flitterwochen 100.
Frohnleichnam 181.
Fürst 181.
füttern 29.
fuscheln 24.
fuschen 24.
fußfrei 161.
futeln 24.
futtern 29.

Garage 158.
Garbe 175.
Garderobe 18.
Gardine 18.
ins Gebet nehmen 13.
Geburtanzeigen 105.
Gehre 114.
General 124.
Ger 114.
Gezieser 16.
Gierbrücke 114.
gieren 114.
Giergasse 114.
Gift 3.
Giuseppe 149.
gleich 100.
Göre 113.
Gründonnerstag 179.
Gulden 3.
Gully 27.
Gunst 4.

Haarpfleger 146.
Habbelkante 25.
Hals über Kopf 10.
Hammel(kante) 25.
Hauptmann 124.
Heidengeld 77.
Heißsporn 171.
Herr 181.
in aller Herrgottsfrühe 44.
Herrgottsvögelein 45.
wes das Herz voll ist 126.
Herzog 4.
Heuschrecke 176.
Hörsamkeit 112.
Horizont 172.
Hundstage 136.

Individuum 137.
Inserat 157.
Iroquois 63.
Irredenta 171.
Jacht 67.
Jahrhundert 137.
Jockei 21.
Journalist 112.
jugendlich 98.

Kalkulieren 153.
Kamin 46.
in den Kamin schreiben 47.
Kanditor 169.
Kapitän 143.
Karat 177.
Karfreitag 180.
Kartoffel 168.
Karton 6.
Kasette 7.
Kassette 6.
kaufmännisch 143.
Kearsarge 63.
Kemenate 46.
Ketzer 182.
Kiefer 168.
Klassiker 138.
klassisch 138.
Kleinling 108.
Klempner 179.
Klub 67.
Knall und Fall 8.
Knall- und Fall-Granaten 9.
Koks 80.
Kommiß 84.
Kommiß 84.
Kommißschenkel 83.
Kompost 59.
Kompott 59.
Komthur 67.
Konditor 169.
Konrad 106.
Konterbande 69.
Konzern 155.
Konzert 88.
Krakeel 101.
Kreide 103.
kundiger Thebaner 86.
Kunst 4.
Kupfer 54.
kuranzen 86.
Kurt 105.
kurz angebunden 82.
Kutsche 26.
Kuweehr 109.
Kux(e) 79.

Lambrequin 17.
Lambris 17.
Lammel 24.
lampern 24.
Landau(er) 27.
last not least 85.
Laube 51.
Lebensführung 145.
Lebenshalt(ung) 145.
Lebkuchen 61.
Lebzelte 61.
Leiche 100.
Leitbild 112.
die Leviten lesen 102.
-lich 100.
Litfaßsäule 88.
Loge 51. 133.
Loggia 133.
Lüster 50.
Lustration 50.
Lustrum 50.

Magdalen College 83.
Majolika 49.
Major 124.
Marzipan 61.
Massendenkmal 166.
mäuschenstill 14.
mausetot 14.
Mehrzahlbildung 167.
Messing 54.
Métropole 29.
Mitgift 3.
Mörser 54.
Mörtel 54.
Mondamin 56.
Moneten 4.
Monopol 29.
mores lehren 13.

morganatisch 138.
Morgende 42.
Morgen(d)s 41.
Mosait 19.
Motette 91.
muscheln 24.
Musik 19.
musivisch 19.
Mußestunden 19.

Näherin 104.
naturgemäß 99.
Neffe 123.
nieseln 25.
niseln 25.
nöseln 25.
nüchtern 43.
in die Nüsse gehen 121.

Oberst 124.
Ölgötze 35.
Ölkopf 33.
Ösel 46.
Omelette 57.
Oper 183.
Orange 4.
Orgel 182.
sich orientieren 89.
Ortband 72.

(ein) paar 116.
zu Paaren treiben 10.
Panik 81.
panisch 80.
Panzen 72.
Panzer 72.
Parolt bieten 126.
Parterre 18.
Passacaglia 92.
Pauschal=Summe 8.
Pensionär 148.
Perron 18.
Persönlichkeit 97.
Petit(s)fours 60.
Pfimmet 84.
Pfirsich 4.
pfuschen 24.
Pidgin=Deutsch 69.
in die Pilze gehen 121.
pirschen 92.
Plafond 18.
Plumeau 18.
Politik 81.
Polizei 81.
Pomeranze 4.
P. P. 145.
p. p. 145.
Prisengericht 68.
Programm 88.
Prozent 153.
prozentig 153.
p. t. 145.
Pudding 57.
pürschen 92.
Purée 57.

Quäker Oats 57.
Quitte 4.

Ränzel 72.
wie er räuspert 87.
Raid 74.
Ranzen 71.
sich Rats erholen 128.
Recital 93.
Referat 157.
Reform=Kostüm 163.
Regenschirm 26.
Reis 56.
Remontoiruhr 53.
Reseda 5.
restlos 96.
Retvisan 64.
Revirement 150.
Revolver 133.
Rhapsodie 92.
Roßkamm 22.
Roßmange 22.
Roßtäuscher 23.
Rotkreuzschwester 66.
Rouleau 17.
in die Rüben gehen 121.
Rundteil 112.

Säculum 137.
Samt 102.
sein Schäfchen ins Trockne bringen 10.
Schalbe 126.
Schalte(r) 125.
in die Schanze schlagen 13.
scheckig 125.
Scheibe 47.
Scheidemünze 4.
sich scheren 107.
Scherzo 183.
Schiffsmeister 143.
Schirm 26.
Schlips 161.
Schlot 46.
in den Schlot schreiben 47.
sich wie ein Schneekönig freuen 94.
Schneider 168.
Schneiderin 104.
Schornstein 45.
in den Schornstein schreiben 47.
Schreiner 143.
Schriftleiter 142.
Schriftsteller 141.
Schulterkleid 164.
Schwarzmeerflotte 64.
sechszinsig 154.
Seelenhaltung 145.
Seide 103.
Shampooing 147.
Share 107.
Shlips 161.
siechen 127.
siegen 127.
Siphon 31.
Skribent 140.
Söller 44.
Sonnenuntergang 3.
spanisch klingen 3.
Spaß 184.
spazieren 175.
Spengler 179.
Spezialgeschäft 147.
Spieltage 135.
Spion 131.
die Spitze bieten 127.
Sport 20.
s. t. 145.
Standard 144.
Standarte 144.
Stanniol 5.
Steuer 168.
Stiefel 168.
stoven 107.
Strapazen 73.
Straßengänger 112.
e. Strich durch die Rechnung machen 76.
Stube 107.
auf Stutz und Plutz 10.
der Sünde bloß 82.
Sunlight Seife 160.
Syphon 31.

Taft 102.
Taille 168.
Tailor=made 168.
Taler 3.
Tandem 21.
aufs Tapet bringen 16.
Tapete 16.
Tapezierer 17.
Tapisserie 17.
Tarif 27.
Tartüff 169.
täuschen 23.
tauschen 23.
mit tausenddundein Gründen 165.
Taxe 27.
Teller 168.

Teppich 17.
Tesching 131.
den Text lesen 102.
Theater 81.
kundiger Thebaner 86.
Thronforderer 112.
Tisch 47.
Tischler 143.
Toccata 92.
Töchterschule 134.
Tornister 70.
Torpedo 70.
Transchädel 34.
triebhaft 112.
Trott 28.
Trottoir 28.

überschwenglich 185.
sich umhören 90.
unartig 116.
in den Uneren 53.
ungezählt 31.
Ungeziefer 16.
unübertrefflich 185.
Utraquisierung 152,

Vehikel 27.
Venezuela 125.
Verken 91.
Verlobunganzeigen 95.
versiechen 127.
versiegen 127.
Vertikow 48.
vertuschen 23.
Vorsitzer 87.
vortrefflich 185.

Wagen 27.
Wau 5.
wes das Herz voll, des geht der Mund über 126.
in die Wicken gehen 121.
Wimper 124.
Yacht 67.

Zaunkönig 94.
Zeitung 174.
Zeitunger 113.
Zeitungsschreiber 112.
zermörscheln 55.
Zetermordio 13.
zetern 13.
Zettel 89.
Ziel 186.
Zink 177.
Zinn 177.
zinsig 154.
Zivil 104.
jeder Zoll ein König 86.
Zuber 56.
Zuchtknecht 82.
Zweck 184.
Zweckessen 185.
Zwickel 186.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

PF
3460
W8

Wülfing, Johann Ernst
Was mancher nicht weiss

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

1850